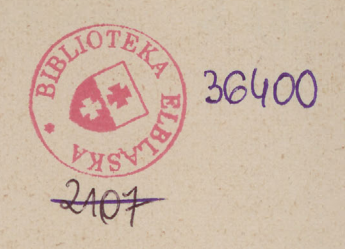
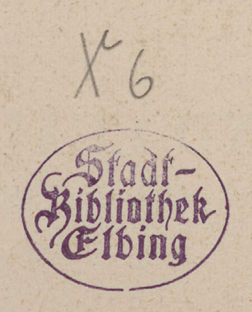
Deutsche Rundschau

BAND CCXLVII

(April – Mai – Juni 1936)

VERLAG BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. IN LEIPZIG


BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
36400
2107

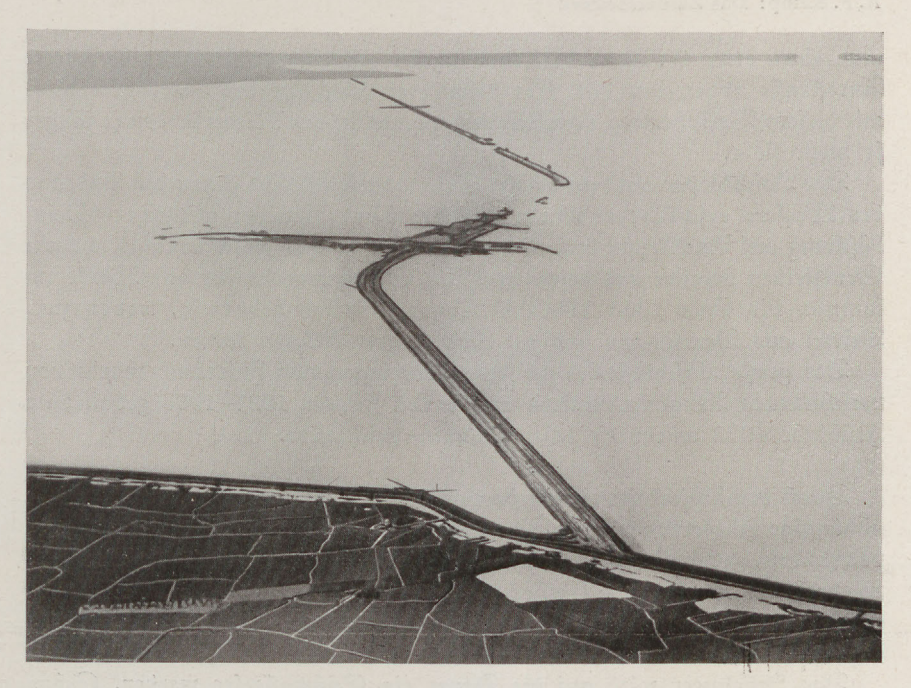

Stadt-
Bibliothek
Elbing



Inhaltsverzeichnis

zum Zweihundertsiebenundvierzigsten Bande

(April–Mai–Juni 1936)



Der große Deich ist im Entstehen

Das Zuiderseewerk

Von A. F. Kamp

Die Arbeiten, die man in den Niederlanden und in andern Ländern gewöhnlich mit dem Sammelnamen „Das Zuiderseewerk" bezeichnet, bestehen aus zwei grundsätzlich verschiedenen Teilen:

1. der Errichtung des großen Deiches, der die ehemalige Zuidersee abschließt und sie in ein Binnengewässer – das jetzt den Namen „Ijsselmeer" trägt – verwandelt hat, wodurch zugleich eine Verbindung zwischen Nordholland und Friesland hergestellt wurde;
2. den Landgewinnungen durch das Schaffen von „Poldern".

Der Abschlußdeich

Der Abschlußdeich besteht aus zwei Teilen: 2 Kilometer zwischen Nordholland und der ehemaligen Insel Wieringen und 30 Kilometer von Wieringen bis Frieslands Küste. Der Deich überragt die durchschnittliche Meereshöhe um etwa 7 Meter. Auf der ans Ijsselmeer grenzenden Seite liegt etwa 4 Meter über dem Meeresspiegel ein 33 Meter breiter Rain, von dem

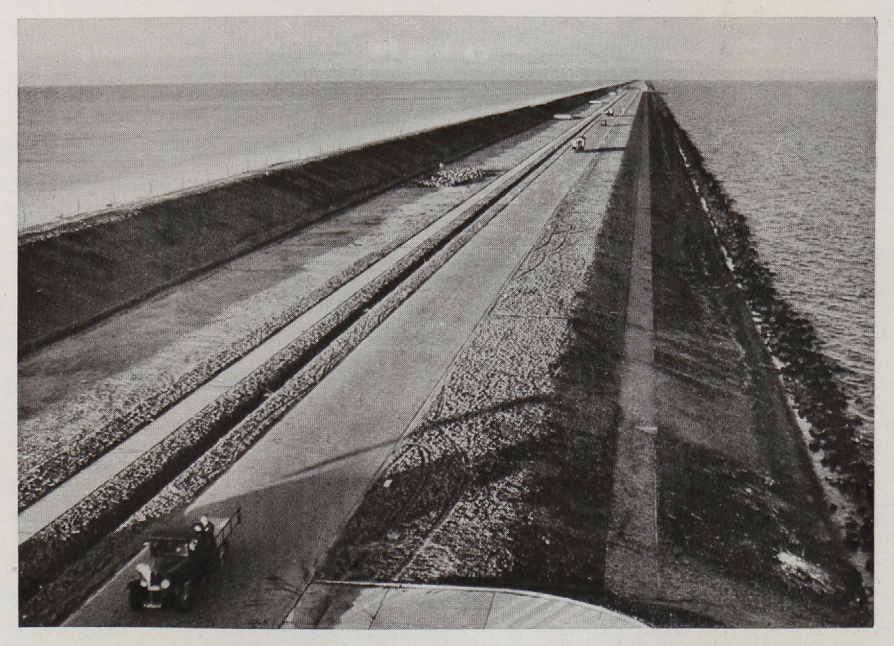
man einen etwa 6 Meter breiten Streifen für eine größtenteils betonierte Autostraße abgetrennt hat. Ein besonderer Weg für die Radfahrer läuft mit diesem Verkehrsweg parallel, wie man es in den Niederlanden je länger je mehr sieht.

Der Deichkörper wird an beiden Seiten durch Steine gegen den Andrang des Wassers geschützt; er wurde bekleidet über Wasser mit einer Steinböschung auf Backsteinschlag, unter Wasser ist eine Faschinenmatratze mit Senksteinen belastet und beschüttet. Als Schutz wurden für alle Werke zusammen bis Ende 1933 2800000 Tonnen Steine gebraucht, wovon zwei Drittel aus Deutschland und ein Drittel aus Belgien kamen.

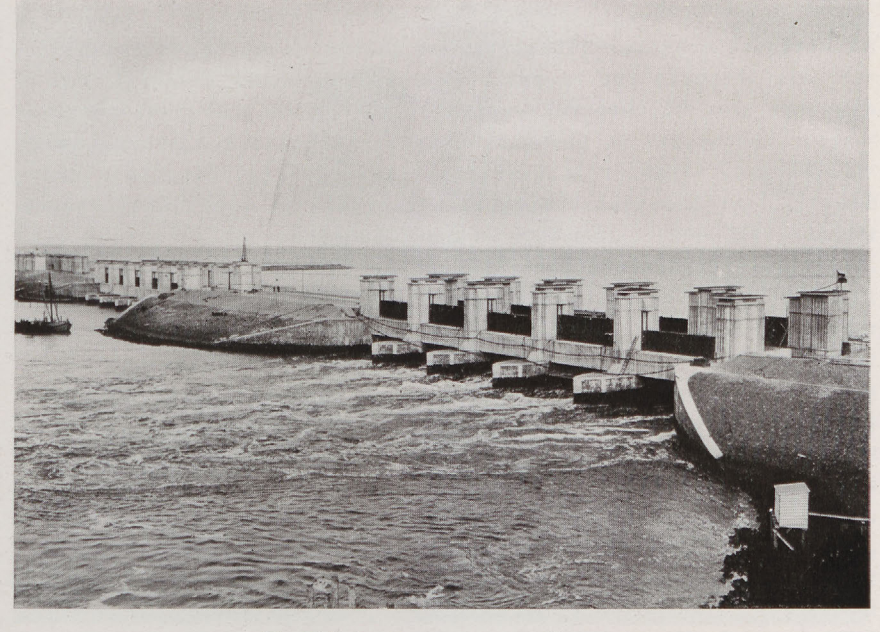
Der große Abschlußdeich zwischen Wieringen und Friesland wurde von verschiedenen Ausgangspunkten aus in den Jahren 1927–1933 gebaut; im Frühjahr 1932 wurde die letzte Öffnung geschlossen.

Durch den Abschlußdeich wurde eine 335000 Hektar große, von Gezeiten abhängige Wasserfläche in ein Binnengewässer mit beinahe konstantem Pegel verwandelt, etwas niedriger als der durchschnittliche Meeresspiegel (Nordsee), weshalb das überflüssige Wasser während der Ebbe durch die in den Deich eingebauten Entwässerungsschleusen auf natürlichem Wege in die Nordsee abgeführt werden kann.

Das Ijsselmeer wird auf die Dauer ein Süßwassersee werden. Schon jetzt hat dies großen Einfluß auf die Bewässerung von Nordholland und



Der Abschlußdeich mit Autostraße und Radfahrweg



Ein Teil der Entwässerungsschleusen

Friesland, vor allem auf die Viehtränke. Der Salzgehalt in der Nordsee beträgt jetzt etwa 30 Gramm Kochsalz pro Liter; das Ijsselmeer enthielt bei der Entstehung etwa 12 Gramm, im Juni 1935 nur noch 1,2 Gramm!

Die Schiffahrtskanäle in Friesland können durch das Einleiten von Süßwasser aus dem Ijsselmeer besser auf Niveau gehalten werden, weil das von den Bauern früher gefürchtete Versalzen von Buchten und Poldergewässern nicht mehr in Frage kommt. Eine beträchtliche Ersparnis entsteht außerdem dadurch, daß alle früheren Zuiderseedeiche aus Meerdeichen zu Seedeichen verwandelt wurden. Allerdings kann das Seewasser durch Sturm 3–4 Meter gegen die Küste in die Höhe gejagt werden, so daß die tiefgelegenen Gebiete auch durch Deiche geschützt werden müssen. Diese Deiche brauchen aber lange nicht so hoch zu sein, wie bei der ehemals offenen Zuidersee, und so sind auch die Unterhaltungskosten beträchtlich kleiner.

Dies sind einige der Vorteile, die sich durch den Bau des großen Abschlußdeiches ergaben. Dazu muß ich noch erwähnen, daß in der Nähe von Wieringen und Friesland zwei Schiffahrtsschleusen errichtet wurden. Außerdem wurden noch 25 Entwässerungsschleusen in den Deich eingelassen, jede 12 Meter breit mit 4 Meter Tiefgang, in Gruppen von je 5. Jede Öffnung wird durch vertikal elektrisch bewegbare eiserne Schiebetüren abgeschlossen. Im ganzen kann man also über eine Breite von mehr als 300 Meter stauen. Je nach Wasserstand können in 24 Stunden 150 Millionen Kubikmeter Wasser durch die Schleusen vom Ijsselmeer in die Nordsee abgeführt werden.

den Wieringermeerpolder in etwa 7 Monaten trocken. Schon vorher hatte man unter Wasser die Hauptkanäle und alle größeren Gräben ausgebaggert. Es war möglich, das Wasser beim Erscheinen des Meeresbodens während des Trockenpumpens durch diese Kanäle nach den Pumpstationen zu leiten. Die Kanäle und Gräben haben zweierlei Funktionen: einerseits dienen sie zur Entwässerung (nach dem ersten Trockenpumpen jetzt noch zur Abfuhr des überschüssigen Regenwassers und Grundwassers), andererseits als Wasserwege.

Es versteht sich von selbst, daß die Oberfläche von 20000 Hektar, wenn auch schon von einigen Kanälen und Gräben durchschnitten, nicht ohne weiteres für den landwirtschaftlichen Betrieb geeignet war. Der Boden mußte parzelliert werden. Bei dieser Parzellierung mußte man für die Feststellung der Ausmaße einer Parzelle mit verschiedenen Faktoren rechnen: Bodenbeschaffenheit, Größe und Art des landwirtschaftlichen Betriebes, Eignung als Acker oder Weideland usw. Im Wieringermeerpolder wechselt die Breite der Parzellen von 250–500 Meter, die Länge von 500 bis 1700 Meter. Die gangbarsten Maße sind 250 × 800 Meter, wodurch man also Parzellen von 20 Hektar erreicht, die nötigenfalls zu größeren Betrieben zusammengelegt werden können.

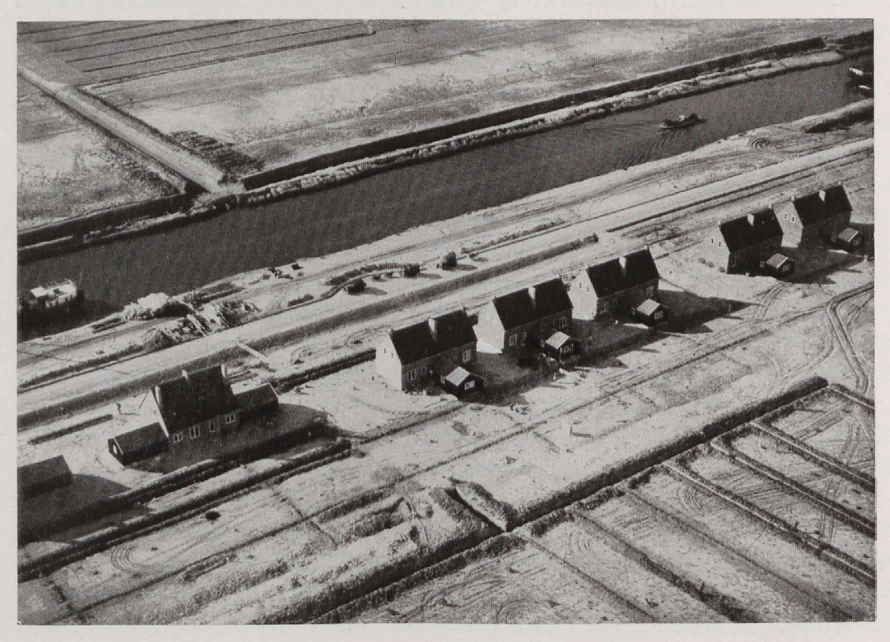
Schon bald zeigte es sich, daß der Verkehr zu Wasser einen weniger wichtigen Platz einnehmen würde, als man anfänglich dachte; infolge der Zunahme des Autoverkehrs kam der Transport mit Lastkraftwagen an erster Stelle. Die vielen Wasserwege machten etwa 60 Brücken notwendig. An Verkehrswegen liegen in dem Polder etwa 245 Kilometer, im allgemeinen schmal bepflastert, aber mit einer großen Rainbreite als Reserve, wo jetzt die Traktoren fahren, um die Wege nicht zu beschädigen.

Nach dem Ringen mit dem Wasser bei dem Bau von Deichen, Schleusen, Pumpstationen und Brücken kam bei den im Herbst 1931 angefangenen landwirtschaftlichen und kulturtechnischen Werken der Kampf gegen das im Boden zurückgebliebene Salz. Zur Urbarmachung des Polders wurde ein Netz von Gräben mit Maschinen und mit der Hand durch das ganze Gebiet gezogen, um das Regenwasser, welches das im Boden enthaltene Salz herausspült, schneller abzuführen. Nebenbei werden auch ganze Teile vom Polder dräniert, womit nicht die direkte Entsalzung, sondern die Förderung der Durchlässigkeit des Bodens bezweckt wird. Bekanntlich sind Gräben bei der Feldbestellung sehr hinderlich für die Maschinen usw. Durch Dränierung dagegen vermeidet man diese Schwierigkeiten. Außerdem ist bei dieser tieferen Entwässerung die Feldbestellung billiger. Momentan sind etwa 4000 Hektar Land dräniert. Das Anlegen der Abzugsgräben dauerte im ganzen zwei Jahre.

In den ersten Jahren versuchte man, das Entsalzen des Bodens soviel wie möglich zu fördern; eine genaue Kenntnis der Bodenbeschaffenheit war dafür Bedingung. Dazu ist eine Bodenkarte angefertigt worden, welche die Ergebnisse der Probebohrungen für je 5 Hektar bis zu einer Tiefe von 1½ Meter angibt.



Hauptstraße einer Siedlung im Wieringermeer-Polder

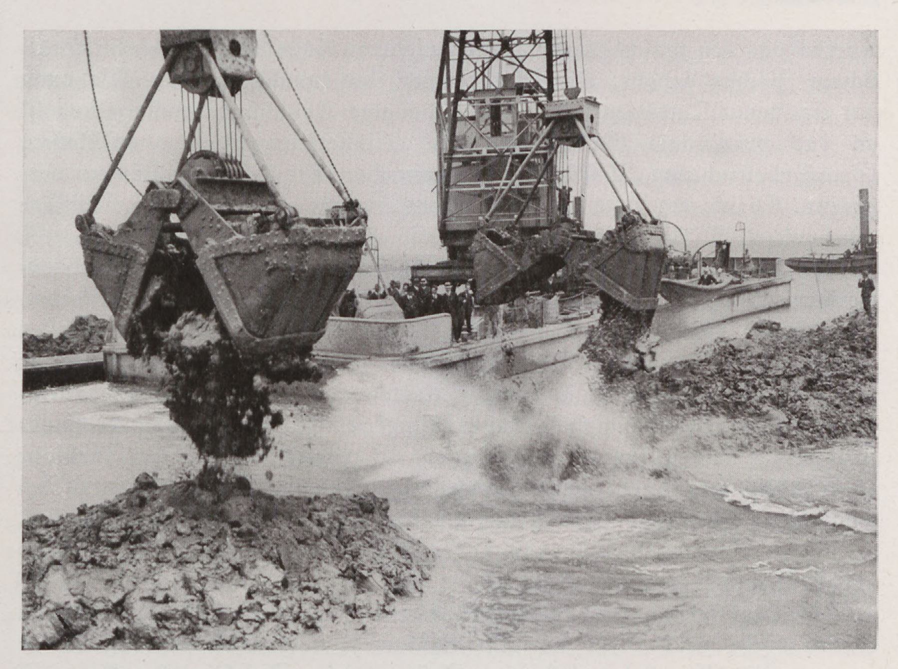


Die ersten Siedlungshäuser im neu gewonnenen Ackerland des Polders

Im Hinblick auf die landwirtschaftlich-wissenschaftliche Seite der Trockenlegung hat man schon 1927 einen 40 Hektar großen Probepolder angelegt, wo man unter anderem Anhaltspunkte über die Behandlung von salzhaltigem Boden gewann. Im November 1935 wurde aber dieser Probepolder als normales Kulturland verpachtet.

Während im Anfang die Hauptarbeit im Entsalzen des Bodens lag, rückte in dem Maße, in dem der Boden salzärmer wurde, das Bestellen des Bodens in den Vordergrund. Der holländische Staat finanziert alle diese Werke; der Boden des ganzen Wieringermeerpolders gehört noch dem Staat. Seit 1. November 1934 sind etwa 1500 Hektar verpachtet. Bis dahin wurde der ganze Polder als ein Großlandwirtschaftsbetrieb verwaltet. Nach der Trockenlegung hat man den Polder in 65 Betriebe von je etwa 300 Hektar eingeteilt, worauf in Erwartung der Bauernhöfe große Scheunen errichtet wurden zum Unterbringen der Ernte, Gerätschaften und Raupenschlepper, letztere bei weichem Boden mehr als Pferde zum Ziehen geeignet wegen ihres geringen Bodendruckes. Die Leitung eines solchen Betriebes wurde einem Betriebsführer anvertraut, der, von Haus aus oft selber Bauer, die Bodenverhältnisse im neuen Gebiet kennenlernen wollte, meistens mit der Absicht, später einen Pacht- oder Eigenbetrieb zu beginnen. Diese 65 Betriebe bildeten anfänglich zusammen einen Großbetrieb. In demselben Maße, in dem der Boden normal wurde und die Errichtung der Gebäude fortschritt, wurden kleinere Grundstücke durch Verpachtung diesem Großbetrieb entzogen. Bei den holländischen Bauern bestand reges Interesse für die erste Abgabe von Grundstücken (November 1934). Dies machte eine Auslese nach fachlicher Eignung und finanzieller Widerstandskraft möglich. Die 46 Bauern, die zusammen 1500 Hektar für sechs Jahre gepachtet haben, sind mit der ersten Ernte in jeder Hinsicht sehr zufrieden. Der Staat baut den Hof und verpachtet Land und Haus nach einem sogenannten beweglichen Pachtsystem. Für jeden Betrieb wird eine Grundpachtsumme festgestellt, die bei der Indexziffer 100 zu zahlen ist. Dieser Index wird jährlich für Weideland und Ackerland gesondert festgesetzt. Für Weideland wird er bestimmt durch den Durchschnittsjahrespreis für Milch, für Ackerland durch die allgemeine Indexziffer, wie diese jährlich vom Landwirtschaftsministerium festgesetzt wird. Selbstredend verkauft der Staat bei dieser schlechten Konjunktur den neuen Boden vorläufig nicht. Mit einer geringen Anfangspacht berücksichtigt der Staat nicht nur den augenblicklichen Bodenbestand, sondern hilft damit auch den kommenden Bauern.

Schon bei der Trockenlegung bestanden verschiedene Pläne für Wohnzentren an 14 Stellen im Polder. Man entschloß sich aber zunächst zu einem Plan von drei an den Spitzen eines gleichseitigen Dreiecks gelegenen Dörfern. In jedem Dorf baute der Staat etwa 100 Arbeiterwohnungen, und er will damit nur den Grundstock zu größeren Siedlungen gelegt haben.



Der große Deich wird endgültig geschlossen

Ihr Ausbau soll der privaten Initiative überlassen bleiben. In diesen Arbeiterwohnungen darf kein Handel getrieben werden. Geschäftsleute können sich also nur niederlassen, wenn sie mit eigenem Vermögen das Geschäftshaus bauen können. Man hat auch in den Dörfern keine Grundstücke verkaufen wollen aus folgendem Grund: bei den für den Polder geltenden Bauvorschriften ist zunächst darauf hinzuweisen, daß dem Wieringermeerpolder 1926 und 1928 noch vor der Trockenlegung durch 2 Gesetze 5 Randgemeinden, alle mit verschiedenen, veralteten und darum für den Polder unbrauchbaren Bauvorschriften, kommunal angeschlossen wurden. Da aber die Bauvorschriften im neuen Gebiet, wo alles Neubau war, streng und aus einem Guß sein mußten, hat der Staat, um die nötige Einheit bei der Errichtung der Gebäude zu erreichen, den allgemeinen Erbpachtsbedingungen eine Klausel beigefügt, daß man sich beim Bauen an die von Staats wegen für dieses Gebiet festgestellten Bauvorschriften zu halten habe.

Das Grundprinzip ist, die Bevölkerung in den Dörfern soviel wie möglich zu konzentrieren. Durch das glänzende Straßennetz steht dem arbeitenden Menschen der weite Polder offen. Durch diese Zusammenziehung in Ortschaften kann ein jeder seine wirtschaftlichen und geistigen Bedürfnisse befriedigen. Die Wohnkerne können, da es in diesem System nur wenige geben wird, gut eingerichtet werden: Slootdorp, die erste Niederlassung, seit Juni 1932 bewohnt, Middenmeer, das zweite Dorf (April 1933), haben jedes drei Kirchen, eine Schule und eine frei stehende Turnhalle. Die Kirchen

wurden von den verschiedenen Bekenntnisgemeinschaften mit kleinem staatlichem Zuschuß gebaut. Die Wohnzentren sind kanalisiert. Jede Wohnung hat eine vom Nachbargrundstück unabhängige Kanalisationsanlage und ist an das provinziale Elektrizitäts- und Wasserleitungsnetz angeschlossen. Straßenbeleuchtung, Müllabfuhr, Feuerwehr: alles ist in den Dörfern vorhanden. Ebenso ein Arzt und eine Pflegeschwester, ein Lager für Krankenpflegemittel, Meldestellen für erste Hilfe usw. schon seit 1932.

Die Bevölkerung besteht aus Betriebsführern, Pachtbauern, Bauhandwerkern, Landarbeitern, Geschäftsleuten und Beamten (Lehrer, Pfarrer, Ingenieure, Verwaltungsbeamte usw.). Die Landarbeiter kamen aus allen Teilen der Niederlande. Von etwa 2000 Bewerbern sind bis jetzt nur 175 Familien angesiedelt, in strenger Auslese nach fachmännischer Tüchtigkeit des Mannes und haushälterischer Fähigkeit und Ordnungssinn der Hausfrau. Beim Aufbau des dritten Dorfes, Wieringerwerf, das im Frühjahr 1936 fertig sein wird, werden auch den siedelnden Geschäftsleuten Bedingungen nach finanziellem Widerstand und Fachtüchtigkeit gestellt werden.

Am 1. November 1935 zählte der Wieringermeerpolder 2152 Köpfe (1209 Männer und 943 Frauen).

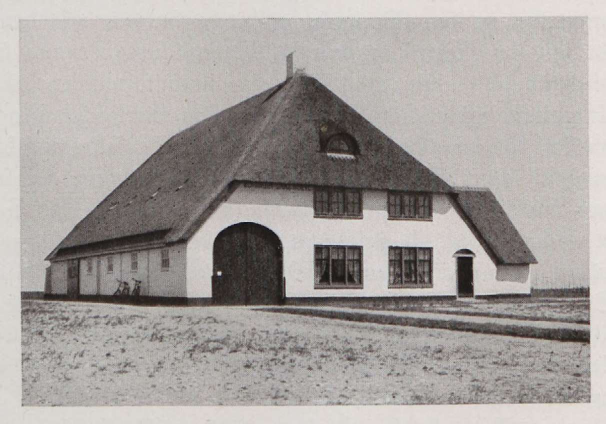
Die Bevölkerung lebt im bestdenkbaren Gesundheitszustand. Malaria kommt nicht vor! Diese Tatsache kann nicht nachdrücklich genug betont werden. Die Anophelesmücke, der Träger dieser Infektionskrankheit, ist zwar massenhaft in dem neuen Gebiet zu finden, aber den im Polder Neueingewanderten wurde von Anfang an gelehrt, die in jeder Wohnung vorhandenen Gazeschutzfenster richtig zu benutzen, während außerdem anfangs unentgeltlich, später gegen eine kleine Vergütung Insektenvertilgungsmittel zur Verfügung gestellt wurden. Dieses Ergebnis ist um so befriedigender, da im Randgebiet des Wieringermeerpolders schon seit Jahrzehnten viel Malaria herrscht.

Die Bevölkerung zahlt ihre Steuern an die Randgemeinden, die sich aber soviel wie möglich abseits halten, wo es sich um Ausgaben für das Bewohnbarmachen des neuen Polders handelt. Die Einteilung ist vorübergehend. Dem Staatskolonisator sind darum das Treffen und Bezahlen von Maßnahmen überlassen, wozu eigentlich die Gemeinden verpflichtet sind. Jetzt ist seit Juni 1935 beim holländischen Parlament ein Gesetz anhängig, um dem Polder bei der Einsetzung einer Gemeinde eine selbständige Verwaltungsorganisation zu geben für fünf Jahre, die nicht wie überall sonst in den Niederlanden von einem durch die Bevölkerung selbst erwählten Gemeinderat gebildet wird, sondern von einer von Regierungsseite bestellten Kommission, die aber doch Selbstverwaltungsrecht und Autonomie besitzt. Die Verfassung gibt dazu seit 1922 die Möglichkeit. Es schien nämlich unerwünscht, da in diesem Gebiet alle Maßnahmen zuerst mit Staatsmitteln ausgeführt werden mußten wegen Mangel an genügend Mitteln aus den örtlichen Steuern, einen Gemeinderat darüber verfügen zu lassen, der übrigens hauptsächlich aus Arbeitnehmern des Staates besteht.

Selbstverständlich kann in diesem engen Rahmen nicht alles Wissenswerte über das große technische Werk, die Errichtung von Deichen, Pumpstationen, Schleusen und Brücken, über das neue Land, seine Gestaltung und seine Leute gesagt werden, zumal alles noch im Werden begriffen ist. Es gibt noch manche interessanten Probleme, die mit diesen Arbeiten zusammenhängen: zum Beispiel das Unterstützungsgesetz für die arbeitslos gewordenen Fischer, ihre Umschulung zu Handwerkern, die vergangene Salz- und die entstehende Süßwasserfischerei, das Binnengewässer als eventuelles Trinkwasserreservoir, die antiken Ausgrabungen, worüber sogar schon eine Doktorarbeit erschienen ist, das Einleben der neuen Bewohner usw.

Ingenieure, Landwirte, Sozialökonomen und wer nicht alles interessieren sich für die mannigfaltigen Probleme, die hier gelöst wurden. Es grenzt an das Unwahrscheinliche, daß man heute da, wo vor fünf Jahren noch die Wellen spielten, im modern eingerichteten Dorfgasthaus so gut bedient wird wie in der Großstadt. Dies alles trägt dazu bei, daß jeder, der Holland besucht, diese Arbeiten gesehen haben will. Ist diese Gegend auch flach und noch wenig lieblich, wer hier wohnt — wie der Schreiber dieser Zeilen seit fast drei Jahren — fühlt das Lebendige, das in ihr wach geworden ist, das sich im bunten Sprachgemisch der Kinder auf den Straßen, in den Trachten der Seelandsfrauen wiederspiegelt und wiederum untersinkt in der großen Stille der endlosen Ebene. Kann diese Fläche mit ihren rauhen Seewinden im Winter unwirtlich sein und bleibt sie jetzt noch im Sommer kahl in ihrer Baumlosigkeit: ihr Reiz liegt im Neuen und Jungen.

Das ist das tiefe Erlebnis aller, die durch dies friedlich eroberte Stück Land gewandert kamen. Noch lange klingt ihnen der Anprall der Nordseewellen gegen den mächtigen Deich in den Ohren auf ihrer Rückreise in die Heimat.



Ein neues Bauernhaus im Wieringermeer-Polder

Photos von Luchtfoto K. L. M. (2) und K. Maaskant, Wieringen (7)

Paracelsus' äußere Erscheinung

VON KARL SUDHOFF

Die Persönlichkeit des Mannes aus Huttens Zeiten, dem meine Arbeiten den ihm gebührenden Platz wiedergegeben haben, ist weiten Kreisen heute vertraut geworden, und bes. die Jugend kennt ihn, vor allem durch Kolbenheyers Roman, aber auch von seinem Aussehen ist uns einige Kunde geworden, die vor einem größeren Leserkreis einmal besprochen zu werden verdient.

Schon mit dreißig Jahren konnte er auf eine lange Wanderzeit zurückschauen, die ihn in die verschiedensten Gegenden Europas geführt hatte, vom fernsten Nordostwinkel Spaniens, von San Jago di Compostella, bis hinunter nach Palermo und wieder bis hinauf nach Stockholm und den Schären um Saltjöbaden, nach Wisby und Kopenhagen, ins preußische Ordensland und in das Innere Rußlands, nach Konstantinopel und Rhodos — eine Vielgereistheit, die ihn doch einmal fast unbefriedigt in die Worte ausbrechen ließ: „Wer kann alle Winkel durchstreifen", weil er nicht ernstlich nach Asien und Afrika hineingekommen war. Früh schon hatte er sich in Salzburg niedergelassen und dort seine ärztliche Praxis eröffnet, doch ohne dort festwurzeln zu können, da die Äußerungen seines warmen Herzens für die Bedrängten ihn in den Verdacht gebracht hatten, mit den unruhigen Bauern nicht nur im Herzen zu sympathisieren, sondern auch in unmittelbarer Verbindung zu stehen, was ihm eine hochnotpeinliche Untersuchung auf den Hals gelockt hatte. Ernstliches gegen ihn war nicht zutage gefördert worden; man ließ ihn frei, hatte ihn aber doch mal wieder auf die Wanderschaft gezwungen, über München, Ingolstadt, Ulm nach der schwäbischen Heimat seines Geschlechtes, der Bombaste von Hohenheim. Begleitet von einer großen Schülerzahl, die gespannt an seinem Munde hing, zog er nun durch das obere Rheintal, Baden, Württemberg und das Elsaß zwischen Freiburg, Straßburg und Basel einher, schon fast von der Legende umwittert im eindringlichen Reklameschriftwerk pseudonymer Schüler wie des „Valentin vom Ries", des Dänen Sabeus, des „Klaus aus Neapel" oder wie sie sich sonst mystifizierend nannten.

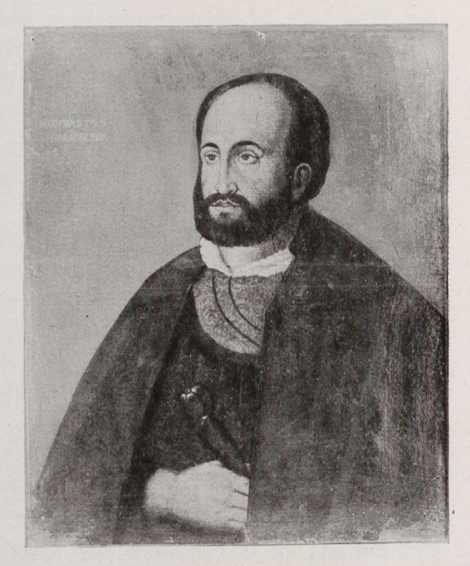
Zum leidenden Buchhändler Froben 1526 nach Basel berufen, ist er damals auch in seiner äußeren Erscheinung festgehalten worden von dem Zeichenstifte des großen Hans Holbein d. J. im Auftrage des vermögenden



1. Handzeichnung von Hans Holbein d. J. 1526



2. Stich von Wenzel Hollar



3. Ölgemälde in St. Gallen

Bonifatius Amerbach, der auch dieses Paracelsusbildnis in seine Mappen legte mit zahlreichen anderen, die heute das Baseler Kunstmuseum zu seinen größten Schätzen zählt (Abb. 1). Um 1600 wollte ein beachtlicher Könner in graphischer Porträtierungskunst, der Böhme Wenzel Hollar, den Paracelsus im damaligen Zeitstil nachzeichnen. Er wußte sich die Holbein-Zeichnung aus dem Amerbach-Nachlaß zu verschaffen und fixierte sie nun nach seiner Weise flott im Zeitstil. Im Schlapphut statt des üblichen Baretts der Gelehrten, das er verpönte, war Hohenheim damals einhergegangen. Übelwollende haben ihm 1527 in Zürich darum auch angehängt, „er habe wie ein Fuhrmann ausgesehen", wohl vor allem wegen des Schlapphutes, wie er ihn damals trug und mit dem Holbein ihn porträtierte in seinem „Jüngeren Mann mit dem Schlapphut". Was Wenzel Hollar aus diesem Bildnis machte, ist höchst charakteristisch für den Anfang des 17. Jahrhunderts, allein schon in dem Schlapphut, der weit stärkere Lappung und Buchten bekommt als in Holbeins schöner, charaktervoller Schlichtheit. Auch was er an dem schlichten, kuttenartigen Gewande änderte, stimmt zur Forderung der Zeit (Abb. 2).

Ein weiteres Paracelsus-Bildnis ist in anderer Weise beachtlich, ein Bild, das in St. Gallen hängt. Auch dort hatte ein in der Stadtgeschichte einflußreicher Mann, der für allerhand geheimes Wissen sich interessierte, Bartholomäus Schobinger, ein Paracelsus-Bildnis besessen, das lange verschollen war. Es sollte ein bärtiges Bildnis gewesen sein, so berichtete dunkle Kunde. Vor einigen Jahrzehnten tauchte nun in St. Gallen ein angebliches Paracelsus-Bildnis auf, das das Bildnis Hohenheims aus Schobingers Besitz sein sollte. Es war denn auch ein bärtiges Bildnis (Abb. 3). Es hängt in der Apotheke der Kunstsammlung des dortigen Museums. Ich halte das Bild für eine nicht allzu geschickte Fälschung eines recht mäßig begabten Künstlers. Daß der blonde Sohn einer Einsiedler Mutter jemals so ausgesehen habe, scheint mir unwahrscheinlich, wenn nicht unmöglich wegen des zu dunklen Bartes und Haupthaares. Eine Vorlage hierfür ist leicht in einem der vielen Exemplare des zweiten Hirschvogeltypus zu finden, zu denen wir uns nun wenden wollen.

Die Hirschvogel-Bilder des alternden Paracelsus aus dem Ende der dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts sind von hohem historischem Werte. Paracelsus hatte im August 1538 drei seiner Schriften, die „Defensionen", den „Labyrinthus der irrenden Ärzte", das „Buch über die tatarischen Krankheiten" und eine „Kärntner Chronik", gewidmet den Standesgenossen des Kärntner Landadels, ihnen geschickt und gebeten, man möge deren Drucklegung veranlassen. Von vierzehn der adeligen „Landsleute" untersiegelt, war ihm darauf ein Dankschreiben am 2. September 1538 zugegangen, worin es hieß, „man wolle keinen Fleiß sparen, damit solche Eure Schriften mit dem ehesten in Druck kommen". Hoffnungsvoll wartete der oft Enttäuschte auf die Erfüllung dieses Versprechens. Er hatte sich inzwischen von dem damals in Kärnten weilenden bekannten Glasmaler, Stempelschneider,



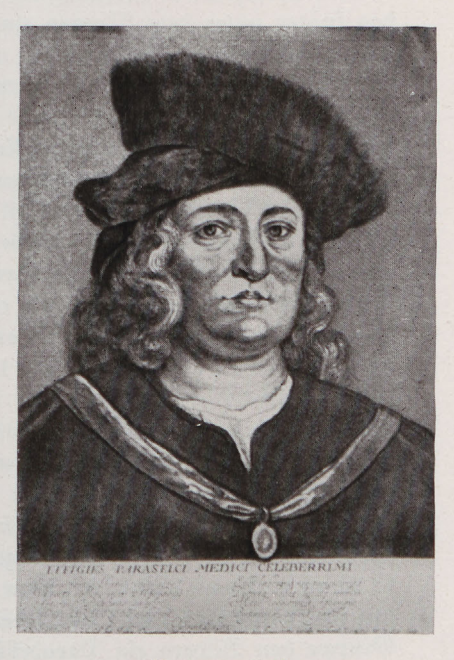
4. Stich von Augustin Hirschvogel 1538



5. Stich von Augustin Hirschvogel 1540



6. Gemälde von P. P. Rubens
nach Jan van Scorel



7. Stich von P. Stent
nach dem Scorel-Rubens-Bildnis

(Nach Vorlagen der Sammlung Sudhoff, Leipzig)

Radierer und Ingenieur aus Nürnberg, Augustin Hirschvogel (1503 bis 1553), porträtieren und in Kupfer stechen lassen, um das Bild dem Buche beizugeben. Es kann sich recht wohl sehen lassen, dies Hirschvogelsche Profilbildnis von 1538, das wir nach einem vortrefflichen Abdruck der Kupferplatte auf der Wiener Albertina dieser Veröffentlichung als Abb. 4 beigeben, ein äußerst charakteristischer Kopf im Profil, dem Hohenheim zwei Jahre später, als sich die Drucklegung immer noch verzögerte, ein zweites Porträt von Hirschvogels Hand folgen ließ, das ihn mit dem Schwerte aufstoßend seinen Landsleuten gegenübertreten läßt. Der in den verflossenen beiden Jahren sichtlich gealterte Mann steht auf diesem sehr ernsten Bilde (Abb. 5) trotzig neben einer Säule und hat dem alten Wahlspruch: „Alterius non sit, qui suus esse potest" erbost einen zweiten beigegeben: „Omne donum perfectum a Deo, imperfectum a diabolo", als ob er die wortbrüchigen Genossen von der Landschaft gleichsam zum Teufel jagen wollte. Gerade dies Paracelsus-Bildnis ist immer wieder reproduziert worden: weit über ein halbes Hundert Bildnisse aller Art des Theophrastus Bombastus von Hohenheim hängen von diesem herausfordernsten Stiche von 1540 ab, den man wohl als besonders charakteristisch angesehen hat.

Zum Schlusse möchte ich noch ein Bild aus jüngeren Jahren vorlegen, das auch seine Geschichte hat. Es sind schon einige Jahrzehnte her, da war in einer elsässischen Ausstellung ein „Dürer-Bildnis" des Paracelsus zu sehen, das später unter dem Namen eines niederländischen Künstlers im Louvre wieder auftauchte. Da hängt es noch heute, dem Jan van Scorel (1495 bis 1562) zugewiesen. Der Dargestellte scheint noch in den Dreißigen zu stehen, rechts neben dem Kopfe ist die Stadt Dinant mit dem Bayardsfelsen zu sehen und unterhalb des Kopfes die in dieser Roheit der Ausführung für einen empfindlichen Künstler unmögliche Aufschrift: FAMOSO DOCTOR PARESELSVS. Auf den Kopf ist eine Pelzmütze gestülpt und das Antlitz auf beiden Seiten von einer dunklen Lockenperücke umwallt, unter der aber, wie der Baseler Kunsthistoriker Ganz zuerst entdeckte und ich am Original im Louvre bestätigen konnte, vor dem rechten Ohr des Dargestellten einige blonde Haarsträhne sichtbar werden. Man sollte danach vermuten, daß das Bild in Dinant gemalt sei etwa ums Jahr 1528. Bisher ist aber nichts davon bekannt, daß Hohenheim um diese Zeit in Belgien gewesen wäre. Das Bild ist mit geringen Varianten auch anderwärts vorhanden, meist ohne den Namen des Dargestellten, aber Rubens zugeschrieben (1577–1640), der ja zeitlich zu Hohenheim keinerlei Beziehung hat, zum Beispiel im Haag (Sammlung Kums), in Oxford (Bodleyan Library) unter Ablösung von dem Hintergrunde mit dem vielleicht nur wegen seiner malerischen Wirkung gewählten Städtchen Dinant (Abb. 6). Eine Variante dieses Scorel-Bildnisses diene uns als Abschluß; es gibt eine Abänderungsform wieder, die in einer ganzen Gruppe von Bildern ein Paradebildnis anderer Art zeigt (Abb. 7): Paracelsus mit einem Königsmedaillon an breitem Seidenbande um den Hals.

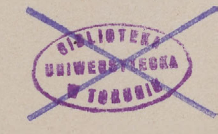
Biologie — das Fundament

Von Adolf Meyer

I.

Die Biologie genießt heute zweifellos den Vorzug, die am meisten populäre Wissenschaft zu sein. Fachkundigen war es freilich schon lange klar, daß die Biologie mehr und mehr das Haupt- und Kernstück naturwissenschaftlichen Denkens bilden würde. Schon im Jahre 1916 bezeichnete der bekannte amerikanische Psychologe Titchener die Biologie als „the most modern science". Sie ist zweifellos im Begriff, die Physik[1]) aus ihrer angestammten und bisher kaum angefochtenen Herrscherrolle im Bereich der Naturwissenschaften zu verdrängen. Das beweist besonders eindrucksvoll der bisherige Verlauf der deutschen Revolution. Ihre Ideologie wird überall von einem starken Strom biologischen Denkens getragen und fortdauernd befruchtet, so sehr, daß prominente Nationalsozialisten nationalsozialistisches Denken geradezu mit biologischem Denken identifizieren. Begriffe wie Rasse, Blut und Boden, Umwelt und das ganze Gebiet der Eugenik, die vorwiegend biologischem Denken entstammen, und mit denen noch vor einigen Jahren nur sehr wenige unter den Gebildeten zutreffende

[1]) Die Geschichte des wesentlichen Erkenntnisbestandes der Physik ist auch erst 100 Jahre alt. Der bekannte russische Physiker O. D. Chwolson hat in seinem leider viel zu wenig bekannten, aber außerordentlich lesenswerten Buche „Die Evolution des Geistes der Physik 1873—1923", Braunschweig 1925, einwandfrei gezeigt, daß die Physik ihre hauptsächlichste Entwicklung eigentlich erst in den letztvergangenen 60 Jahren erfahren hat, wobei natürlich von der Mechanik abgesehen wird, die aber nach Chwolson aufgehört hat, noch eine physikalische Wissenschaft zu sein, da sie tatsächlich von völlig idealisierten, also rein mathematisch gewordenen Gegenständen handelt. Zur Verdeutlichung seiner These bringt Chwolson in Erinnerung, was vor dem Jahre 1823 an eigentlich physikalischen Sachverhalten bekannt war. Das ist an der modernen Physik gemessen ein ganz unwesentlicher, sehr beschränkter Erkenntnisbestand. Von der Elektrizität, die im verflossenen Jahrhundert nicht nur das physikalische Weltbild, sondern auch durch die Elektrotechnik das Antlitz der Erde so grundlegend verändert hat, wußte man damals nur unwesentlich mehr, als schon die Griechen wußten, nämlich so gut wie nichts. Es ist geistesgeschichtlich angesehen vollkommen zutreffend: Die Physik im heutigen Sinne repräsentiert genau so die Erfüllung des wissenschaftlichen Erkenntnisbedürfnisses des 19. Jahrhunderts und der Wende zum 20., wie die klassische Mechanik Newtons die gleiche geistesgeschichtliche Funktion für das vorhergehende 18. Jahrhundert gehabt hat. Spengler hat m. E. darin recht: die Physik gehört genau so zum Wesensbestand des 19. Jahrhunderts wie dessen Wirtschaftsliberalismus und industrieller Imperialismus, die allesamt aus derselben Wurzel herausgewachsen sind. Die modernste Kausalitäts- und Grundlagenkrise der Physik und das Satyrspiel, mit dem der sophistische Positivismus ihre Erkenntnisart anachronistisch im unpassenden Augenblick ihres Zusammenbruchs vergöttert, dokumentieren nur den revolutionären Wandel der Naturerkenntnis, der sich heute an und durch uns vollzieht. Heraufzieht das neue biologische Jahrhundert! In seinem Rahmen wird auch die Physik nicht nur weiterleben, sondern in gänzlich neue Erkenntnisbeleuchtung rücken, genau so wie die klassische Mechanik durch die moderne Physik theoretisch überwunden und zugleich in neue Beleuchtung (Wellenmechanik) gerückt worden ist. In solcher Weise wird auch die heutige Physik in der kommenden Biologie theoretisch aufgehen und damit in neuem Lichte fortleben.



Vorstellungen zu verbinden wußten, sind heute jedem Kinde, das die Volksschule verläßt, geläufige Vorstellungen.

So erfreulich die daraus entspringende Steigerung ihrer sozialen Bedeutung für die Biologie auch ist, so schwer ist andererseits auch die Verantwortung, die ihr daraus erwächst. Denn die Biologie ist selbst noch in hohem Maße eine unfertige und werdende Wissenschaft, welche die ihr eigentümliche, einigermaßen endgültige Lebensform noch nicht gefunden hat, sie vielmehr immer noch intensiv sucht. Infolgedessen dürfen ihre Ergebnisse nur mit allergrößter Vorsicht heute schon praktisch-politisch nutzbar gemacht werden, wenn anders beiden Gebieten, der Biologie sowohl wie der Politik, schwerer Schaden und bittere Rückschläge erspart bleiben sollen. In diesem Sinne wird es nützlich sein, einmal die wichtigsten und wesentlichsten Merkmale biologischen Denkens und Forschens klarzustellen.

Die Schwierigkeiten beginnen schon bei dem Versuch, überhaupt zu definieren, was Biologie denn eigentlich ist. Die bloße Worterklärung, welche die Biologie die „Wissenschaft vom Leben" nennt, ist völlig ungenügend, um nicht zu sagen irreführend. Sind denn nicht, von den Geisteswissenschaften ganz zu schweigen, mindestens die Psychologie und die Soziologie auch Wissenschaften vom Leben? Nun bestehen ja zweifellos besonders innige erkenntnislogische Beziehungen zwischen der Biologie und diesen anderen Wissenschaften vom Leben, darauf weist schon die unverkennbare substanzielle Verwandtschaft der Theorienbildung und des Denkens in diesen drei Wissenschaften hin. Wenn sich daher zeigen ließe, daß die Biologie den ideologischen Urquell oder die Grundlagenwissenschaft bildet, aus dem die beiden anderen Disziplinen ihren Prinzipien- und Theorienbedarf decken, dann könnte man gleichwohl der Biologie noch den logischen Vorrang als d e r Wissenschaft vom Leben zubilligen. Aber eben dies läßt sich, obschon es naiv-dogmatisch von nicht wenigen Forschern als selbstverständlich angenommen wird, nicht beweisen. Wir werden gegen Ende unserer Betrachtungen sogar sehen, daß eher das Gegenteil dieser Behauptung richtig ist. Einstweilen genügt es, darauf hinzuweisen, daß in ihrer bisherigen Ideengeschichte die Biologie mindestens ebenso oft ideologische Anleihen bei der Psychologie gemacht hat — man denke an den Lamarckismus und seine Herleitung fundamentaler biologischer Prinzipien aus dem „Bedürfnis", das doch in erster Linie eine psychische Angelegenheit ist, sowie an die Deutung der organischen Vererbung vom „Gedächtnis" her, die sich nach den genialen Aperçus von Hering und Butler zum Mnemismus Semons und Bleulers verdichtet hat — und bei der Soziologie — man denke an Darwins Selektionsprinzip, das eine Übertragung des liberalen Prinzips vom freien Konkurrenzkampf manchesterlicher Prägung in die organismische Sphäre darstellt, sowie an die derselben ökonomischen Ideologie entstammende Theorie der Arbeitsteilung der Organe — wie Psychologie und Soziologie andererseits von der Biologie her ideologisch beeinflußt worden sind. Am besten vermeiden wir alle illegitimen theoretischen Ansprüche von seiten der Biologie, wenn wir sie ihren faktischen Erkenntnis-

leistungen entsprechend einfach als die Wissenschaft vom *organischen* Leben definieren, also als die Wissenschaft vom Leben der Tiere und Pflanzen und des Menschen, soweit er dem Tierreich angehört, ohne uns weiter in spitzfindige Erörterungen darüber zu verlieren, was denn nun das Organische selber eigentlich ist. Denn das zu ermitteln ist ja gerade die eigentümliche Aufgabe der Biologie selbst.

II.

Nach diesen Vorbereitungen lautet nun unser Problem: welcher Art sind die von der Biologie bisher erarbeiteten Erkenntnisweisen zur Lösung ihrer Aufgabe? Es sind das im grundsätzlichen drei, nämlich die *monistische*, innerhalb der Biologie gewöhnlich als *Mechanismus* bezeichnet, die *pluralistische*, hier in der Gestalt des *Vitalismus*, und die *holistische*.

Wie es innerhalb der Psychologie eine Forschungsrichtung gibt, den Behaviorismus[1]) nämlich, die am treffendsten als „Psychologie ohne Seele" zu charakterisieren ist, so läßt sich der biologische *Mechanismus* am besten als den Versuch definieren, Biologie ohne Organismus zu betreiben. Man will ein System der biologischen Erkenntnis errichten, das, wenn es vollendet vorliegen würde, den Begriff des Organismus völlig ausgemerzt hätte und alle typisch organismischen Erscheinungen restlos als auch nur physikalisch-chemische Erscheinungen entlarvt hätte. Im Sinne dieser Ideologie ist die Physiologie, in der man gewöhnlich die biologische Grundwissenschaft sieht, nichts weiter als „Physik des Organischen" (Czapek). Ganz konsequent im Sinne dieser Auffassung kennt das älteste und angesehenste deutsche wissenschaftliche Organ für Physiologie (Pflügers Archiv) nur Arbeiten, die entweder „mit vorwiegend physikalischer, vorwiegend chemischer oder vorwiegend physikalisch-chemischer Methodik" angefertigt worden sind. Für Arbeiten mit vorwiegend physiologischer oder biologischer Methodik besitzt dieses Organ weder einen Redaktor noch ideologischen Raum. Daß sich trotzdem viele derartige Arbeiten in ihm finden, ist nur ein Hinweis darauf, daß hier wie überall im Leben eine beträchtliche Kluft zwischen Idee und Wirklichkeit besteht. Wir dürfen uns dabei aber nicht beruhigen, sondern haben uns zu fragen, ob dieses Mißverhältnis zwischen Wollen und Vollbringen nur der Ausdruck eines eben nur heute *noch* bestehenden Unvermögens ist, wie die meisten Physiologen stillschweigend anzunehmen scheinen, oder ob es tiefere prinzipielle Gründe hat, so daß sich möglicherweise zeigen läßt, daß es sich hier nicht nur um ein Nochnicht, sondern um ein wirkliches Prinzipiellnicht handelt. Im letzteren Falle müßte dann natürlich die mechanistische Doktrin definitiv aufgegeben werden. Ich glaube, daß dies der Fall ist. Die Lage, in der sich die Mechanisten innerhalb der Biologie befinden, ist heute schon so verzweifelt geworden, daß man getrost behaupten kann, daß es nicht mehr Sache der Gegner ist, den Mechanismus zu widerlegen und ihre eigene Position ihm gegenüber zu beweisen, sondern daß die Mechanisten selbst das volle onus probandi (Last des Beweisens) für ihre Lehre zu tragen haben.

[1]) Von Behavoir Verhalten, also Verhaltenslehre.

Gleichwohl mag ein Vergleich mit einer ganz ähnlichen geistesgeschichtlichen Situation, welche die Physik um die Jahrhundertwende zu bestehen gehabt hat, zeigen, wie hoffnungslos heute tatsächlich die Situation des Mechanismus auch innerhalb der Biologie geworden ist. Es ist nämlich noch gar nicht so lange her, daß auch in der Physik alle Welt von der selbstverständlichen Geltung des mechanistischen Erkenntnisprogramms überzeugt war. Die Mechanik ist die Lehre von der Bewegung der einfachsten physikalischen Systeme, als welche damals die Massenpunkte galten. Die Aufgabe der Physik wurde alsdann darin gesehen, alle Naturerscheinungen auf diese Bewegungen der elementarsten physikalischen Gebilde zurückzuführen, mit andern Worten alle sonstigen physikalischen Theorien und Gesetze, die die Form von Differentialgleichungen erhalten hatten, aus den Grundgleichungen der Mechanik abzuleiten. In der Physik standen sich damals zwei Theoriengruppen gegenüber, die Gruppe der mechanischen Wissenschaften, für die das mechanistische Programm tatsächlich durchgeführt worden war – Mechanik, Akustik und der größte Teil der Wärmelehre – und die Elektrodynamik, die Ätherphysik, zu der die Elektrizitätslehre, der Magnetismus, die Optik und die Lehre von der Wärmestrahlung gehörten. Den Erkenntnistypus dieses Gebietes stellten die Maxwellschen Gleichungen dar, und es war nun die Frage, ob und wie diese aus den Grundgleichungen der Mechanik abgeleitet werden könnten. Die Anhänger des Mechanismus in der Physik waren von der selbstverständlichen Durchführbarkeit dieses physikalischen Erkenntnisprogramms überzeugt. Allein alle Versuche, es zu realisieren, blieben erfolglos, und die Physik kam aus der Stagnation, in die sie durch die mechanistische Ideologie geraten war, erst heraus, als man auf die Idee verfiel, es einmal umgekehrt zu versuchen und die Grundgleichungen der Mechanik als logische Simplifikationen aus denjenigen der Ätherphysik abzuleiten. Das gelang und führte in der Folge über Relativitätstheorie, Quantentheorie und Atomistik zu den grundstürzenden Ergebnissen der modernsten Physik, deren wichtigstes die restlose Beseitigung des klassischen, ausschließlich an der Mechanik geschulten streng deterministischen Kausalitätsprinzips und seine Ersetzung durch das antimechanistische Prinzip der sogenannten „statistischen Kausalität" ist. Für uns ist das Wichtigste an dieser Erkenntnisentwicklung der Physik, daß der hier unternommene Versuch einer ernsthaften Durchführung der mechanistischen Ideologie mit ihrer völligen und radikalen Beseitigung geendet hat. Die theoretische Stagnation, in welche die Physik um die Jahrhundertwende zweifellos geraten war – und zwar durch die Schuld der mechanistischen Doktrin – verschwand erst, als man sich zu ihrer Aufgabe entschlossen hatte. Sollte es innerhalb der Biologie anders sein und sollte nicht auch die ebenso zweifellose Stagnation vieler der Physiologie theoretisch nahestehender biologischer Disziplinen den gleichen ideologischen Grund haben?

Das ist ganz gewiß der Fall! Das zeigen auf das entschiedenste alle ernsthaften Versuche, die bisher in der Physiologie unternommen worden sind, um

das mechanistische Programm wirklich durchzuführen. Wollte man sie alle aufzählen, müßte man schon mit der bald nach der Geburt der modernen Physiologie, die durch Harveys Entdeckung des Blutkreislaufs bewirkt worden ist, einsetzenden sogenannten Iatromechanik[1]) beginnen. Es genügt aber, nur die letzten großartigen, in dieser Richtung unternommenen Versuche zu erwähnen. Diese erblicke ich in der durch Pfeffer und Overton gewonnenen Osmose- und Lipoidtheorie, die die typisch-biologische Auswahlwirkung der Zellhaut hinsichtlich der durchgelassenen Substanzen rein physikochemisch erklären sollte, ferner in der Lehre von der sogenannten künstlichen Befruchtung, mit der Loeb dieses organismische Urphänomen rein chemisch erklären wollte, und schließlich auch in der modernen Gärungstheorie der Muskelarbeit von Meyerhoff und Hill. Alle diese Theorien haben trotz der sehr wertvollen Aufschlüsse, die sie gebracht haben, gemessen an dem mechanistischen Erkenntnis z i e l, das sie zu erreichen hofften, völlig versagt, das typisch Vitale hat sich noch jedesmal dem physikochemischen Zugriff zu entziehen gewußt. Was man gefunden hatte, war immer nur Physik und Chemie, und das, was man finden wollte, war in immer weitere Ferne entschwunden. Damit soll nichts gegen den Wert und die Notwendigkeit dieser Forschungen gesagt sein, im Gegenteil, sie waren nicht nur erforderlich, um die Unzulänglichkeit der mechanistischen Ideologie auch für die Biologie zu beweisen, sie sind vielmehr auch in Zukunft unbedingt erforderlich; denn das physikochemische Geschehen reicht überall tief hinein in das Organische, das erst dann seine ganze Tiefe und Schwere enthüllt, wenn man es eben, soweit irgend möglich, vom dem es durchdringenden und umhüllenden physikochemischen Geschehen säubert. Was aufgegeben werden muß, ist also nicht die physikochemische Forschung am Organismus, sondern der völlig unbegründete Glaube, das Organismische selbst dadurch erkennen zu können und Biologie zu betreiben, wo es doch nur Physik und Chemie ist, was unternommen wird.

Diese mechanistische Doktrin muß somit wegen der mit ihr gemachten negativen Erfahrungen als mögliches biologisches Erkenntnisideal aufgegeben werden. Ohne leitende und bodenständige Ideologie kann aber keine Forschung gedeihen. Die mechanistische Idee ist nicht auf biologischem Boden gewachsen und hat für die Biologie deshalb nur negativierenden Wert. Wie wäre es, wenn die Biologie sich einmal die oben geschilderten i d e o l o g i s c h e n Erfahrungen der Physik zunutze machte und sich fragte, ob vielleicht auch ihr ebenso wie der Physik erst eine radikale Umkehrung der mechanistischen Idee dazu verhelfen könnte, ihr eigenes bodenständiges Erkenntnisideal zu finden? Wir werden bald finden, daß uns dieser Weg zum Holismus führt, der tatsächlich die Kraft besitzt, die Biologie wieder biologisch zu machen. Zuvor müssen aber noch einige Bemerkungen über den Pluralismus innerhalb der Biologie gemacht werden, der hier in Form des Vitalismus eine sehr bedeutende Erkenntnisleistung vollbracht hat.

[1]) Bedeutet „medizinische Mechanik“.

III.

Während der *mechanistische Monismus* jede *grundsätzliche* Verschiedenheit und Unableitbarkeit zwischen den verschiedenen Wirklichkeitsbereichen a priori leugnet und alle komplexeren Wirklichkeiten auf die einfachste und primitivste von ihnen, eben die mechanische, zurückführen möchte, hält der *Pluralismus* jedes derartige Bemühen ebenso a priori für vollkommen sinnlos. Er glaubt an die *grundsätzliche* Unableitbarkeit oder *Kontingenz* der verschiedenen Wirklichkeitsstufen. Am folgerichtigsten und geistvollsten im Hinblick auf alle vorhandenen Wirklichkeiten von den idealen Existenzen der Logik und Mathematik bis zu den realsten Wirklichkeiten der Psychologie und Soziologie, via Physik und Biologie natürlich, ist diese Auffassung von dem französischen Philosophen Emile Boutroux vertreten worden. Uns interessiert an dieser Stelle aber nur diejenige spezielle Gestalt, die der Pluralismus – natürlich schon lange vor Boutroux – innerhalb der Biologie angenommen hat. Das ist der *Vitalismus*. Er *versichert demnach, daß es völlig ungereimt ist, nach irgendwelchen verborgenen Ableitungszusammenhängen zwischen der physikalischen und der organismischen Wirklichkeit überhaupt zu suchen*. Nach seiner Meinung besteht hier vielmehr eine absolut unüberbrückbare Kontingenz. Am eindringlichsten ist dieser Standpunkt bis heute von *Hans Driesch* festgehalten worden. Dieses vitalistische Denken hat in der Geschichte der biologischen Erkenntnis mehrfach eine sehr bedeutende Rolle gespielt. Immer nämlich wenn die Übertreibungen des mechanistischen Prinzips die Biologie in Sackgassen der Erkenntnis hoffnungslos festgefahren hatten, wirkte der Vitalismus befreiend als Retter in der Not, indem er den Bereich des Organischen als solchen in seiner unverlierbaren Autonomie wieder herstellte. So geschah es in den durch die Extravaganzen der Iatromechanik und des alten Evolutionismus verursachten Krisen des biologischen Denkens und so ist es auch bei der Überwindung des modernen biologischen Mechanismus geschehen. Allein über die reine Negation alles Mechanismus' gelangte der Vitalismus nicht hinaus. Positiv brachte er es bestenfalls zu einer der jeweiligen Lage angepaßten Renaissance der klassischen Biologie des Aristoteles, wie sie die Begriffe der „Entelechie" und der prospektiven „Potenz" bei Driesch und der Begriff der „Psychoide" bei J. von Uexküll darstellen. Allein die bloße Erneuerung vergangener Gipfelleistungen ergibt niemals jene originale Lösung, nach der die neue Stunde der Geistesgeschichte verlangt. So stellt auch der heutige Vitalismus noch nicht selbst die Erfüllung der biologischen Forderung unserer Tage dar, wohl aber hat er der kommenden Biologie den Weg geebnet. Ich sehe sie im *Holismus* heranreifen.

IV.

Die Erkenntnisideale des Mechanismus und des Vitalismus versagen beide im biologischen Erkenntnisbereich, der Mechanismus, weil er hinter den Erfordernissen der biologischen Erfahrung zurückbleibt, der Vitalismus,

weil er über sie dogmatisch hinausgreift und mehr behauptet, als die tatsächlich vorliegende biologische Erfahrung gestattet. Wir können bestenfalls sagen, daß wir noch nicht imstande gewesen sind, Ableitungsbeziehungen zwischen der biologischen und der physikalischen Erkenntnis aufzufinden. Daß wir dazu prinzipiell niemals in der Lage sein sollen, ist entschieden eine erkenntnistheoretisch unbegründete dogmatische Übertreibung. Wir könnten diese Ableitung ja bisher nur in der falschen Richtung gesucht haben. Das ist bei genauerer Überprüfung der Lage in der Tat der Fall. Wir haben bisher immer als selbstverständlich angenommen, daß diese Ableitungsbeziehungen „natürlich" nur in der Richtung einer Zurückführung des Organischen auf das Physikalische gesucht werden könnten, daß somit die Axiome[1]), Prinzipien und Theorien der Biologie nur aus den ihnen jeweils logisch entsprechenden Axiomen, Prinzipien und Theorien der Physikochemie abgeleitet werden könnten. Aber rein logisch angesehen ist ja auch noch das umgekehrte Verfahren möglich! So unmöglich dieses Vorgehen auf den oberflächlichen Blick zu sein scheint, — wie sollte man jemals die klaren, in exakter mathematischer Formulierung vorliegenden Theoreme der Physik aus den doch weit weniger vollkommenen „Regeln" der Biologie ableiten können?! — um so mehr gewinnt es gleichwohl an Wahrscheinlichkeit, wenn man ihm auf den Grund geht. Der erste Forscher, der meines Wissens eine derartige Vermutung, wenn auch in noch reichlich dunkler Form, geäußert hat, ist der hervorragende englische Physiologie J. S. Haldane. In einer im Jahre 1907 an seine englischen Kollegen gerichteten Ansprache nahm Haldane mit Bezug auf eine der unseren ähnliche Fragestellung folgenden Standpunkt ein: „Daß Biologie und Physik sich zu irgendeiner Zeit einmal vereinigen werden, das erscheint wohl nicht zweifelhaft. Aber wir können zuversichtlich vorhersagen, daß, wenn dieser Moment eintritt, und eine von beiden Wissenschaften von der anderen aufgesogen wird, diese ganz gewiß nicht die Biologie sein wird." Damit ist zum ersten Male die vordem und auch heute noch als selbstverständlich hingenommene theoretische Abhängigkeit der Biologie von der Physik ernstlich in Frage gestellt worden. Vor etwa zehn Jahren hat dann der hervorragende südafrikanische Staatsmann General J. C. Smuts in seinem Buche „Holismn and Evolution" die wesentlichen Züge einer neuen, aus demselben organischen Denken entspringenden Philosophie zu zeichnen unternommen, während der Verfasser dieser Zeilen in seinen „Ideen und Idealen der biologischen Erkenntnis" versucht hat, die Grundlagen einer auf das neue Erkenntnisideal des Holismus gegründeten Biologie zu legen. Worin besteht nun das Wesen dieser neuen holistischen Biologie?

Das Erkenntnisideal des Holismus[2]) stellt zunächst eine wirkliche logische Synthese des mechanistischen mit dem vitalistischen Erkenntnisideal dar, es vermeidet beider dogmatische Übertreibungen und gestaltet den positiven

[1]) = Letzte und oberste Grundsätze der Forschung.
[2]) Aus dem Griechischen (τὸ ὅλον) = Ganzheitsphilosophie.

Gehalt beider Systeme zu einem neuen Erkenntnisideal, das den tatsächlichen logischen Bedürfnissen und Erfahrungen der gegenwärtigen Biologie auf das beste entspricht. Mit dem Vitalismus stimmt der Holismus in der Behauptung der Autonomie des Organischen und damit in der Ablehnung eines jeden Versuches, das Organische aus dem Physischen abzuleiten, überein. Der Holismus mißbilligt aber den vitalistischen Dogmatismus, der ganz allgemein jede Art von Ableitungsmöglichkeit zwischen Organischem und Physischem negiert, ist vielmehr mit dem mechanistischen System der Überzeugung, daß wir nicht ablassen dürfen, irgendeine Art von Ableitung zwischen den in Rede stehenden Wirklichkeitsbereichen zu suchen. Er findet eine solche, indem er die vom Mechanismus behauptete Ableitungsbeziehung zwischen beiden umkehrt. Gestützt auf die oben geschilderten logischen Erfahrungen über das Scheitern des physikalischen Mechanismus innerhalb der Physik selbst behauptet der Holismus, daß auch der biologische Mechanismus aus denselben logischen Gründen scheitern muß, daß aber die geschilderten negativen Erfahrungen in der Durchführung des biologischen Mechanismus uns die Annahme nahelegen, daß man vermutlich durch logische Simplifikation physikochemische Theoreme aus entsprechend exakt formulierten, aber autonom gewonnenen biologischen Theoremen ableiten kann, daß jedoch das umgekehrte mechanistische Verfahren, wie gesagt, unmöglich ist. Viele Forscher sind heute immer noch der Ansicht, daß kausale Biologie und physikochemische Biologie ein und dasselbe sind. Kausal denken heißt aber mathematisch denken, nicht mehr und nicht weniger! Wo mathematisch gedacht wird, sei es in der Physik, in der Biologie, in der Psychologie oder in der Soziologie (Statistik im engeren Sinne!), da wird kausal gedacht. Das darüber jedoch hinausgehende Verlangen einer Reduktion aller kausalen Theoreme auf physikalische und sogar möglichst auf primitiv mechanische Theoreme, was letzten Endes auf eine Verwandlung aller Wissenschaften in Teilkapitel der Physik oder Mechanik hinausläuft, ist nichts als eine Degeneration des kausalen Gedankens.

Der hier vertretene Holismus hält also an der Forderung einer Ableitungsmöglichkeit zwischen biologischen und physikalischen Theoremen fest. Aber dadurch, daß er diese Ableitung im gerade entgegengesetzten Sinne als der Mechanismus vorgenommen sehen will, ist er gezwungen, zunächst einmal eine völlige Autonomie des Organischen zu verlangen. Wir müssen die organischen Systeme, genau wie Mendel das gemacht hat, ohne jede mechanistische Voreingenommenheit lediglich der mathematischen Idee unterwerfen. Erst wenn das erfolgreich geschehen ist, können wir hinterher versuchen, durch Simplifikation des autonom gewonnenen, rein biologischen Theorems das ihm logisch konvergente physikalische Theorem abzuleiten. Ein Beispiel mag zeigen, wie das gemeint ist. Es gibt bekanntlich eine Gruppe von baumlebenden Tieren, die die interessante Fähigkeit besitzen, immer auf ihre Füße zu fallen, wenn sie irgendwo herunterfallen. Gesetzt nun den Fall, uns sei die Aufgabe gegeben, diesen freien Auf-die-Füße-Fall zu messen und

die für ihn geltende mathematische Formel zu entwickeln. Dann haben wir eine rein biologische Aufgabe vor uns, denn das zu quantifizierende Problem betrifft eine ausgesprochene Lebenserscheinung. Seine Lösung kann ganz unabhängig von irgendwelchen physikalischen Vorkenntnissen erfolgen und ist wahrscheinlich sehr viel einfacher als die meisten ursprünglich rein physikalischen Probleme. Hat man so die Formel für den freien Fall der lebendigen Katze gefunden, dann kann man aus ihr leicht die für den freien Fall toter Katzen und damit aller unorganischen Systeme überhaupt geltende Formel ableiten. Man hat aus der Katzenfallgleichung nur die spezifisch vitalen Koeffizienten zu eliminieren. Dann muß, wenn anders die lebendige Katzenfallgleichung empirisch richtig gewesen ist, das bekannte Galileische Fallgesetz übrigbleiben. Man kann natürlich auch den umgekehrten Weg gehen, die Galileische Formel zum Ausgang nehmen und in sie dann nachträglich die für lebendige Baumtiere geltenden vitalen Gleichgewichtskoeffizienten einbauen. Das für uns hier entscheidende logische Moment ist aber, daß man das physikalische Fallgesetz durch logische Simplifikation aus dem biologischen Fallgesetz, in dem es implizite bereits enthalten ist, ableiten kann, genau ebenso wie man die Gleichungen des Kreises und der Ellipse aus derjenigen der Kegelschnitte überhaupt ableiten kann, während man in gleicher Weise umgekehrt die biologische Fallgleichung niemals aus der physikalischen ableiten kann. Erstere ist eben in der letzteren noch nicht enthalten. Genau so müssen wir uns nun das Verhältnis, in dem die physikalischen zu den biologischen Theoremen überhaupt stehen, vorstellen. Für die Richtigkeit dieser Auffassung sprechen auch Erfahrungen, die ein hervorragender Chemiker (H. Schmalfuß) unlängst gemacht hat. Er hat einige komplizierte organische, aber rein chemische, also leblose Substanzen so behandelt, als ob sie Lebewesen wären, und dementsprechend nach ihrer Ernährung und Fortpflanzung, nach ihrer Regulation und sogar nach ihrem „Sterben“ gefragt, überall mit fruchtbarem positivem Ergebnis von großer theoretischer Tragweite. Alle diese wichtigen Eigenschaften ließen sich mit rein chemisch-physikalischen Methoden überhaupt nicht nachweisen. Alles das spricht für die Richtigkeit der Auffassung Niels Bohrs, des berühmten Atomforschers, daß schon der Versuch, Organismen physikochemischen Methoden zu unterwerfen, diese ohne weiteres abtötet. Das Organische ist im Anorganischen noch gar nicht enthalten und daher auch nicht mit anorganischen Methoden aus dem Organischen selbst herauszuholen. Man kann mit anderen Worten wohl die ganze theoretische Physik aus der theoretischen Biologie — notabene, wenn letztere erst in entsprechend mathematischer Gestalt vorliegt — durch Simplikation ableiten, während der umgekehrte Versuch, den die mechanistische Doktrin postuliert, a priori zum Scheitern verurteilt ist. Damit ist zugleich gesagt, daß die theoretische Biologie auch Theoreme umfassen kann, denen, auch wenn man sie simplifiziert, nichts Physikalisches zu entsprechen braucht. Das gilt insbesondere von der Phylogenie als der Historie der Organismen, die, wie alle Historie wohl kaum

jemals in mathematischer Formulierung vorliegen wird. Physikalisch simplifizierbar können aber naturgemäß nur solche Theoreme der theoretischen Biologie sein, die mathematisierbar sind; denn bisher wenigstens ist die Physik trotz aller ihrer gegenwärtigen Kausalitätsschmerzen noch nicht auf logische Schwierigkeiten hinsichtlich der Mathematisierbarkeit ihrer Theoreme gestoßen[1]). Von der Biologie aber wird man wohl mit Sicherheit sagen dürfen, daß sie Disziplinen enthält, die prinzipiell amathematisch sind. Das gilt, wie gesagt, von allen biologischen Wissenschaften, in denen das historische Erkenntnisideal mitwirkt, also zum Beispiel von der Phylogenie und von der Ökologie. Nur soweit die Biologie dem kausalen Erkenntnisideal untersteht, ist sie mathematisierbar; denn kausales Denken und mathematisches Denken sind ein und dasselbe!

So erweist sich das Erkenntnisideal des Holismus auch in dieser Beziehung seinem mechanistischen Gegner überlegen. Holismus bedeutet zunächst ein Denken in Ganzheiten. Soll dieses aber nicht ein rein intuitives und als solches nur dem entsprechenden Genie zugänglich bleiben, dann muß es suchen, sich durch eine strenge Methodik zu legitimieren, durch ein objektiv einwandfreies Beweisverfahren. Als solches gilt mir die Methode der Simplifikation. Ihr Wesen besteht darin, einen als ein Ganzes gegebenen Komplex in seine letzten Momente aufzulösen, die, wenn sie relativ stabil sind und als solche auch in anderen Ganzheiten vorkommen, Elemente genannt werden. Für das holistische Denken existieren Momente und Elemente also immer nur in bezug auf ein ihnen übergeordnetes Ganzes, während die mechanistischen Doktrinen die Elemente als solche verabsolutieren und sich dann hernach den Kopf darüber zerbrechen, weshalb man aus solchen Elementen niemals Ganzheiten begreifen oder ableiten kann, sondern bestenfalls immer nur zu ganzheitsblinden Elementenkomplexen gelangt. Nur dem mechanistischen Denken muß Ganzheit als eine unbegreifliche und überflüssige Beigabe der Natur erscheinen, ebenso wie der gröber denkende Materialismus die Seele am liebsten aus seinem Kausalzusammenhang wegdisputieren möchte. Aber bedauerlicherweise läßt sich selbst das geistloseste materialistische oder mechanistische System doch wenigstens nicht ohne eine Spur von Geist aufbauen. Diese Schwierigkeiten hat der Holismus a priori beseitigt, indem die Existenz von Ganzheit die letzte regulative Voraussetzung für seine eigene Wirksamkeit ist. Endlich ist der Holismus dem Mechanismus noch darin überlegen, daß er in gleich vortrefflicher Weise auf mathematisierte wie auf historisierte oder auch einfach typologisch-deskriptive Theoreme anwendbar ist, während mechanistisches Denken niemals ernstlich über mathematische Naturwissenschaft hinausgedrungen ist.

An dieser Stelle sei nur noch abschließend darauf hingewiesen, daß das Erkenntnisideal des Holismus keineswegs auf das Gebiet der Biologie und seiner Grenzprobleme beschränkt ist, sondern weit darüber hinaus meta-

[1]) Erst neuerdings erwähnt Bridgman solche in seiner „Logik der Physik" (1934). Aber auch sie stellen die Idee der „mathematischen Physik" als solche nicht in Frage.

biologische Bedeutung besitzt. Für alle Stufen und Bereiche der idealen Existenz und der realen Wirklichkeit von der Logik bis zur Soziologie und zur Historie gilt der Satz, daß immer die jeweils niedrigere und einfachere Wirklichkeit durch Simplifikation aus der jeweils höheren und komplexeren Wirklichkeit, in der sie als Moment oder Element implizit enthalten ist, abgeleitet werden muß. Diese Auffassung beseitigt auch mit einem Schlage alle jene Kontigenzen, die Emile Boutroux zwischen den Wirklichkeitsbereichen von seinem Standpunkt aus mit Recht hatte errichten müssen. Boutroux ging vom Positivismus Comtes und Renouviers aus und stellte sich infolgedessen in Übereinstimmung mit der Hierarchie Comtes die Aufgabe, den Gesamtbereich der Wirklichkeit von unten her, das heißt im mechanistischen Sinne von den jeweils einfacheren zu den nächst komplexeren Bereichen aufzubauen. Er fand, daß das unmöglich ist, und wurde so der Vollender und der Überwinder zugleich des französischen Positivismus. Die von ihm bei seiner Methode notwendig zwischen den Wirklichkeitsstufen konstatierten Kontigenzen verschwinden jedoch, wenn man den von uns aufgezeigten Weg des Holismus geht, der allem Positivismus ein definitives Ende bereitet und zu den großen Linien der unsterblichen Metabiologie des Aristoteles zurückkehrt.

Das muß an dieser Stelle genügen, um eine einigermaßen deutliche Vorstellung vom Wesen der holistischen Biologie, die die Biologie der Zukunft sein wird, zu geben. Ungemein reizvoll wäre es, an dieser Stelle nun auch noch zu schildern, wie sich der interne Aufbau der Biologie nach holistischen Prinzipien zu vollziehen hätte. Die drei biologischen Grundwissenschaften Morphologie, Physiologie und Phylogenie stehen nämlich untereinander selbst in einem holistischen Ableitungsverhältnis. Aus den Axiomen der Phylogenie lassen sich durch holistische Simplifikation diejenigen der Physiologie und aus diesen wieder diejenigen der Morphologie oder Typologie des Organischen ableiten. Das im einzelnen zu schildern, würde den Rahmen der vorliegenden Skizze weit überschreiten, hier soll abschließend nur noch darauf hingewiesen werden, daß auch die Biologie ihrerseits wieder einem noch komplexeren vitalen Wirklichkeitsbereich holistisch eingebaut werden muß, dem psychischen nämlich. Wie die anorganische Wirklichkeit sich uns als eine holistische Simplifikation der organismischen ergeben hat, so erweist sich die organismische Wirklichkeit selbst wieder als eine holistische Simplifikation der psychischen Wirklichkeit. Es ist mit anderen Worten das alte berühmte Leib-Seeleproblem, das hier auftaucht und nach einer neuen holistischen Auflösung verlangt. So wenig es nämlich möglich ist, die Gesetze des Organischen aus der Physik abzuleiten, ebensowenig sind die bisher fast ausschließlich unternommenen Versuche sinnvoll, die Gesetze des Psychischen aus der Biologie abzuleiten. So wird das Unbefriedigende aller bisherigen Psychophysik verständlich, und so erklärt sich überhaupt das Scheitern aller bisherigen Versuche, „Psychologie ohne Seele" (Behaviorismus!) zu treiben.

Humanismus und Nationalbewußtsein

VON HELMUT PRANG

„. . . wie ja ein wahrhaft reiches Volk dadurch reich wird, daß es vieles von andern über=nimmt und weiterbildet.“ (J. Burckhardt.)

Der Humanismus ist in Deutschland für jeden Menschen mit kulturellem Verantwortungsbewußtsein eine bedeutsame Macht, die entscheidend dazu beiträgt, das deutsche Geistesleben in seinem nationalen Eigenwert zur vollen Entfaltung zu bringen. Niemand, der ernsthaft über dieses Problem nach=gedacht hat, kann leugnen, daß zu allen Zeiten, in denen deutsche Menschen sich mit den Gütern des Humanismus beschäftigten, nationale Tendenzen lebendig wurden, die das Bewußtsein vom Wert der deutschen Kultur ge=hoben haben. Das deutsche Volk ist so begnadet, daß es – wie die Griechen – fremde Kulturgüter in sich aufnehmen und sie sich in eigenständiger Weise anverwandeln konnte, ohne seinen nationalen Eigenwert zu verlieren. Im Gegenteil, es wurde den Deutschen durch die Beschäftigung mit anderen Kulturen meistens zur rechten Zeit bewußt, wo die eignen Werte und Möglich=keiten liegen. Deshalb ist es ungerecht, dem Humanismus vorzuwerfen: er sei nationsfremd und zeitfern, weil er sich historisch mit außerdeutschen Geistern beschäftige. Denn eine rückwärts gewandte Betrachtung anderer Kulturen schließt eine Wirksamkeit auf die nationale Gegenwart und leben=dige Teilnahme an ihr keineswegs aus. Wenn wir uns auf die kulturelle und politische Vergangenheit fremder Völker besinnen und deren Entwick=lung verfolgen, so kann ein solches Studium uns gerade unser Eigenstes und Gegenwärtiges erhellen und uns an den Vorzügen und Nachteilen der anderen bewußt machen, wo unser eigener Wert und Unwert liegt.

Den Humanisten der Reformationszeit haben wir es zum Beispiel zu danken, daß sie durch die Entdeckung von Tacitus' Germania angeregt wurden, sich selber um die deutsche Geschichte zu kümmern. Die Männer dieser Zeit waren es, die anfingen, heimatliche Lokalgeschichte und Geschichts=dichtungen aus der deutschen Vergangenheit und Gegenwart zu verfassen. Man vergißt, daß bei den gelehrten Dichtern des 16. Jahrhunderts neben dem Ballast antiker Mythologien heimische Stoffe und Motive in die zeit=

genössische Dichtung eindringen. Man darf auch nicht übersehen, daß in dieser Epoche bei den großen Humanisten die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Sprache und ihrer alten Dialekte einsetzt. Aber auch unter den Humanisten unserer Klassikerzeit finden wir Männer, die gerade von der Beschäftigung mit der Antike her dazu kommen, die Eigenwerte deutschen Wesens zu erkennen und für ihre Nation wirksam zu machen. Wenn zum Beispiel Herder entgegen Winckelmann entschieden darauf hinweist, daß die Griechen nicht unbedingt und in allem nachzuahmen seien, weil jedes Volk seine Nationalwerte und Höhepunkte habe, so kommen in seiner Nachfolge und durch seine Beschäftigung mit deutschem Wesen angeregt, die Romantiker dazu, sich der deutschen Vergangenheit zuzuwenden.

Nun hat es aber neben den Männern, die aus ihrer Beschäftigung mit der Antike heraus sich der nationalen Kultur bewußt zuwandten, immer Einzelgänger gegeben, die durch eine gewisse Abseitigkeit vom Tagesgetriebe den Eindruck von Individualisten machten. Wenn aber tatsächlich unter den großen Humanisten sich einige zeitweilig vom Geschehen des Tages zurückzogen, um vorübergehend nur in ihrer geistigen Welt zu leben – im Hinblick auf die kulturelle Leistung, zu der sie sich berufen fühlten und die der ganzen Nation geschenkt wird – so kann man hier trotzdem nicht von Individualismus reden, weil jedes egoistische Moment fehlt. Denn meist sind es solche Einzelne gewesen, die ihrer Zeit und ihrem Volk das entscheidende Gepräge gaben und ihnen Gedanken schenkten, die sie in ihrer Vereinsamung oder im Ringen mit den höchsten Kulturwerten gewonnen hatten. Und diese Wenigen, die sich vielleicht zeitweilig abseits von der Gegenwart in die Beschäftigung mit dem klassischen Altertum versenkten, schufen uns dadurch auch die Möglichkeit, die Wurzeln unserer eigenen Kultur aufzuspüren und zu erkennen, wo bei aller Beeinflussung von außen her unzerstörbar das Ureigenste und Echte unseres nationalen Lebens liegt. So galt zum Beispiel bei einigen Humanisten der Reformation der offene Kampf dem Papsttum, das eine deutsche Selbständigkeit zu bedrohen schien. Zur Zeit unserer Klassiker war es die Abwehr französischer Kunsttheorien und die Stellungnahme zu den Auswirkungen der Revolution von 1789. Und wie Goethe oder Hölderlin an ihrer unmittelbaren Gegenwart gelitten haben, ist bekannt; zum Beispiel aus Goethes Gespräch vom 13. Dezember 1813 mit dem Historiker Heinrich Luden oder aus Hölderlins vorletztem Hyperion-Brief. Aber das Entscheidende ist bei diesen Männern folgendes: trotz aller Erbitterung und Kritik haben sie sich doch den Glauben an das zukünftige Deutschland bewahrt, weil es nach ihrer Meinung beste Kräfte in sich birgt, die es zu entfalten gilt. So hat Goethe sich nicht gemäß seinen individualistischen Neigungen von seiner Zeit und Nation resignierend getrennt,

sondern hat bis zuletzt lebendigen Anteil am Zeitgeschehen genommen. Oder für einen Mann wie Nietzsche gilt der Vorwurf des einseitigen Individualismus ebenfalls nicht, wenn man sich seiner leidenschaftlichen Auseinandersetzung mit seiner Zeit und Nation erinnert.

Wenn ein Mensch wie Goethe trotz seiner individualistischen Veranlagung und trotz seinem Weltbürgertum oder wenn Hölderlin trotz seiner begeisterten Griechenliebe lebendigsten Anteil an den Geschehnissen ihrer Zeit nehmen, so sehen wir, daß auch ein geistiger Internationalismus — wie er zuweilen dem Humanismus durchaus eigen sein kann — nicht immer zu befürchten ist. Jeder Mensch, der sich überhaupt ernsthaft mit der Welt des Geistes befaßt, weiß, daß bei aller Anteilnahme an allgemein-menschlichen Problemen und bei der Beschäftigung mit außernationalen Kulturgütern letztlich der Ausgangspunkt des Denkens und die Blickrichtung der Betrachtung immer national bedingt ist: durch Sprache, Rasse und geschichtlich gewordene Erziehung. Und so kann auch beim Studium fremder Kulturen ein nationaler Humanismus gefördert und zur eigenwertigen Entfaltung gebracht werden. Doch an keinem anderen Volke können wir uns in unseren Möglichkeiten so klar erkennen wie an den Griechen der Blütezeit. Wenn wir für die kulturellen Leistungen des alten Attika echtes Verständnis zeigen, werden wir immer deutlicher sehen, welche Anlagen wir in unserem Wesen zur Entfaltung bringen und welche Fehler wir vermeiden sollen!

Betrachten wir rückschauend, mit welchen Kulturgebieten der Humanismus in Deutschland sich zumeist beschäftigt hat, dann wird sich für den oberflächlichen Kenner ergeben, daß man fast ausschließlich der Welt des Ästhetischen Interesse schenkte und daß auch die Wirkung zuweilen eine stark ästhetische war. Aber so kraß liegt es in Wirklichkeit nicht! Wir sahen schon, daß die Humanisten des Reformationszeitalters eine fruchtbare Gelehrsamkeit betrieben, die sich national fördernd auswirkte. Im 18. Jahrhundert dagegen spielte tatsächlich die Beschäftigung mit der künstlerischen Welt der Griechen und Römer eine entscheidende Rolle. Und es ist nicht zu verkennen, daß etwa die Grundgedanken Winckelmanns mißverstanden einen Keim der Ästhetisierung bergen und auch auf Carstens oder andere entsprechend gewirkt haben. Es läßt sich nicht leugnen, daß zum Beispiel die Lebenshaltung Wilhelm v. Humboldts oder Stefan Georges ein stark ästhetisches Gepräge hatte; auf Grund eines einseitig verstandenen Griechentums. Aber man darf doch nicht übersehen, daß diese ästhetische Bildungsrichtung die Gabe hat, zu größter Formenstrenge zu erziehen, die der Unbändigkeit deutschen Wesens oft nötig ist, und damit also mittelbar eine nationale Wirkung ausüben kann, indem die Entwicklung eines nationalen Stiles gefördert wird. Eine maßvolle ästhetische Erziehung durch das Griechenideal ist als dämpfender

Zwang dem barocken Wuchern deutscher Formenfreiheit durchaus gemäß. Wir wären möglicherweise allzulange in einem Sturm und Drang verblieben, wenn Goethe und Schiller nicht nach Goetz, Werther und den Räubern das Erlebnis der mäßigenden Antike gehabt hätten. Der bekannte Einwurf, daß diese Bändigung urtümlicher Regellosigkeit ein Schaden für die freie Entwicklung typisch deutschen Wesens sei, wird hinfällig vor der wohl allenthalben anerkannten Auffassung: es sei immer und überall eine größere Leistung gewesen, Letztes und Tiefstes in schlichter, gebändigter Form zum Ausdruck zu bringen, als es frei und zügellos ausströmen zu lassen. Die eigentümliche Spannung, die zwischen Inhalt und Form, Leidenschaft und Verhaltenheit bei Werken wie Iphigenie und Tasso oder bei den Gedichten Stefan Georges spürbar wird, ist doch eine nicht fortzuwünschende Bereicherung deutscher Gestaltungskraft; wobei der beseelte Expressionismus mittelalterlicher Werke keineswegs in seinem Wert in Frage gestellt werden soll!

Außerdem schließt die Beschäftigung mit ästhetischen Bildungsfragen eine Anteilnahme an den sonstigen zeitgenössischen Problemen gar nicht aus. Goethes Gedanken in der Einleitung zu den Propyläen und Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung wenden sich bewußt an die Nation, die dadurch angeregt zur Selbsterziehung das ihrige beitragen soll. Oder die Beschäftigung eines Lessing, Goethe, Schiller mit den ästhetischen Theorien der Alten hat auf dem Umweg über die Franzosen dazu geführt, den Wunsch nach einem deutschen Nationaltheater immer lebendiger werden zu lassen, bis es Wirklichkeit wurde. Und bei einem Wilhelm v. Humboldt, dem Individualismus und Ästhetizismus vorgeworfen werden, dürfen wir nicht vergessen, daß er als preußischer Staatsmann tätig war und sich in geistiger wie in praktisch-politischer Hinsicht unvergeßliche Verdienste um das Ansehen der deutschen Kultur erworben hat.

Bei ehrlicher Prüfung müssen wir natürlich zugeben, daß allenthalben im Humanismus Tendenzen zum Individualismus und geistigen Weltbürgertum sowie zur Ästhetisierung der Anschauungen und zuweilen auch der Lebenshaltung vorhanden waren. Aber daraus kann man den betreffenden Humanisten keinen Vorwurf machen; denn es gab ja zu den Zeiten der Reformation und Klassik noch gar keine einheitliche Nation; es gab auch noch keinen geschlossenen Staat, der Anspruch auf patriotische Gefühle und Nationalbewußtsein machen konnte. Außerdem muß man sich klar darüber sein, daß durchaus ein Unterschied bestehen kann zwischen einem echten Patrioten und einem guten Staatsbürger. Die Männer der Reformation oder Klassik waren zwar aufrichtige Patrioten, konnten aber nicht für einen deutschen Staat eintreten, weil es den noch gar nicht gab. Wenn dagegen seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts Politik und Staatswesen auch in der

Betrachtung der Antike eine Rolle zu spielen beginnen, so liegt das daran, daß wir erst seit dem 19. Jahrhundert die Bedeutung des Nationalitätenprinzips an uns selber erlebt haben. Gerade hierin aber können wir den Humanismus in besonderem Maße fruchtbar machen, seit Jakob Burckhardt und Werner Jaeger erkannt haben, welche bedeutsame Rolle das politische Element bei den Griechen gespielt hat. Allerdings ist mit „politisch" keineswegs ein Fragenkomplex gemeint, der sich einseitig mit Partei- oder Machtfragen auseinandersetzt; sondern bei der antiken Erziehung zum politischen Menschen muß an eine Ausbildung gedacht werden, die sich um die individuelle Entwicklung geistiger und körperlicher Art kümmert und den Einzelnen zu der Entfaltung kommen läßt, die ihm und zugleich der Würde des Staates entspricht. Wenn der Staat selber eine so umfassende Bildung fördert, dann wird sich von allein ergeben, daß durch sein bestimmendes Regulativ die erwähnten Gefahren vermieden werden, weil der Einzelne – trotz scheinbarer Rückwärtsgewandtheit im Forschen – durch lebendige Mitteilungsmöglichkeit an die Zeitgenossen durchaus zeitnah leben und auf diese Weise seinem Vaterland besser dienen kann, als wenn er sich ausschließlich mit allen anderen zusammen um Tagesfragen kümmert, in denen er letztlich doch nichts zu entscheiden hat, weil er ja nicht auf allen Gebieten gleichmäßig kompetent sein kann. Daher können diejenigen, die scheinbar abseits vom Zeitgeschehen sich ein Wissen um höchste Kulturwerte verschaffen, eines Tages am stärksten auf ihre Zeitgenossen wirken, indem sie ihnen den harmonischen Zusammenklang von staatlichem und geistigem Leben in der Antike immer wieder aufs neue bewußt machen. Auf diese Weise kann gerade in der gegenwärtigen Lage des deutschen Volkes ein nationaler Humanismus besonders gefördert und zur Entfaltung gebracht werden, der uns neue nationale Werte erschließen hilft.

Der Meister von Neustift

VON

WERNER VON DER SCHULENBURG

Südtirol hat im Verlauf seiner Geschichte oft genug die Stellung eines Vorpostens der nordischen Kulturwelt eingenommen. Nicht umsonst steht das Denkmal Walthers von der Vogelweide in Bozen, wo es von den Italienern zwar von seinem alten Platz entfernt, aber auf einen neuen, würdigen Standort überführt ist. Wer die Dichtungen des Meisters im südtiroler Land mit offenem Herzen liest, der wird erfühlen, daß Walther, allen wissenschaftlichen Zweifeln zum Trotz, aus Südtirol stammen muß. Am Ende wird man doch den schönen Vogelweiderhof am Laiener Ried bei Waidbruck als seine Heimat anerkennen. Die Frische, die Zartheit und der Duft dieses Landes leben in seinen Liedern, und aus seinen Versen klingt das Rauschen und Tanzen der jungen Wasser, die zum südlichen Meere drängen.

Aber Südtirol ist nicht nur Vorposten nordischer Kultur gewesen; es war auch eine Kulturbrücke zwischen Norden und Süden. Es war das Durchgangsland des Handels zwischen Augsburg mit seinen vielen Filialen und Venedig; es sandte seine eigenen Bergschätze nach Deutschland und Italien. Durch den Handel war, etwa zweihundert Jahre nach dem starr deutschen Ritter Walther, in die Kultur Südtirols eine Zweigesichtigkeit gekommen, und diese Zweigesichtigkeit zeigte sich deutlich in dem südtiroler Maler und Bildschnitzer Michael Pacher, der, in die lange Reihe der deutschen Genies gehörend, vieles von der benachbarten norditalienischen Kunst entlehnt hat. Er lernte von Jacopo Bellini und Mantegna; aber er füllte die übernommenen südlichen Formen mit dem ursprünglichen nordischen Geist seiner Heimat. Der große Altar aus dem Kloster Neustift bei Brixen (jetzt in München in der alten Pinakothek), sowie der Altar in St. Wolfgang zeigen die reife Größe dieses gewaltigen deutschen Meisters.Die Verschlungenheit der kulturellen Fäden, die sich durch die Geschichte Südtirols bis zum heutigen Tage hindurchziehen, wird uns deutlich, wenn wir in Betracht ziehen, daß das, was Pacher aus dem Süden, insbesondere aus Venedig übernahm, zum großen Teil wieder rein nordisches Kulturgut war, welches der Süden nur importiert hatte. Denn Venedig hatte nach dem Norden nicht allein Verbindungen auf dem Landweg, über Südtirol, sondern ein großer Teil seines nordischen Handels vollzog sich auf dem Seeweg. Die Hafenstädte Europas standen damals in nächsten Beziehungen zueinander. Die Florentiner Medici und die Augsburger Fugger waren die bedeutendsten Vertreter dieses zwischenstaatlichen Warenaustausches. Wie gewöhnlich ging mit dem Austausch von Waren ein Austausch von Kultur- und Zivilisationsgütern jeder Art Hand in Hand. Als sinnfälliges Beispiel möge die Verbreitung des venezianischen

Markusbrotes (Marci panis) dienen, das sich heute noch in vielen Seestädten des Nordens, Brügge, Antwerpen, Lübeck, Kopenhagen und Königsberg eines besonderen Rufes erfreut. Auf dem Seewege gelangte eines der schönsten Werke Michelagniolos nach Brügge. Aber umgekehrt gelangten auch vom Norden nach dem Süden Zivilisations- und Kulturwerke, neben Webereien auch nordische Kunstwerke. Insbesondere waren es die Bilder des van Eyck und die Werke des Hugo van der Goes, welche in Italien tiefen Eindruck machten. Gewiß ist vieles von diesen Werken im Laufe der Zeit verlorengegangen. Die breite venezianische Renaissance wird zudem mit diesen klaren nordischen Werken nicht immer glimpflich umgegangen sein. Erhalten ist uns aber der Portinari-Altar des Hugo van der Goes, den Pacher im nahen Venedig kennengelernt haben dürfte. Dieser Altar, den ein Auslandsangestellter des Medici nach Italien mitgebracht hat, sollte Pachers Kunst tief beeinflussen.

Während dem Meister das nordische Gut über den Süden auf Umwegen zuströmte, kam es ihm in völliger Klarheit aus dem Norden selbst entgegen. Gleichzeitig drang nämlich die spätgotische Kunst aus Deutschland nach Südtirol vor. In Sterzing wurde Hans Multschers Flügelaltar aufgestellt. Auch diese Kunst griff Pacher ans Herz, und er mußte sich mit ihr auseinandersetzen. Ein weniger starker Künstler wäre unter der Summe aller dieser Eindrücke zerbrochen. Pacher aber setzte sowohl den südlichen wie den nördlichen Erlebnissen seinen Tiroler bäuerischen Dickschädel entgegen: er tat es in der Linienführung, der Farbverwendung, am sinnfälligsten jedoch in der Anbringung seiner heimatlichen Landschaft, welche den Beschauer immer wieder an die Herkunft des Meisters zu erinnern hat.

Aber wir sind noch nicht am Ende, wenn wir als kulturhistorische Rutengänger die wichtigsten Quellen aufspüren wollen, die unter Pachers Werk dahinfließen und auf dieses Werk ausstrahlen. Eine ganz besondere Einwirkung hat auf das Schaffen Pachers stattgefunden durch die Persönlichkeit und die Weltanschauung des Fürstbischofs von Brixen, Nicolaus von Cues, genannt Cusanus, der wieder aus dem Norden, von der Mosel, stammte und von 1452–1460 Fürstbischof von Brixen war. In die Regierungszeit des Cusanus fällt genau die Höhe des Pacherschen Kunstschaffens. Damals waren Brixen, Bruneck und Neustift Orte höchster Lebensbejahung und Kunstblüte, bis Cusanus vom Herzog Sigismund von Tirol gefangengesetzt und seinen Wirkungsgebieten entzogen wurde[1]). Über die politische Wirksamkeit des Cusanus kann man verschiedener Ansicht sein; als Mäzen war er ein leuchtendes Vorbild. Für Kunst und Künstler hatte er ein seltenes Verständnis. Wohl nie hat im Mittelalter ein gläubiger Kirchenfürst seine Künstler so frei schalten lassen, wie Cusanus es tat. Man muß sich schon an den großen Freund des Cusanus, an den Papst Pius II., Andrea Silvio

[1]) Über Cusanus besitzen wir noch keine großangelegte Monographie, die uns das Wesen dieses vielgesichtigen Mannes wenn nicht erschließen, so doch näherbringen könnte. Der verheißungsvolle Versuch von Reischinger ist leider nicht über die Anfänge hinausgekommen.

1. Die heilige Monica, Mutter des heiligen Augustinus, wird von einem afrikanischen Bischof getröstet





2. Der Abschied des heiligen Augustinus von seiner Mutter Monica



3. Augustin hört im Dom zu Mailand die Predigt des heiligen Ambrosius



4. Disputation des Heiligen mit zwei Freunden

Piccolomini, erinnern, wenn man eine Persönlichkeit von ähnlichen geistigen und kulturellen Ausmaßen zum Vergleich hinzuziehen will.

Über die Einstellung des Cusanus zur Kunst und Künstlern geben uns seine Werke Auskunft. Seine Hauptgedanken über das Wesen des Künstlers und die künstlerische Schöpfung mögen hier kurz wiederholt sein[1]). Das Kunstwerk, so sagt Cusanus, ist allein von der Idee des Künstlers abhängig. „... non haberet aliud esse quam dependentiae a quo haberet esse.“ (de doct. ing. lib. II. cap. II.) Dem Künstler gegenüber stellte Cusanus seine Logik zurück. Dem Künstler habe man mit der gleichen Ehrfurcht gegenüberzutreten, mit welcher man der Natur gegenübertritt („unitas in pluralitate“), weil sowohl in der Natur wie im Künstler alles in Einem ruhe („quodlibet in quodlibet“). „Man möge“, so schreibt er weiter, „den Künstler bewundern, weil er, trotz fehlender Präzision (das heißt schöpferischer Vorausdisponierung) und bei aller Verschiedenheit (des vorhandenen Schöpfungsmaterials) alle Teile in- und zueinander in Harmonie bringt, derart, daß durch des Künstlers Anordnung die Bewegung der Teile eine Gesamtbeziehung zum Ganzen bekommt. Aber“, so fährt er fort, „in der Vorstellung des Künstlers ist, bevor er an die Teile denkt, eben doch das Ganze da. In seiner Vorstellung ist das Haus da, bevor er an die Mauern denkt. Es gibt aber wiederum nichts, was nur Natur oder nur Kunst ist. Alles hat nach seiner Weise Teil an beiden.“ (De conjecturis, lib. II, cap, XII.)

Es ist verständlich, daß eine so liebevolle und in ihrer Art (wir befinden uns dreihundert Jahre vor Kant!) auch tiefe Würdigung des Künstlers und seines Schaffens auf die südtiroler Künstler, die bis dahin wie überall als Handwerker betrachtet waren, einen belebenden Einfluß haben mußte. Cusanus war der erste, der dem Künstler eine Sonderstellung einräumte, weil er eine Vorstellung vom Fürchterlichen des echten künstlerischen Schöpfungsprozesses besaß. Dieses Verständnis des Cusanus befeuerte die Schöpferkräfte seiner Umgebung; ohne Cusanus ist Michael Pacher nicht denkbar. Seiner Natur nach übernahm Pacher, der von der Schnitzkunst herkam und immer Bildschnitzer blieb, die mathematisch-logische Seite des Cusanusschen Denkens; ein anderer südtiroler Meister, reiner Maler von Natur aus, dagegen wurde ergriffen von der musikalisch-metaphysischen Seite dieses gewaltigen Geistes, und das war der Meister von Neustift.

Diese Betrachtung der Cusanus-Pacherschen Welt war notwendig, um den Leser an das Problem des Meisters von Neustift heranzuführen. Die Wissenschaft hat diesen großen Maler bis jetzt recht stiefmütterlich behandelt; man hat seine Werke wohl unter dem Sammelbegriff „Meister von Uttenheim“ zusammenzubringen gesucht, aber eine richtige Gruppierung des Werkes und eine Wertbetonung ist noch nicht erfolgt. Das mag zum Teil daran liegen, daß das Hauptwerk dieses Meisters, die acht Augustinustafeln, zersägte Seitenflügel eines verschollenen Augustinusaltars, sich abseits der Heerstraße, in der Pinakothek des Klosters Neustift bei Brixen befinden,

[1]) Zusammenfassend bei Eberhard Hempel, Michael Pacher. (Schott & Co., Wien 1931.)

wo sie anscheinend vergessen wurden, als man zu Beginn des vorigen Jahrhunderts den großen Pacher-Altar des Klosters nach München brachte[1]).

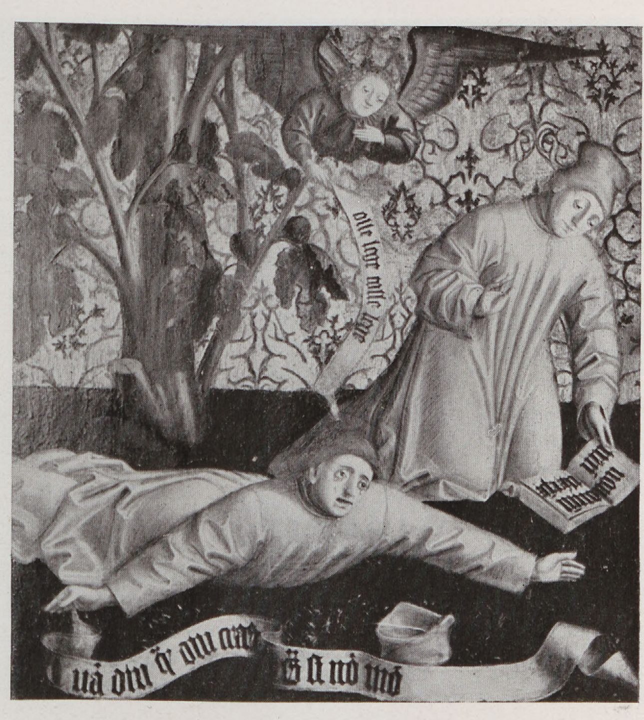
Die Zeit der Höhe dieses Meisters, die Pächt um 1450 ansetzen will, wird von Hempel sehr viel richtiger als um 1470 angegeben. Ja, man wird sogar das Jahr 1480 annehmen dürfen. Gegen 1450 sprechen nach Hempel „der tiefe Blickpunkt, die Belichtung, die aus schattigen Gründen hervorleuchtenden roten Farben, die eine malerisch vorgeschrittene Kunst festlegen". Wenn man zum Vergleich die Altartafel der Äbtissin Verena von 1448 (Ferdinandeum, Innsbruck) zuzieht, wenn man die gezeichneten, primitiven Kräuselwellen auf dieser Tafel vergleicht mit dem nur geahnten Meer auf dem Abschiedsbild des Meisters von Neustift, dann wird man den ungeheuren Sprung in der malerischen Entwicklung ahnen, den dieser Meister gemacht hat. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß der Meister von Neustift neben Michael und Friedrich Pacher seine eigene Werkstatt gehabt hat, in welcher er seinen eigenen künstlerischen Visionen lebte. Vielleicht stammt er aus der Neustifter Miniaturistenschule, die bis 1510 in Neustift nachweisbar ist. Ein Graduale aus dieser Schule (der Schreiber Friedrich Gollmer ist gestorben 1446) zeigt in der Illuminierung noch bei aller Spätgotik fast romanisches Schulgut. Der Meister von Neustift müßte sich früh von dieser Schule gelöst und sich auf Reisen weitergebildet haben. Wir wissen darüber nichts, aber wir sehen, daß er ein Grübler in Farben war, ausgestattet mit einem weit über den Pachers hinausgehenden Blick für die neuen Aufgaben der Kunst, mit einem Cusanusschen Blick für den geistigen Gehalt. Seine Kunst ist deutschmenschlich, sie ist eine wirkliche deutsche Volkskunst.

Wäre er tatsächlich Friedrich Pachers Lehrer gewesen, dann würde die Frage zu prüfen sein, ob das Neue, was Friedrich bringt, allein vom Meister von Neustift stammt und ob wir in diesem Meister auch einen bahnbrechenden kompositorischen Geist der deutschen Malerei zu sehen haben. Dafür besteht aber, wie gesagt, bis jetzt kein Anhaltspunkt. Ob das kompositorisch Neue, was er bringt, direkt in Italien erworben ist oder aber, ob er es über Michael Pacher erworben hat, mag vorläufig dahinstehen. Neu und einzigartig in jener Zeit ist sein malerisches Talent, mit dem er das der

[1]) Außer den beiden Tafelbildern in München, die zum Neustifter Altar gehören, möchte ich dem Meister mit Sicherheit nur zuschreiben einzelne Bilder der Passions- und Stephanusfolge (am sichersten die Bestattung des heiligen Stephanus) im Museum von Moulins in Frankreich. Die tüchtigen Malereien in Neustift „Heilige Sippe" und „Zurückweisung von Joachims Opfer", die Hempel dem Meister zuschreiben will, sind Arbeiten eines Schülers, der gleichzeitig in direkter Abhängigkeit von Michael Pacher steht. Wenn man auch annehmen kann, daß der Meister von Neustift ein sehr labiler, beeinflußbarer Künstler gewesen sein muß, so ist eine farbig-dynamische Eigenart wie die seine doch nicht auszulöschen. Die ihm sonst noch zugeschriebenen Werke: Tafel mit Maria, Barbara und Margarete (Kunsthistorisches Museum in Wien), Christus am Ölberg (Burg Kreuzenstein) und die Geburt Mariens (Germanisches Museum) bleiben vorläufig zweifelhaft. Die Verkündigung (Bayerisches Nationalmuseum, München) und die vier Tafelbilder der Landesgalerie in Graz, Geburt, Beschneidung, Flucht und Kindermord (mir nicht im Original bekannt), sind vielleicht weiche Alterswerke des Meisters um 1500, denen die Kraft der Neustifter Tafeln fehlt.

Literatur: Von älterer: Semper und W. Suida. Neuere: O. Pächt, Österreichische Tafelmalerei der Gotik, Augsburg 1929, S. 44 ff., vor allem aber Hempel, l. c.

5. Die Berufung:
„Tolle, lege!“





6. Augustinus und sein Sohn Adeodatus werden in Mailand vom heiligen Ambrosius getauft



7. Die Vision der Dreifaltigkeit



8. Der Heilige als Bischof und Ordensvater unter den Chorherren

(Photos von Hede Koch, Stuttgart)

Pachers unendlich überragt, ja, das in der ganzen deutschen Malerei jener Zeit nicht seinesgleichen hat. Selbst der gleichzeitige Grünewald ist weniger Maler als dieser Meister. Dagegen ist der Meister von Neustift von einer Größe und Zartheit in der Farbgebung, wie wir sie ähnlich erst viel später bei den Holländern oder ganz spät bei Guardi finden können.

Das in Neustift vorhandene Werk des Meisters[1]) besteht aus folgenden acht quadratischen Tafeln:

1. Tröstung der Mutter durch einen afrikanischen Bischof.
2. Abschied des heiligen Augustinus.
3. Der Heilige hört im Dom von Mailand die Predigt des heiligen Ambrosius.
4. Disputation mit zwei Freunden.
5. „Tolle, lege!“
6. Die Taufe des Heiligen.
7. Die Vision der Dreifaltigkeit (nach der Legenda aurea).
8. Der Heilige als Ordensvater unter den Chorherren (in den vorderen Reihen Neustifter Chorherren, im Hintergrund andere, vielleicht Pariser).

Die Tafeln sind ausgezeichnet erhalten und in der kleinen Sammlung über der Bibliothek des Klosters aufgehängt.

Wenn wir annehmen, daß die beiden Münchener Tafeln (der heilige Augustin und seine Mutter) zu diesem Altar gehört haben, so würden außer dem großen Hauptbild noch zwei Tafeln verloren sein. Das ist beklagenswert; aber das Vorhandene genügt, um uns eine Vorstellung von der künstlerischen und geistigen Bedeutung des Meisters zu machen.

Sein konstruktives Wirken ist das gleiche wie das Michael Pachers. Neu sind bei ihm die malerischen Ausdrucksmittel. Die Steigerung des Plastischen und der Lichtwirkungen kommt ursprünglich aus der Toskana, wenn auch die feinere Ausbildung (eine imaginäre Lichtquelle rechts oben) auf Hugo von der Goes zurückzuführen sein dürfte. Der Portinari-Altar des van Goes hat sowohl Pacher wie den Meister von Neustift bis zur direkten Übernahme von Porträts beeinflußt; beim Meister von Neustift sind bezeichnenderweise die Figuren in der Disputation und die Engel direkt von van der Goes übernommen.

Den gewaltigen Fortschritt des Meisters von Neustift erkennen wir aber sofort, wenn wir seine Hintergründe mit denen Pachers vergleichen. Pacher hält sich durchweg an den Goldgrund, der Meister von Neustift durchbricht ihn. Diesen Durchbrechungsprozeß können wir an den Neustifter Tafeln beobachten. Von den acht Bildern zeigen vier einen Brokathintergrund, der vielleicht bei den Bildern, auf denen Innenräume dargestellt sind (Taufe,

[1]) Hier sei ein besonderer Dank ausgesprochen dem hochwürdigen Herrn Propst des Klosters Neustift, S. E. Dr. Ambros Giner, der die Aufnahmen der Bilder freundlichst gestattete; dem hochwürdigen Frater Prof. Gerhard Puffmann, der sein reiches Wissen bereitwillig zur Verfügung stellte und den Arbeitenden in jeder Weise behilflich war; Herrn Major v. Persa, Brixen, der historische Hinweise gab; endlich Frau Hede Koch, Stuttgart, welche während ihres Sommerurlaubs unter Mithilfe ihres Gatten die Aufnahmen der Bilder hergestellt hat.

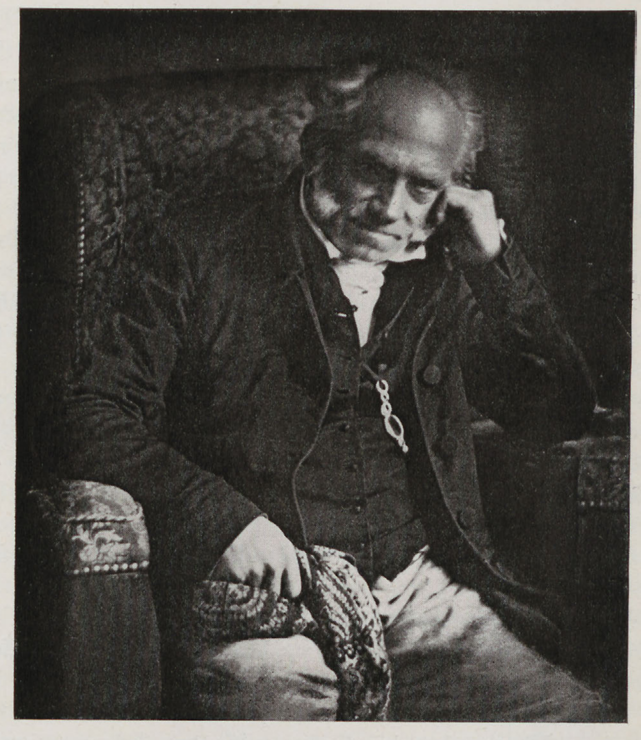
Ordenskapitel und Vision) motiviert sein kann. Keinesfalls aber ist der Brokathintergrund motiviert im Bild „Tolle, lege“, auf welchem aber der Garten nur angedeutet ist durch einen prachtvollen Feigenbaum. Das vierte Bild der Brokatfolge, die Vision, gibt zwei Handlungen wieder: im Vordergrund, vor Brokat, den studierenden Heiligen, im Hintergrund, in der Kirche, die Vision der Dreifaltigkeit, bekanntlich dem eigentlichen Augustinusschen theologischen Problem. Die anderen vier Bilder zeigen reale Hintergründe: die stärker zeichnerische als malerische „Tröstung“ den Hof des Hauses; die Predigt des heiligen Ambrosius das Innere des Mailänder Domes (exakt gesehen, aber noch vorsichtig umrahmt); die Disputation einen schönen gotischen Innenraum mit einem Blick in die Landschaft; und endlich der Abschied einen reifen romantisch-landschaftlichen Hintergrund.

In gleicher Weise läßt sich die Steigerung des seelischen Ausdrucks verfolgen, wenn er auch zum Teil nur in feinsten Nuancen vorhanden ist. Die Wiedergabe der Bewegungen versagt nicht, wie Hempel meint, sondern sie ist zurückhaltend, ohne Übertreibung; sie ist vornehm. Im hierarchischen Ordenskapitel ergibt sich die Zurückhaltung von selbst. Aber auch die große Mantegna-Bewegung des liegenden Heiligen im Tolle-lege-Bild ist gehalten; die des Knienden, Lesenden auf dem gleichen Bild (der sich sorgsam wieder die herabgefallene Kappe aufgesetzt hat) ist gemessen. Die ganze Leidenschaft des Meisters ist verlagert in die Farben, in das Weinrot des Gewandes, in das Olivgrün und Braun des Feigenbaumes und in den Gegensatz des traumschönen Brokatstoffes zum dunklen Boden des Gartens. Bild für Bild werden die gemessenen Bewegungen beibehalten; durchbrochen werden sie das erste Mal in den Aktdarstellungen der Taufe, die der Meister als Nackttaufe vollziehen läßt, um seine Kenntnisse des menschlichen Körpers, der Pachers weit überlegen, zu zeigen. Er, Cusanus' bester Schüler, betont seine Bindung zur Natur auch hier. Im Abschiedsbild löst sich dann die Zurückhaltung und macht der Zartheit Platz. Es ist rührend, wie der Heilige der Mutter fast schuldbewußt die Hand reicht; und ebenso rührend ist es, wie die Mutter den Schmerz zurückhält, um den Sohn nicht zu sehr zu peinigen. Die Bewegungen der Schiffsleute sind stark; sie sind gesehen; es sind die Anfangsbewegungen von Schiffern beim Abstoßen vom Lande. Ist es Dichter-Phantasie, wenn man annimmt, daß ein in Neustift erzogener Augustiner, ein Mann, der gelernt hat, seinen Körper und seine Seele zu beherrschen, auf irgendeine Art nach Venedig gekommen ist, wo er, vorbereitet in der Miniaturistenschule von Neustift, malerisch die stärksten Anregungen durch Kunst und Natur zugleich erhielt, die ihn als Maler weit über den großen Klosterkünstler Pacher hinausführten?

Vier der in Neustift noch vorhandenen Bilder tragen Spruchbänder, meist mit Texten aus der Lebensbeschreibung des Heiligen, vier aber zeigen keine Spruchbänder. Das hängt zusammen mit dem Aufbau des Altars selbst; von den acht Bildern waren vier bei geschlossenem, vier bei geöffnetem Altar sichtbar. Auch die Münchener Tafeln zeigen Spruchbänder.

Über die Farbgebung des Meisters läßt sich, wie über jede Farbgebung, nur ganz Allgemeines sagen. Es wird dem Beschauer, der vor die acht Bilder tritt, sofort eines auffallen: sie bilden zusammen eine malerisch-musikalische Einheit, einen einzigen großen Klang. Aber jedes einzelne der Bilder hat in sich wieder diesen großen, einheitlichen Klang. Das alles ist Geist vom Geist des Cusanus, unitas in pluralitate. Der Meister hat, um den Gesamteindruck nicht zu zerstören, seinen Figuren zuweilen eine innere Leuchtkraft gegeben, daß sie magisch ausstrahlen (Disputation) und ihr Glänzen gelegentlich an Rembrandts Farben- und Geistesgeheimnisse streift. Des Meisters Palette ist nicht groß, lange nicht so groß wie die Pachers. Er liebt erdige Töne, der Temperamalerei schon immer wohlvertraut, denen er Purpur und Blau entgegensetzt. Im Gegensatz zu Pacher, der illuminiert, mischt er seine Farben und läßt sie ineinanderfließen. Der Feigenbaum auf dem Bild Tolle-lege ist für diese Technik besonders lehrreich. Das ist impressionistische Malerei von seltener Großartigkeit. Ihre Herkunft ist nicht zu erklären aus der Klarheit der Tiroler Berge, wie sie Pacher immer im Geiste vorschwebt. Zu erklären ist sie allein aus dem weichen Glanz des Meeres, der über südlichen Ländern liegt — aus der Farbgebung Venedigs.

Das an Menzel erinnernde Rückgreifen auf liebevolle Kleinigkeiten hält den Künstler aber davon zurück, im Grenzenlosen eines modernen Impressionismus zu verschwimmen. Die Stoffe auf den Bildern sind Faden für Faden gemalt, so daß man zunächst im Zweifel ist, ob hier nicht wirkliche Stoffe verwandt worden sind. Das ist wieder der alte Miniaturist, welcher aber gelernt hat, die Farbwirkungen auch der miniaturistischen Teile seiner Bilder der Farbtotalität anzupassen, so daß nicht nur kein stilistischer Gegensatz entsteht, sondern daß das eine durch das andere künstlerisch gesteigert wird. Wieder sind die Erkenntnisse des Cusanus „quodlibet in quodlibet" praktisch nutzbar gemacht worden. Wir haben im Meister von Neustift einen jener geheimnisvollen Künstler zu sehen, in denen sich deutsche Grundanschauungen und südliche Eindrücke zu einer neuen Synthese gestaltet haben. Auch das ist echt deutsch und gehört mit zum Gesamtwesen der deutschen Kunst. Dürer, der in Venedig ausrief: „Oh, wie wird mich nach der Sonne frieren!" hat die Grundkomposition seiner vier Evangelisten aus der Lagunenstadt mit in den Norden gebracht; Grünewald, der den Auftrag des Isenheimer Altars von einem Sizilianer erhielt, dürfte ebenfalls im Süden dem eigentlichen Wesen der Farbe nähergekommen sein. Diese beiden Meister stehen in geistiger Hinsicht, im seelischen Ausmaß gewiß hoch über dem Meister von Neustift; sie sind schlechtweg groß. Aber in einem Punkt ist der Meister von Neustift den beiden größten deutschen Künstlern jener Zeit doch überlegen: er ist stärker als die beiden Großen mit der Farbe verbunden; er denkt wirklich in Farben; er ist ein Farbenmusiker, wie es damals in Deutschland keinen gab und auch später nur noch wenige gegeben hat. Er ist einer der wenigen großen deutschen M a l e r.



Nach einer Daguerrotypie im Besitz des Kaiser-Friedrich-Museums in Magdeburg

Arthur Schopenhauer

1788—1860

Aus „Parerga und Paralipomena“

Für unser Lebensglück ist Das, was wir sind, die Persönlichkeit, durchaus das Erste und Wesentlichste; – schon weil sie beständig und unter allen Umständen wirksam ist: zudem aber ist sie nicht dem Schicksal unterworfen, und kann uns nicht entrissen werden. Ihr Werth kann insofern ein absoluter heißen . . . Hieraus nun folgt, daß dem Menschen von außen viel weniger beizukommen ist, als man wohl meint.

Je mehr Einer an sich selber hat, desto weniger bedarf er von außen und desto weniger auch können die Übrigen ihm sein. Darum führt die Eminenz des Geistes zur Ungeselligkeit. Ja, wenn die Qualität der Gesellschaft sich durch die Quantität ersetzen ließe; da wäre es der Mühe werth, sogar in der großen Welt zu leben: aber leider geben hundert Narren, auf Einem Haufen, noch keinen gescheuten Mann. –

Ferner, wie das Land am glücklichsten ist, welches weniger, oder keiner, Einfuhr bedarf; so auch der Mensch, der an seinem innern Reichthum genug hat und zu seiner Unterhaltung wenig, oder nichts, von außen nöthig hat; da dergleichen Zufuhr viel kostet, abhängig macht, Gefahr bringt, Verdruß verursacht und am Ende doch nur ein schlechter Ersatz ist für die Erzeugnisse des eigenen Bodens. Denn von Andern, von außen überhaupt, darf man in keiner Hinsicht viel erwarten. Was Einer dem Andern sein kann, hat seine sehr engen Grenzen: am Ende bleibt doch Jeder allein, und da kommt es darauf an, wer jetzt allein sei.

Stolz ist nicht wer will, sondern höchstens kann wer will Stolz affektiren, wird aber aus dieser, wie aus jeder angenommenen Rolle bald herausfallen. Denn nur die feste, innere, unerschütterliche Überzeugung von überwiegenden Vorzügen und besonderm Werthe macht wirklich stolz. Diese Überzeugung mag nun irrig sein, oder auch auf bloß äußerlichen und konventionellen Vorzügen beruhen, – das schadet dem Stolze nicht, wenn sie nur wirklich und ernstlich vorhanden ist. Weil also der Stolz seine Wurzel in der Überzeugung hat, steht er, wie alle Erkenntniß, nicht in unsrer Willkür. Sein schlimmster Feind, ich meine sein größtes Hinderniß, ist die Eitelkeit, als welche um den Beifall Anderer buhlt, um die eigene hohe Meinung von sich erst darauf zu gründen, in welcher bereits ganz fest zu sein die Voraussetzung des Stolzes ist.

Der Ruhm, welcher zum Nachruhm werden will, gleicht einer Eiche, die aus ihrem Saamen sehr langsam emporwächst; der leichte, ephemere Ruhm den einjährigen schnellwachsenden Pflanzen, und der falsche Ruhm gar dem schnell hervorschießenden Unkraute, das schleunigst ausgerottet wird. Dieser Hergang beruht eigentlich darauf, daß, je mehr Einer der Nachwelt, d. i. eigentlich der Menschheit überhaupt und im Ganzen, angehört, desto fremder er seinem Zeitalter ist; weil was er hervorbringt nicht diesem speciell gewidmet ist, also nicht demselben als solchem, sondern nur sofern es ein Theil der Menschheit ist, angehört und daher auch nicht mit dessen Lokalfarbe tingirt ist: in Folge hievon aber kann es leicht kommen, daß dasselbe ihn fremd an sich vorübergehn läßt.

Man kann die gewöhnliche Gesellschaft jener russischen Hornmusik vergleichen, bei der jedes Horn nur Einen Ton hat und bloß durch das pünktliche Zusammentreffen aller eine Musik herauskommt. Denn monoton, wie ein solches eintöniges Horn, ist der Sinn und Geist der allermeisten Menschen: sehn doch viele von ihnen schon aus, als hätten sie immerfort nur Einen und denselben Gedanken, unfähig irgend einen andern zu denken. Hieraus also erklärt sich nicht nur, warum sie so langweilig, sondern auch warum sie so gesellig sind und am liebsten heerdenweise einhergehn: the gregariousness of mankind. Die Monotonie seines eigenen Wesens ist es, die jedem von ihnen unerträglich wird: — omnis stultitia laborat fastidio sui: — nur zusammen und durch die Vereinigung sind sie irgend etwas; — wie jene Hornbläser.

Nun ist aber diese Gewalt ursprünglich bei der Masse, bei welcher Unwissenheit, Dummheit und Unrechtlichkeit ihr Gesellschaft leisten. Die Aufgabe der Staatskunst ist demnach zunächst diese, unter so schwierigen Umständen, dennoch die physische Gewalt der Intelligenz, der geistigen Überlegenheit zu unterwerfen und dienstbar zu machen. Ist jedoch diese selbst nicht mit der Gerechtigkeit und der guten Absicht gepaart; so ist, wenn es gelingt, das Resultat, daß der so errichtete Staat aus Betrügern und Betrogenen besteht. Dies aber kommt dann allmählig, durch die Fortschritte der Intelligenz der Masse, so sehr man diese auch zu hemmen sucht, an den Tag und führt zu einer Revolution. Ist hingegen bei der Intelligenz die Gerechtigkeit und die gute Absicht; so giebt es einen, nach dem Maaßstabe menschlicher Dinge überhaupt, vollkommenen Staat. Sehr zweckdienlich ist es hiezu, daß die Gerechtigkeit und gute Absicht nicht nur vorhanden, sondern auch nachweisbar sei und offen dargelegt werde, daher der öffentlichen Rechenschaft und Kontrole sich unterwerfe; wobei jedoch zu verhüten ist, daß durch die hiedurch entstehende Betheiligung Mehrerer der Einheitspunkt der Macht des ganzen Staates, mit welchem er nach innen und außen zu wirken hat, an seiner Koncentration und Kraft verliere; wie dies Letztere in Republiken fast immer der Fall ist.

Es wird immer schon viel sein, wenn die Staatskunst ihre Aufgabe so weit löst, daß möglichst wenig Unrecht im Gemeinwesen übrig bleibe: denn daß es ganz, ohne irgend einen Rest, geschehn sollte, ist bloß das ideale Ziel, welches nur approximativ erreicht werden kann. Wird nämlich das Unrecht von Einer Seite herausgeworfen, so schleicht es sich von der andern wieder herein; weil eben die Unrechtlichkeit tief im menschlichen Wesen liegt. Man sucht jenes Ziel durch die künstliche Form der Verfassung und die Vollkommenheit der Gesetzgebung zu erreichen... Zudem sind hier alle

Experimente gefährlich; weil man es mit dem am schwersten zu behandelnden Stoff, dem Menschengeschlechte, zu thun hat, dessen Handhabung fast so gefährlich ist, wie die des Knallgoldes. In dieser Hinsicht ist allerdings für die Staatsmaschine die Preßfreiheit Das, was für die Dampfmaschine die Sicherheitsvalve: denn mittelst derselben macht jede Unzufriedenheit sich alsbald durch Worte Luft, ja wird sich, wenn sie nicht sehr viel Stoff hat, an ihnen erschöpfen. Hat sie jedoch diesen, so ist es gut, daß man ihn bei Zeiten erkenne, um abzuhelfen. So geht es ihr viel besser, als wenn die Unzufriedenheit eingezwängt bleibt, brütet, gärt, kocht und anwächst, bis sie endlich zur Explosion gelangt.

Andrerseits jedoch ist die Preßfreiheit anzusehn als die Erlaubniß Gift zu verkaufen: Gift für Geist und Gemüth. Denn was läßt sich nicht mit dem kenntniß- und urtheilslosen großen Haufen in den Kopf setzen? zumal wenn man ihm Vortheil und Gewinn vorspiegelt. Und zu welcher Unthat ist der Mensch nicht fähig, dem man etwas in den Kopf gesetzt hat? Ich fürchte daher sehr, daß die Gefahren der Preßfreiheit ihren Nutzen überwiegen; zumal wo gesetzliche Wege jeder Beschwerde offen stehn. Jedenfalls aber sollte Preßfreiheit durch das strengste Verbot aller und jeder Anonymität bedingt sein.

Ein eigenthümlicher Fehler der Deutschen ist, daß sie, was vor ihren Füßen liegt, in den Wolken suchen. Ein ausgezeichnetes Beispiel hievon liefert die Behandlung des Naturrechts von den Philosophieprofessoren. Um die einfachen menschlichen Lebensverhältnisse, die den Stoff desselben ausmachen, also Recht und Unrecht, Besitz, Staat, Strafrecht und so weiter zu erklären, werden die überschwänglichsten, abstraktesten, folglich weitesten und inhaltleersten Begriffe herbeigeholt, und nun aus ihnen bald dieser, bald jener Babelthurm in die Wolken gebaut, je nach der speziellen Grille des jedesmaligen Professors. Dadurch werden die klärsten, einfachsten, und uns unmittelbar angehenden Lebensverhältnisse unverständlich gemacht, zum großen Nachtheil der jungen Leute, die in solcher Schule gebildet werden; während die Sachen selbst höchst einfach und begreiflich sind . . .

Wenn nun aber einer aus fremder Belehrung und eigener Erfahrung endlich gelernt hat, was von den Menschen, im Ganzen genommen, zu erwarten steht, daß nämlich etwan $^5/_6$ derselben, in moralischer, oder intellektueller Hinsicht, so beschaffen sind, daß wer nicht durch die Umstände in Verbindung mit ihnen gesetzt ist besser thut, sie vorweg zu meiden

und, so weit es angeht, außer allem Kontakt mit ihnen zu bleiben; — so wird er dennoch von ihrer Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit kaum jemals einen ausreichenden Begriff erlangen, sondern immerfort, so lange er lebt, denselben noch zu erweitern und zu vervollständigen haben, unterdessen aber sich gar oft zu seinem Schaden verrechnen.

Im Ganzen genommen, liegt, wie längst gesagt ist, die Welt im Argen: die Wilden fressen einander und die Zahmen betrügen einander, und das nennt man den Lauf der Welt. Was sind denn die Staaten, mit aller ihrer künstlichen, nach außen und nach innen gerichteten Maschinerie und ihren Gewaltmitteln Anderes, als Vorkehrungen, der grenzenlosen Ungerechtigkeit der Menschen Schranken zu setzen?

Vielleicht ist zu keiner Erkenntniß die Erfahrung so unerläßlich, wie zur richtigen Schätzung des Unbestandes und Wechsels der Dinge. Weil eben jeder Zustand für die Zeit seiner Dauer, nothwendig und daher mit vollstem Rechte vorhanden ist; so sieht jedes Jahr, jeder Monat, jeder Tag aus, als ob nun endlich er Recht behalten wollte, für alle Ewigkeit. Aber keiner behält es, und der Wechsel allein ist das Beständige. Der Kluge ist Der, welchen die scheinbare Stabilität nicht täuscht und der noch dazu die Richtung, welche der Wechsel zunächst nehmen wird, vorhersieht.

Rundschau

Das Ringen um den Frieden. Die bedeutsamen Ereignisse in anderen Ländern, wie der versuchte und mißglückte Putsch der japanischen Offiziere, wie die anscheinend sehr großen militärischen Erfolge Mussolinis in Abessinien, die einen teilweisen Zusammenbruch der abessinischen Nordfront erwirkten, die grauenvollen kommunistischen Ausschreitungen in Spanien gegen Kirchen und Klöster, sind alle in den Hintergrund getreten durch die Wiederherstellung der vollen Souveränität des Deutschen Reiches an seiner Westgrenze und durch das Friedensangebot der deutschen Reichsregierung. Was wir seitdem erlebt haben, gibt – jedenfalls beim Abschluß dieser Zeilen – noch keine Hoffnung, daß die europäischen Großmächte gewillt und in der Lage wären, von den alten Methoden der Behandlung politischer Angelegenheiten abzugehen und gemeinsam zu versuchen, einen Weg ins Freie zu finden. Es ist aber durchaus möglich, daß in den Völkern die Erkenntnis bald schon so weit fortgeschritten sein wird, daß die bisherigen Wege alle in eine Sackgasse münden und daß man der großen politischen, wirtschaftlichen und seelischen Not der europäischen Völker nicht durch juristische Feststellungen, durch die Aufrechterhaltung längst unwesenhaft gewordener Verträge und mit den alten Gedankengängen, die zu dem größten Unglück der Menschheit in der Zeit nach dem Weltkriege, den Pariser Vorortsverträgen, geführt haben, beikommen kann. Es bleibt zu hoffen, daß der Druck solcher Erkenntnis in den einzelnen Völkern die Regierungen allmählich auf den Weg drängen wird, der einzig und allein Europa vor dem Untergang bewahren kann: der Schaffung eines wahrhaften Friedens, gestützt auf die freiwillige Anerkennung aller vertragschließenden Staaten und gebaut auf dem sicheren Grund der klar erkannten Lebensnotwendigkeiten jedes einzelnen Volkes, die man willig und großzügig an die Lebensnotwendigkeiten des anderen angleicht. Wer unter solcher Hoffnung die Berichte über die verschiedenen Phasen der Völkerbundsratssitzung in London mit ihrem unseligen Beschluß, die Verhandlungen der Locarnomächte und die Vorschläge an die deutsche Reichsregierung las, der muß freilich bitter enttäuscht sein. Bis heute muß man noch annehmen, daß trotz der starken Vernebelungsversuche in der Presse im Grunde von den nicht auf der deutschen Seite stehenden Mächten eine gemeinsame Linie, die nicht zum Heil führen kann, eingehalten wird. Ob der für den 31. März angekündigte letzte große deutsche Appell an das Weltgewissen besseres Gehör finden wird, muß abgewartet werden. Aber auch neue Enttäuschungen dürfen nicht dazu führen, daß das Ziel, Europa und der Welt den wahren Frieden zu bringen, in stumpfer Resignation aufgegeben wird.

Wahrhafte Motorisierung. Die große Automobilausstellung im Februar ergab ähnlich wie die technische Messe in Leipzig das Bild einer von Jahr zu Jahr erstaunlich zunehmenden werktätigen Energieentfaltung des deutschen Volks. Auch die Ausstellungen der anderen Länder erweisen natürlich die nicht zu zerstörende Einheit des technischen Fortschritts auf der ganzen Welt. Aber jedes Volk ist doch in einer anderen Lage. Wir zum Beispiel müssen ohne die gewaltigen Hilfsmittel der anderen an Rohstoff und Geld das Fortschreiten der Motorisierung erzwingen. Aber wir haben wenige natürliche Ölquellen, und darum bauen wir Autos, die mit allem laufen, was irgendwie brennbar ist: mit Gas, Benzin, Gasöl, Holz, Kohle und so weiter. Auch der elektrische Antrieb gewinnt wieder an Bedeutung. Während also die Arten der Antriebsmaschinen und des Brennstoffes unter gewissen Einflüssen immer zahlreicher werden, entwickeln sich die Fahrzeuge auch in zunehmender konstruktiver Abhängigkeit vom verbesserten Straßennetz und von der Reichsautobahn. Man sieht bereits Omnibusse mit 300-PS-Dieselmotor, ungeheure Maschinen, die mit 125 Kilometer über die Autobahn brausen werden, wahre Volkswagen, aber nicht individuelle, sondern „kollektive" Volkswagen. Die Wehrmacht übt einen weiteren mächtigen Einfluß aus. Schon heute haben wir in hohem Maße geländegängige Wagen mit Rädern. In den Spuren der Tanks entwickelt sich aber nunmehr der Gleiskettenwagen zu einem Fahrzeug mit höherer Geschwindigkeit. In wenigen Jahren ist seine Geschwindigkeit von 20 Kilometer auf 50 Kilometer gestiegen. Die früher alle 2000 Kilometer verbrauchten Gleisketten halten heute schon viel länger. Kommt der ganz schnelle Gleiskettenwagen, der kaum noch verunglücken kann und der auch andere als militärische Anwendung findet? Jedenfalls entstehen immer mehr Fahrzeuge, die von den sich vermehrenden und verbessernden Straßen unabhängig werden. Die Motorfahrzeuge dringen mit oder ohne Straße in jeden Winkel vor. Das ist wahrhafte Motorisierung!

Technische Sensationen gab es auf der Ausstellung nur zwei. Einmal den nunmehr betriebsreifen Personenwagen mit Dieselmotor, der die Brennstoffkosten auf rund ein Drittel des bisherigen herabdrückt. Dann den synthetischen Gummi. Es dürften vor allem wehrtechnische Gesichtspunkte gewesen sein, die der schon während des Krieges erfolgreichen Arbeit am Kunstgummi einen neuen Auftrieb gaben. Den hemmenden privatwirtschaftlichen Gesichtspunkt der Rentabilität stellte man zurück und erhielt ein brauchbares, aber im Vergleich zum Naturgummi teureres Produkt. Ist der künstliche Gummi aber erst einmal da, so werden sich neue Wege zu seiner Verbilligung und seiner Einführung finden. Einen Volkswagen, der ein vollwertiges Auto sein und doch nicht mehr als 1000 Mark kosten soll, zeigte uns die Ausstellung nicht. Der eigentliche Volkswagen wird mit Hinblick auf die Brennstoffkosten einen Dieselmotor haben müssen. So kleine Fahrzeugdieselmotoren haben wir noch nicht, so daß die Betriebskosten des kleinen Volkswagens kaum geringer wären als die eines größeren Wagens mit Dieselmotor. Der

Volkswagen wird daher erst entstehen können mit dem kleinen Diesel-motor. Da sich überhaupt große neue Entwicklungen, so unter anderem solche des im Zweitakt arbeitenden ventillosen Motors anbahnen, so wird der Volkswagen erst im Zusammenhang mit diesen noch der Öffentlichkeit verborgenen Entwicklungen im Laufe der nächsten Jahre entstehen können.

Die Wirklichkeit des Deutschen. Wilhelm Pinder, Geheimrat, Kunsthistoriker, ordentlicher Professor an der Berliner Universität auf dem Lehrstuhl, auf dem einst Herman Grimm und Heinrich Wölfflin gesessen haben, hat vor kurzem ein viel diskutiertes Buch im Verlag von E. A. Seemann in Leipzig herausgebracht: „Die Kunst der deutschen Kaiserzeit". Das Werk faßt in vielem die bisherige Arbeit Pinders noch einmal zusammen, gibt von seiner Grundbetrachtung der verschiedenen Entwicklungsalter der verschiedenen Künste und von seiner umfassenden Kenntnis des Bereichs der alten deutschen Kunst, die für ihn in dieser Zeit im wesentlichen Architektur und Plastik ist, ein Bild des Schaffens der Kaiserzeit, das in mehr als einer Hinsicht über den Rahmen einer nur kunsthistorischen Arbeit hinausgeht. Pinder sagt selbst, daß er Deutung, nicht Bericht geben will: Kern dieser Deutung aber ist die Herausarbeitung des Begriffes und der Wirklichkeit des Deutschen, wie es sich in der Kunst der Jahrhunderte bis zum Ende der Hohenstaufenzeit entwickelt und darstellt. Pinder will den Begriff nicht nur, sondern die Wirklichkeit und die Darstellungsformen dessen herausschälen, was wirklich deutsch ist, will es zunächst aus dem allgemein Germanischen, dann aus der allzu allgemeinen Betrachtung der Kunstgeschichte lösen. Er hebt dieses Deutsche schon sehr früh heraus, sondert beispielsweise den deutschen Holzbau vom germanischen: er sucht und findet es in der fälschlich sogenannten karolingischen Renaissance und stellt es in den eigentlichen Kaiserjahrhunderten als das Nichtgotische dem Gotischen entgegen. Er geht mit spürendem Instinkt dem Vorgang nach, wie sich aus der nordischen Kunst eine deutsche heraushebt, und läßt den Leser dabei einmal sehr deutlich die seltsame Tatsache erleben, daß erst heute im hellen Licht sehr später Geschichte die Grundlinien dessen, was deutsch in einer Kunst ist, sich herauszulösen und sichtbar zu werden beginnen. Es kommt einem bei Lesen dieses aufregenden Buches, dessen Verfasser sich selbst erregt, in seine Worte verwühlt und statt Geschichte deutende Vision, statt Entwicklung eine Art geistiger Spatenarbeit gibt, wieder einmal zum Bewußtsein, daß wir den Erwerb der deutschen Wirklichkeit erst dem letzten Jahrhundert verdanken. Am Beginn steht die Romantik und die Brüder Boisserée, die die Vergangenheit in Bild und Wort auf ihre Deutschheit zu sichten begannen: am Ende steht das letzte Menschenalter seit dem Einbruch der Photographie in die Kunst, das die große Materialerwerbung, die grundlegende Bestandsaufnahme brachte. Goethe wußte weder von Naumburg noch von Bamberg: vor der neuen Generation liegt das Ergebnis der Inventur von Regensburg bis Frauenroth, von Freckenhorst bis Lochstedt. Das Material, das noch vor einem Menschenalter

Privileg ganz weniger war, ist heute im Bilde allen zugänglich: nun gilt es festzustellen, was daran unser Wesen ausdrückt, was unsere deutsche Besonderheit von anderem trennt. Pinder hat diese seltsam spät an uns herangetretene Aufgabe aufgegriffen und mit einem großen Wurf mit seinem ganzen großen Eindringenkönnen in den ersten grundlegenden Linien zu lösen versucht. Er vollzieht die lange notwendige Wendung von der Gotik zum im Grunde Antigotischen: er hebt zuweilen mit prachtvoller Intensität, etwa bei der Plastik von Gernrode das wesentlich Deutsche heraus — und zeigt damit wieder einmal, wieviel frühe Wesensaufgaben heute noch vor dieser Nation stehen. Das Buch hat kunsthistorisch sehr viele Reize: Diskussionen wie die der gotländischen Bronze und ihrer Liniensymphonik findet man nicht oft: es hat seinen stärksten Reiz darin, daß es wieder einmal zeigt, wie jung selbst die Wissenschaft dieser Nation von ihrem eigensten Wesen noch ist — indem als ihre Hauptaufgabe sich ergeben hat, die Züge dieses Wesens überhaupt erst einmal festzustellen.

Unterscheidung des Christlichen. Unter diesem Titel ist im November 1935 ein Band mit Gesammelten Studien von Romano Guardini erschienen, von Heinrich Kahlefeld im Namen der Freunde zum fünfzigsten Geburtstage des Verfassers herausgegeben. Die philosophischen, theologischen und an Gestalten wie Bonaventura, Dante, Kierkegaard sich orientierenden Aufsätze stammen aus den Jahren 1923 bis 1935, umfassen also den Zeitraum der bisherigen Berliner Lehrtätigkeit Guardinis. Im Einklang mit dieser Lehrtätigkeit, im Einklang mit seiner gesamten pädagogischen und Bildungsarbeit, wie sie sich seit vielen Jahren auf Burg Rothenfels und im engeren Kreis der Schüler und Freunde vollzieht, haben diese Abhandlungen bei aller inhaltlichen Verschiedenheit eine einheitliche Ausrichtung: nämlich auf die Abhebung des Christlichen in seinem unverwechselbaren Eigencharakter von der Welt, in die es hineingegeben ist, vor allem aber von allem „Religiösen". Guardinis Lebensarbeit, wie er sie selbst begreift, richtet sich auf die Überwindung der Säkularisation und aller ihrer Folgen; in dem als Vorwort abgedruckten Brief an Heinrich Kahlefeld nennt er sie: „... einen Beitrag also zu jener Arbeit, die uns die endende Neuzeit hinterlassen hat und die Gegenwart mit immer größerer Gewalt aufzwingt: die christlichen Begriffe von all den An-Ähnlichungen, Abschwächungen und Überdeckungen, Fehlleitungen und Verzerrungen zu befreien, die sie seit dem Beginn der Neuzeit erfahren haben". Im Hinblick auf diese Aufgabe ist der die Mitte des Buches einnehmende Aufsatz „Religiöse Erfahrung und Glaube" auch zugleich dessen Herzstück, der Zugang zu allem anderen. Hier gibt uns Guardini eine Phänomenologie des Religiösen von höchster Klarheit und bezwingender Einfachheit. Indem er die „religiöse Qualität", das Wunderhafte, Numinose, Geheimnisvolle aufweist, wie es im Erleben der Natur, im Fragen nach Ursprung und Ende, in dem intellektuellen Bemühen um Sinndeutung und Wahrheitsfindung zutage tritt, und indem er ferner zeigt, wie

solche Erfahrung sich entfaltet und in primitiven und geschichtlichen Religionen ausformt, gelangt er dazu, diese ganze religiöse Werthaltigkeit als einen Teil der Welt – und zwar ihren gefährlichsten – kenntlich zu machen. Denn zu alledem steht die christliche Offenbarung „quer", und nichts ist hinderlicher für den – mit keiner „religiösen Erfahrung" zu verwechselnden – Glauben, welcher nämlich den von außerhalb der Welt kommenden Anruf Gottes in Gehorsam entgegenzunehmen hat, als gerade alle jene Erfahrungsmöglichkeiten des Göttlichen, wie sie aus der Welt selber stammen und auf die sich die Welt gegen Gott so oft zu berufen pflegt. Darin, daß Welt und Dasein den Doppelcharakter, nämlich des Profanen und Religiösen, von Haus aus haben, liegt ihre „Mächtigkeit". „Einer nur ‚weltlichen' Welt gegenüber könnte der Versuch, sie rein in sich selbst zu begründen, nie gemacht werden". Die Welt hat aber jenen numinosen Charakter nur, weil sie von Gott geschaffen ist; die gefährliche Möglichkeit, sie als Schöpfung ohne Erlösung absolut zu setzen, das heißt also: heidnisch zu nehmen, liegt dicht neben der anderen, von der natürlichen Selbstbezeugung Gottes zur Annahme seiner Selbstbezeugung in der Offenbarung geführt zu werden. – An vielen Stellen dieser und anderer Ausführungen Guardinis ergeben sich wichtige Ausblicke auf den Protestantismus, besonders auf die dialektische Theologie, deren Gefahr Guardini in der Hybris des „reinen Christentums" sieht, das heißt im Herauslösen des Evangeliums aus der Schöpfung. – Guardini, der auf solche Gefahren hinweist, zeigt aber gleichzeitig den echten Weg, das Numinose in der Welt richtig, das heißt „auf Gott hin" zu verstehen; er macht uns damit jene „Überwölbungskraft" katholischer Haltung sichtbar, innerhalb deren die Welt zu ihrem Recht kommt.

Seppuku. Die heroische Selbsttötung der japanischen Offiziere (man sagt bei uns hierfür gewöhnlich Harakiri, während der Japaner selber meistens das Wort Seppuku verwendet), diese Lösung des Tokioter Dramas hat überall dort, wo sich auch in der blassen, vernünftelnden Welt unserer Tage noch etwas echte moralische Atmosphäre erhalten hat, wie ein Blitzschlag des Zeus eingeschlagen. Man weiß wieder einmal, was groß und klein, was stolz und feige ist, und man sieht auch, daß Nietzsche nicht recht getan hat, die Moral überhaupt erst in Herrenmoral und Sklavenmoral einzuteilen. Es gibt vielmehr schon von Natur aus in Wirklichkeit nur Herrenmoral und sonst gar keine. Das japanische Sittengesetz der Samuraikaste, Bushido, das im 17. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von dem Gründer der konfuzianistischen Ko-gaku-Schule, Yamago Soko, zuerst kodifiziert wurde, obwohl es an sich weit älter ist und vor allem nicht in den Ideen eines Einzelmenschen, sondern einer Rasse und Schicht wurzelt: dieses Bushido gehört sicherlich zu dem Adligsten, was die Menschheit an Haltung und Lebensstil auf der Erde zum Blühen gebracht hat. Man fragt auch gegenüber solchen Ereignissen wie dem in Tokio, in denen das Unbeschreibliche einmal getan ist, erst in zweiter Linie nach ihren politischen,

rechtlichen, wirtschaftlichen und sonstigen Zusammenhängen. Das Geheimnisvolle ist hier weit mehr das Offenbare. Selbst ein Vergleich mit politischen Attentaten in der Geschichte anderer Völker und den oft auch heldenmütigen Schicksalen derer, die sie ausführten, läßt sich darum nicht gut ziehen, weil in jenen anderen Fällen meistens eine einmalige persönliche Improvisation dahintersteckt, während hier in den Akteuren vielleicht kein widerspruchsloser politischer Plan, wahrscheinlich aber eine deutliche innere Vorstellung von dem Ablauf des Dramas vorher lebendig war. Überdies verteilte sich die Tragik in so würdiger Weise auf die Täter wie die Opfer der Anschläge, daß es fast einen kleinen Mißklang gab, als die Nachricht bekannt wurde, der Ministerpräsident Okada sei doch noch auf eine scheinbar mehr wunderliche als wunderbare Art mit dem Leben davongekommen. Was können wir aber schon wissen von den inneren Zusammenhängen dieser Rettung wie auch von denen des ganzen Dramas! Die östliche Welt ist uns politisch ja kaum durchsichtig und psychologisch noch weniger, da bleibt denn schon das Moralische in den Tatsachen der einzige sichere Kristallisationspunkt für unser eigenes Nachdenken. Gerade die Geschichte der letzten Jahre hat ja in einer langen Reihe von Beispielen, wie sie anläßlich des Dramas von Tokio in der Presse der ganzen Welt wiedererzählt wurden, gezeigt, daß Japan nicht an Zivilisation zugenommen hat, um wie die meisten anderen Völker der Erde in gleichem Maße seine moralische und biologische Kraft zu verwässern. Das Beispiel des Generals Nogi und seiner Frau, die im Jahre 1912 dem Kaiser Meji freiwillig in den Tod folgten, ist in dieser Hinsicht von tiefster, die Entwicklung bestimmender Bedeutung gewesen. Denn nach den Jahrzehnten der großen Umstellung auf die europäische Zivilisation und Politik unter Meji war es durchaus noch nicht sicher, ob die japanische Volksseele nach einer solchen in der ganzen Menschheitsgeschichte beispiellosen Kurswendung nicht gerade in ihren edelsten Bereichen an Kraft einbüßen würde. Mag daher der Politiker oder Wirtschaftler über die Vorfälle in Tokio sein sachlich so oder so bestimmtes Urteil abgeben: für die unbeteiligte Außenwelt sind sie vor allem ein moralisches Ereignis ersten Ranges gewesen.

Dem Schöpfer der nationalen Galerie. Ludwig Justi, der einstige Direktor der Berliner Nationalgalerie, der Schöpfer der modernen Sammlung des Kronprinzenpalais, ist am 14. März in die Reihe der Sechziger eingetreten. Aus diesem Anlaß haben drei seiner nächsten früheren Mitarbeiter, Ludwig Thormaehlen, Paul Ortwin Rave und Alfred Hentzen sich zusammengetan und in einem stattlichen Bande unter dem Titel „Im Dienst der Kunst" bisher nicht in Buchform veröffentlichte Arbeiten Justis herausgegeben (Wilh. Gottl. Korn, Breslau). Es gab keine bessere Form der Ehrung für den Mann, der als Erbe Tschudis die Nationalgalerie recht eigentlich erst zu einer nationalen Galerie gemacht hat, der in zäher Arbeit die Form und die Formen geschaffen hat, in denen Berlin seinen neuen Kunst-

besitz sinnvoll ausbauen konnte. Dieses Sammelwerk zeigt den Mann Justi besser, als ihn eine der üblichen Festschriften mit zehn oder zwanzig Kollegenbeiträgen zeigen kann, weil es Dokumente seiner Arbeit, Katalogvorworte, Aufsätze, Polemiken – darunter die immer noch prachtvoll lebendige Streitschrift gegen Scheffler: „Habemus papam" – geordnet zum Abdruck bringt und dem Leser so die Möglichkeit gibt, das Leben und Schaffen Justis noch einmal rückschauend nachzuleben. Das Verzeichnis von Justis sämtlichen Schriften, das die Festschrift beendet, beginnt mit der Dissertation von 1898 über Jacopo de' Barbari und Dürer, der ersten Verteidigung, die Justi einem deutschen Künstler hat zu Teil werden lassen: die Festschrift selbst setzt mit dem Essay über Dürers Dresdner Altar ein, dessen Echtheit Justi gegen Wölfflin verteidigt. Es folgen weitere Arbeiten zur älteren Kunst, in denen der Historiker zum Wort kommt: dann beginnt die Welt des Museumsmanns, das Reich der neueren Kunst. Und immer wieder erlebt man die unmittelbare Lebendigkeit des Mannes Justi, mag er nun über Corinth oder Munch, über Thoma oder die jüngste Kunst berichten. Noch die grundsätzlichen Schriften zur Museumsarbeit durchzieht dies Beteiligtsein: der Geheimrat Justi war bei allem Instinkt für Form sehr wenig geheimrätlich im Bürosinn veranlagt. Das spürt man auch durch das Vorwort der drei Herausgeber hindurch: es gibt ein Bild vom Leben des Sechzigjährigen, mit so viel innerer Wärme, daß der Gefeierte auf dies Kapitel ganz besonders stolz sein kann. Man erlebt hier den Zusammenhang von älterer und jüngerer Generation, der sich aus gemeinsamer Arbeit ergab, so unmittelbar, wie selten – also daß man ebenso dem Gefeierten wie denen, die hier ihren einstigen Herrn und Meister feiern wollen, aufrichtig Glück wünscht. Hier ist ein schönes und nobles Buch entstanden.

Für Wolfgang Goetz. Das Berliner Staatstheater hat in seinem Kleinen Haus in der Nürnberger Straße das neue Schauspiel von Wolfgang Goetz „Der Ministerpräsident" herausgebracht. Der Ministerpräsident ist Bismarck, der Konflikt, um den es geht, ist das Ringen zwischen Vater und Sohn um Herberts Ehe mit der geschiedenen Fürstin Carolath-Beuthen. Sie war des Staatssekretärs Herbert Bismarcks große Liebe – die Briefe, die er über dieses Erlebnis mit seinem Freunde Philipp Eulenburg wechselte, hat die „Deutsche Rundschau" in ihrem Märzheft von 1923 zuerst veröffentlicht. Bismarck widersetzte sich einer Verbindung, weil die Ehe den Sohn in die Kreise seiner erbittertsten Gegner vor allem auf der katholischen Seite hinübergezogen hätte. Er drohte mit Rücktritt und Selbstmord – und Herbert mußte sich fügen. Von diesen Grundlagen aus hat Goetz ein unhistorisch-historisches Schauspiel geschaffen: er nennt keine seiner Figuren mit Namen; er läßt die junge Fürstin durch eine Intrigue ihrer Großmutter dazu kommen, sich an den Staatssekretär zu machen: der Vater kämpft nicht gegen das Gefühl des Sohnes, sondern der Ministerpräsident gegen den Versuch, ihn durch eine Verstrickung des Sohns zu stürzen. Er

bleibt auf der ganzen Linie Sieger – sogar die politischen Gegner bringen ihm am Schluß ihre Huldigungen dar. – Diese Komödie von Goetz, die mit Emil Jannings in der Rolle des Ministerpräsidenten bei der Erstaufführung ein ganz großer Erfolg wurde, ist jetzt Gegenstand ähnlicher Erörterungen geworden wie seinerzeit der „Gneisenau" des Dichters. Damals ging es um die Gestalt und die Rolle Blüchers in dem Spiel; heute geht es in der Hauptsache um die Figur Bismarcks. Sie erscheint vielen, sowohl in der Gestaltung durch Goetz wie in der Darstellung durch Emil Jannings allzu primitiv volkstümlich: aus einem Helden sei ein Feldwebel geworden, der nichts mehr von Bismarck hätte – die geschichtliche Wahrheit sei zugunsten des Theaters und der Komödienwirkung verbogen und im Niveau herabgesetzt. – Einen Bismarckverehrer wie Wolfgang Goetz braucht man gegen den Vorwurf der Herabsetzung seines Helden nicht in Schutz zu nehmen: interessant aber ist, wie man hier wieder einmal die Widersprüche beobachten kann, die sich ergeben, wenn Historie und Theater, Wirklichkeit und Wirklichkeitsverwandlung im Bilde der Nachrückenden aufeinanderstoßen. Das Bismarckbild der Geschichte ist in vielem anders als das, was Goetz und Jannings hinstellen: vom Theater aus ist es wirksam und damit bestätigt. Das Bismarckbild der älteren Generation, aus der zumeist die Einwände kommen, ist nicht mehr das der jüngeren: die einander Ablösenden aber haben immer die meisten Gegensätze zu tragen – bis die dritte Etappe den Frieden bringen kann. Es ist aber erfreulich, daß ein Drama wieder einmal so in die allgemeine Diskussion tritt: das Theater scheint langsam wieder etwas von dem verlorenen Gelände zurückzuerobern.

Wilhelm Schulzes Doktorprüfung. Zu der im Oktoberheft 1935 der „Deutschen Rundschau" mitgeteilten Anekdote, nach der der deutsche Sprachforscher Wilhelm Schulze seine Doktorprüfung sozusagen unbewußt bestanden hätte, teilt uns die Philosophische Fakultät der Ernst-Moritz-Arndt-Universität, Greifswald mit, daß die Anekdote durch die Tatsachen widerlegt wird. Nach den Akten der Fakultät ist Wilhelm Schulze am 26. Januar 1887 in einem ordnungsgemäßen, unter Vorsitz des Dekans durchgeführten und protokollierten Examen von verschiedenen Mitgliedern der Fakultät in den Fächern Griechisch, Latein, vergleichende Grammatik und Philisophie geprüft worden. – Wir bringen diese Richtigstellung gern, aber nicht ohne ein leises Bedauern, daß die hübsche Anekdote nicht mehr das Bild des verehrten großen Gelehrten im Menschlichen so hübsch abrunden kann.

Kaffernland

EINE DEUTSCHE SAGE

ROMAN VON HANS GRIMM

(Schluß.)

Nach ein paar Tagen lagen die Segelschiffe Culloden, Sultana, Stambul, Abessinian, Convenanter und Mersey auf den stillen Wassern des Solents in kurzen Abständen voneinander verankert. Sie hatten die drei deutschen Kapregimenter an Bord. Nur die Altverheirateten und die frischen Frauen und die Kavallerie und der General und verschiedene Vorräte fehlten zur Abfahrt. Befehle und Gegenbefehle und endgültige Befehle wurden ausgegeben. Dann holte man die Eheleute und die Kinder und die Frauen aus dem Quartiere auf dem morschen ehemaligen Kriegsschiff Britannia ab und verteilte sie auf die Truppschiffe. Der Dreimaster „Culloden" war zuerst fertig und zog am grauen Abend des 9. Novembers bei günstigem Winde der Höhe von Spithead, dem offenen Meere und der fernen Sonne zu. Der Culloden folgte die Sultana des bärbeißigen Oberstleutnants von Hake und von Linsingens ordentliches Fahrzeug. Hinter der Sultana schwamm die Abessinian hinaus, jenes Schiff der Jugend, das Graf Lilienstein und seine sechs schlanken, lachlustigen Mädchen und vierzig kaum dem Knabenalter entwachsenen Offiziere trug, und das von den Gewalten des Wassers und der Winde am allerlängsten zwischen den Weltteilen festgehalten wurde. Zuletzt, nachdem die Segel von Stambul, Convenanter und Mersey am Horizonte verschwunden waren, stach der Dampfsegler Sultana mit dem General und den Kavalleristen und den Vorräten in See.

Da waren die armen deutschen Degen endlich alle unterwegs: die Offiziere, die sich freuten, daß es ihnen gelungen war, nur mitzukommen, wennschon in niederen Dienstgraden; die Offiziere, die sich noch ärgerten über die schlimmen letzten Tage und die verdrießlich fragten: „Was wird das erst draußen werden?" Und alle die Abenteurer und alle die Sehnsüchtigen. Hundertsechs Offiziere, achtunddreißig Offiziersfrauen, zweitausendzweihundertfünfundvierzig Mann, dreihundertdreiundvierzig Soldatenfrauen und hundertachtundsiebzig Kinder machten die weite Wanderung in die Fremde, um für England und die neunhundertneunundvierzig Weißen im Kaffernlande einen lebendigen Grenzwall mit ihren Leibern aufzurichten.

Weil sie gut verpflegt wurden auf der Reise, ließen sich auch die Brummigen im Sonnenscheine südlicherer Breiten bald überreden, daß jeder seinem gelobten Lande mit Milch und Honig, und was die verschiedenen sonst

darunter verstanden, wirklich entgegen zöge. Niemand wußte, daß sie gegen den Hunger fuhren, und ein Prophet, der ihnen von den mühseligen deutschen Arbeitsleuten erzählt hätte, die ihre Nachfolger auf dem gleichen Meereswege sein müßten, um das gesicherte Land durch harte Arbeit erst urbar zu machen und hierdurch für England völlig zu gewinnen, war nicht unter den armen Degen.

In England aber redete man wieder freundlich von den Legionären, als man sie auf solch glückliche und vorteilhafte Manier los war, und im Kaffernlande und an der Kapgrenze, wo die Angst vor Kreli und Umhala und Umhlakasa und dem Hunger und der brauenden, finsteren Not immer lähmender wurde, lasen die Siedler zu ihrem Troste in der King Williamstown Gazette, der Zeitung der Regierung:

„Vor allem, wird nicht die Ankunft der Deutschen das allerkräftigste und heilsamste Mittel sein, den keimenden Aufruhr in den verschiedenen Stämmen zu ersticken?"

Die neunhundertneunundvierzig Weißen im Kaffernlande antworteten zu dieser Zeit ihrer großen Furcht alle laut und in ihrem Herzen: „Ja, die Ankunft der Deutschen wird helfen, sie werden das Schreckliche abwenden, und wir werden hinter ihnen endlich im dauernden Frieden wohnen, unseren Geschäften nachgehen und Geld verdienen können! Jetzt aber ist es so, daß selbst die Farmer noch fünfundsiebzig Meilen hinter uns in der Kolonie ihre Heimstätten verlassen und ihre Farmen um ein Spottgeld hergeben vor lauter Verzweiflung!"

Niemals im Kaffernlande zeigten sich die launischen Kräfte der Natur williger, das Saatkorn der Sommerfrucht aus Menschenhand zu empfangen als in jenem Jahre, in dem Hunger begann. Es regnete gute langsame Regen vor der Säezeit des Kaffernkorns, danach kamen freundliche Tage zur Bestellung, aber die Feldgärten blieben unbehackt den ganzen September hindurch. Und die Erde wurde wieder gesegnet im Oktober und wartete auf die schweren, gelben Maiskörner, doch zogen nirgends in Krelis und Umhalas Gebiet die schwarzen Weiber hinaus zu ihren unordentlichen Arbeitsstellen, und auch in Sandilis Herrschbezirk nutzten nur wenige mit lachendem Mute die Gunst des Schicksals aus. Da schenkte die zeugungsfrohe Natur, als die weißen Kinder schon von Weihnachten zu sprechen anfingen, den brachen und wüsten Feldgärten noch einmal späte Regen, wie sie sonst in dürren Jahren die Menschen herbeizubeten und heranzuzaubern versuchen zur Rettung von Not. Der Kommissar Brownlee sah finster das letzte Bitten der Erde. Frau Brownlee sagte zu ihm: „Ach, du stöhnst so viel im Schlafe." Brownlee antwortete: „Es frißt mir das Herz ab. Es heißt, daß auch die zurückgebliebenen Grenzfarmer in der Kolonie nicht gesäet haben, weil sie den Aufstand bald erwarten. Was soll werden? Ich höre die betrogenen Hungrigen jede Nacht vor unserem Hause schreien."

Die Frau verstand ihn nicht recht. „Sind denn schon welche gekommen", sagte sie, „oder ist es nur ein Traum?" „Nein, sie sind noch nicht bis zu uns gekommen, aber es ist auch kein Traum", entgegnete Brownlee. Er ging in sein Arbeitszimmer. Plötzlich folgte ihm die Frau. Ihr Gesicht war gerötet, und die ein wenig Stille und Steife drängte leidenschaftlich: „Sende du zu Kreli! Sende du eine Botschaft von dir selbst, nicht von der Regierung! Dein Bote soll sagen: König Kreli, Charles Brownlee hört Menschen deines Stammes weinen vor Hunger. Es sind aber die späten Regen gekommen. Lasse du die Weiber noch jetzt säen, lasse sie ein wenig säen."

Da lächelte Brownlee müde und streichelte ihre Hand und zog sie ans Fenster: „Siehst du dort? Go wartet reisefertig. Unsere Gedanken sind einander begegnet. Nur wird es nicht helfen." Sie wartete am Fenster, während Brownlee draußen mit Go die letzten Worte sprach, und dachte: „Es wird helfen, weil es mir und Charles zugleich eingegeben wurde. Und neben seiner Botschaft und neben Go werden meine Wünsche unsichtbar herlaufen. Sie müssen an Krelis schlimmer Seele rütteln, und Kreli wird die Seele auftun für die Botschaft. Ich glaube es." Sie ging auch den ganzen Tag umher mit starren Augen und sah nichts und sorgte um nichts in ihrer Nähe. Wenn sie etwas abziehen wollte, betete sie im Stillen: „Versuche mich nicht, denn alles, was ich habe von Kraft, ist nötig vor Kreli." Und Brownlee wunderte sich über sie.

Kreli nahm Go freundlich auf. Go erzählte allerlei. Die Ratsmänner und Krelis Mutter hörten zu. Kreli lachte wie in guten Zeiten. Am Morgen richtete Go die Botschaft aus. Er saß im Sonnenscheine vor Kreli beim Kälberkral. Er hielt zwei Finger in die Höhe. Er sagte: „Dieser Finger ist Charlis Brownlee, der Kommissar ist für das Government, dieser Finger spricht nicht." Da zog er den einen Finger ein. Er sagte: „Dieser Finger ist Chalis, der Sohn des guten Vaters, der ein Gaika ist, denn er wurde durch das Zaubermittel eines Gaikas aus einem vorher unfruchtbaren Leibe geboren. Dieser Finger hat gesprochen." Die Ratsmänner warteten neugierig, was Kreli nach solcher Rede bestimmen werde. Es gab einige unter ihnen, die bei sich mit der Botschaft übereinstimmten. Auch Krelis Mutter stimmte mit der Botschaft überein. Sie lauschte in ihrer Hütte. Kreli antwortete nicht gleich. Nach einer Weile sagte er: „Nein, die Natur der Dinge ist jetzt verändert." Es war seine ganze Antwort. Als er nichts weiter hinzufügte, murmelten alle Ratsmänner: „Du hast gehört, Kreli, der Herr sagt: Die Natur der Dinge ist jetzt verändert. Warum sollen wir säen?"

Da sprang Go ungeduldig auf und rief: „Inkos, wie kannst du sagen, die Natur der Dinge ist jetzt verändert? Ich sehe das grüne Gras auf dem Boden wachsen. Ich sehe die Bäume neue Blüten ansetzen. Und sind nicht die Ranken dort auf dem Schmutzhaufen aus Kürbiskernen entstanden, die Ihr achtlos fallen ließet? Daraus erkenne ich, daß nichts anderes geschehen wird, als immer geschah." Kreli ließ ihn ausreden. Er lachte nicht und zürnte nicht. Er dehnte sich in der Sonne und sprach noch einmal: „Die Natur der Dinge

ist verändert." Go merkte, daß die Botschaft nichts gefruchtet hatte. Er ritt zurück die ganze Nacht hindurch. Wenn er kurz rastete unterwegs, des Pferdes wegen, schlief er nicht, sondern schaute auf den Gang der Milchstraße und der Sterne, und bei der ersten Morgenröte, beim Leuchten der Hörner, fühlte er mit beiden Händen den Tau, und er wiederholte fortwährend: „Was ist geändert? Der Brummvogel brummt wie in allen Jahren. Das Buschdassie fiept im Finstern. Ibikwe, der Regenvogel, ruft Ku-ku-u-u und kündigt neuen Regen an. Dies alles war immer in der Säezeit. Nichts hat sich geändert."

Nach Gos Ankunft weinte Frau Brownlee verstohlen. Sie wollte aber nicht zugeben, daß Tränen in ihren Augen seien. Am Abend, als Brownlee wieder fragte, flüsterte sie leise: „Ich hatte mich fest in den Glauben hineingeredet, den armen, betrogenen Menschen und dem Lande und dir helfen zu können. Aber ich hatte nicht genug Kraft." Und sie saßen nebeneinander und waren in schweren Sorgen und waren doch glücklich, daß sie einander hatten.

Niemand hatte genug Kraft. Die deutschen Sendlinge Kropf und Liefeldt und Rein und die englischen Missionare untersuchten lange und vorsichtig alle Meldungen und pflogen ernsthafte Beratungen, und sie festigten einander in der Überzeugung, daß satanische Mächte entfesselt seien, die sich überall in den Weg stellten, und die den Zauberern Wunder ermöglichten. Sie erklärten: „Die Erscheinungen werden von so vielen Augenzeugen bestätigt, daß neben dem bewußten Betruge ein Schlimmeres am Werke sein muß, das es den Hexenmeistern und Lügenpropheten, wie einst ihren Vorgängern in Ägypten, möglich macht, Dinge zu verrichten, die außerhalb des Gebietes der natürlichen Kräfte und Erscheinungen liegen." Als sie nun den Leibhaftigen in Person auf ihrem Kampffelde sich gegenüber glauben durften, gingen die Deutschen mit harten Streitermienen herum und scheuten sich nicht, die Dinge noch lauter als sonst beim rechten Namen zu nennen. Sie kamen auch überein, überall erst recht vorzurücken.

Liefeldt besuchte Sandili und sagte: „Ich will jetzt bei dir am Thomasflusse zu bauen anfangen, Häuptling." Sandili versuchte Ausflüchte, denn er war schon tiefer in die Netze der Schlächter geraten. Er antwortete: „Ihr seid mir willkommen am Thomasflusse. Und du bist mir besonders lieb. Ich habe ein Pferd hier, das will ich dir zum Geschenke geben. Indessen ist die Zeit für den Aufbau nicht günstig. Jetzt könnt Ihr nicht bauen." Liefeldt fragte: „Warum nicht?" und er runzelte die Stirne. Er sagte weiter: „Kennst du die Geschichte von dem Tode, wie Ihr schwarzen Menschen sie erzählt?" Sandili erwiderte: „Lehrer, ich kenne diese Geschichte wohl. Ich bitte dich, erzähle du die Geschichte. Ich werde zuhören, ob du sie recht erzählst." Liefeldt sagte: „Ich stehe nicht hier, um mit meinem Munde heidnische Geschichten zu erzählen. Gilt nicht Baba jetzt viel vor dir? Laß ihn erzählen." Sandili nickte: „Baba kann erzählen."

Baba nahm die Pfeife aus dem Munde. Er dachte nach und sah unruhig umher, und dann bewegte er die Arme und erzählte in seiner hastigen Weise: „Inkosi umkulu, es ist wahr, der Große, der vieles gemacht hat, war ein Freund des Menschenvolkes. Das Menschenvolk hatte einen Feind. Dieser strengte sich an, alles zu hindern. Der Große machte die nützliche Biene, der Feind ersann die gefräßige Fliege. Der Große schuf eine Schwalbe, der Feind ließ die Fledermaus flattern am Abend. Der Große sandte den Adler in die Höhe, der Feind ahmte ihm nach und ließ die schreiende Nachteule streichen mit den bösen Augen. Der Große wünschte, daß die Leute immer leben sollten in der Welt. Er schickte das Chamäleon zu den Leuten, daß es ihnen das große Wort des Großen brächte: „Ihr sollt immer leben." Das Chamäleon kroch langsam auf der Straße. Der Feind rief die geschwinde Eidechse von dem Felsen, daß sie den Leuten das andere Wort brächte. „Ihr müßt immer sterben." Das Chamäleon war weit voraus auf dem Wege zu den Leuten, aber die hurtige Eidechse überholte es, und die Leute empfingen zuerst das Wort des Todes: „Ihr sollt sterben und nicht leben!" Das Chamäleon kam nach der Eidechse an und berichtete dem Menschenvolke das große Wort des Großen, aber die Botschaft vom Tode war ausgesprochen. Dennoch wäre es gut gegangen mit den Leuten, weil der Große ein Freund der Leute war. Es geschah aber ein anderes Unglück. Der Tod geriet unter das Menschenvolk. Die Leute klagten. Sie schüttelten den Gestorbenen. Sie verstanden nicht, was ihm fehle. Sie konnten ihn nicht aufwecken aus dem fremden Schlafe. Sie konnten ihn nicht sehen, nicht hören, nicht sprechen, nicht essen und nicht gehen machen, so viel sie sich anstrengten. Die Klagen der Leute wurden sehr laut. Überall hallte das Jammergeschrei wider: „Jo! Jo! Jo!" Da rief es von einem Hügel gegenüber: „Warum klagt ihr alle?" Die Leute antworteten: „Jo, jo, jo, einer vom Menschenvolke liegt in Ohnmacht. Jo, jo, jo, er liegt in einem tiefen Zauberschlafe." Die Antwort kam vom Hügel: „Warum fächelt ihr ihm nicht Luft zu?" Die Klagenden fragten zurück: „Womit?" Da antwortete der verborgene Feind aus der Nähe: „Ei, fächelt doch mit einem flachen Kaffernkorbe!" Als der Bote des Großen auf seinem Hügel diese törichte Antwort des Feindes hörte und die Leute gehorchen sah, war er sehr gekränkt. Er gab den rechten Rat nicht und sprach nichts weiter, sondern ging von dannen. Dies ist das andere Unglück. Weil der Feind seine eigene Antwort gab, konnte der Bote des Großen den rechten Rat nicht aussprechen, und die Leute lernten nicht das Leben wiederzugewinnen für die Gestorbenen. Dies ist das Ende."

Sandili und die Zuhörer sagten: „Baba hat die Geschichte recht erzählt, Lehrer!" Liefeldt sah den Feind vor sich, er zürnte: „Baba hat die Geschichte erzählt, wie ihr sie erzählt. Aber ihr wollt nicht einmal an eurem eigenen Gerede weise werden, so groß ist eure Blindheit und Verstocktheit! Denn wir sprechen vom großen Gotte und wollen Euch Leben bringen am Thomasflusse. Ihr aber horcht im geheimen darauf, was der Böse verkünden läßt an der Qolora und am Mpongoflusse, und der Feind wird euch Hungers sterben lassen allesamt."

Die zornigen Worte halfen gar nichts, und als Liefeldt später noch einmal in Sandili dringen wollte, erfuhr er: „Der Häuptling ist fortgeritten. Das Pferd, das er dir geschenkt hat, steht bereit, nimm es mit."

Niemand hatte genug Kraft. Auch der Gouverneur nicht und Pambaniso nicht. Der Gouverneur reiste in das Kaffernland, um mit eigenen Augen nachzuprüfen, was so aberwitzig klang in den Berichten. Pambaniso stieg vom Gebirge der Dunkelheit herab und wanderte keck bis tief in das Gaikaland hinein, um durch Mahnung und Drohung seine früheren Stammesgenossen vor dem Untergange zu bewahren. Der Gouverneur brachte den Brüdern Kropf und Liefeldt eine tröstende Nachricht nach Bethel. Er sagte: „Der dicke Häuptling Tois, Gasälas Sohn, hat mich um einen deutschen Sendling aus eurer Schar gebeten. Wenn ihr die Aufgabe gleich übernehmen wollt, würdet ihr helfen, daß bei Tois die Manie sich nicht einnistet. Der Dicke selbst möchte nicht schlachten, er hat das Essen lieber als alle Prophezeiungen. Er hat auch säen lassen, und es ist bitter notwendig, daß die satten Inseln erhalten bleiben. Denn wenn es uns gelingen mag, die schwärmenden Völker mit der Waffe abzuweisen, der Hunger wird nicht durch Waffen bezwungen!"

Liefeldt und Kropf empfingen die Aufforderung gerne. Sie antworteten dem Gouverneur: „Exzellenz, wir versprechen uns nicht allzuviel von der Wirksamkeit, insofern sie unserem geistlichen Zwecke dienen soll, denn Tois hat die vielen Weiber und mag nicht von ihnen lassen. Und wenn er schon zur Predigt kommt, bekehren wird er sich gewiß niemals, sondern er wird sich immer von neuem ausreden, wie er es in allen Jahren tat: ‚Ich bin auf dem Wege dazu!' Und ein Säufer ist er auch geworden. Dennoch wollen wir dem Rufe gehorchen."

Liefeldt und Kupfernagel ritten zu Tois und setzten sich nach einigen Erwägungen mit dem Häuptling fest an einem Ort im Westen von King Williams Town, den sie Petersberg nannten. Am ersten Adventsonntage schlug Liefeldt eigenhändig mit einem schweren Knittel auf eine große hängende Bratpfanne los, daß die Schwarzen Neugierde bekamen, nachzuforschen, was da verkündigt werde, und daß der Leibhaftige, wo immer hier seine verborgene Wohnung wäre, erführe, daß seinen scheinbaren Vorteilen zu Trotz der Kampf gegen ihn zunehme. Und es hallte über die Flächen und die Kuppen und hinein in die Täler und Klüfte. Über ein Jahr lang wurde die große Bratpfanne gedengelt auf dem Petersberge, bis eine Glocke aus Deutschland kam. Und wenn auch der dicke Tois, was die Bekehrung anging, immer bei seiner Ausflucht blieb: „Ich, ich bin auf dem Wege dazu", so erreichten die deutschen Sendlinge dennoch, daß bei Tois noch viel mehr gesät wurde, und wogende schwere Frucht bald auf allen Feldgärten seines Volkes stand, und daß bei ihm das fette Vieh auf fetter Weide wohlbehütet wurde, während weiter im Osten niemand mehr einer Rinderherde begegnen konnte. Aber der dicke Tois war freilich ein Feind Sandilis und Makomos und Umhalas und kein Freund Krelis, und er hatte das Essen lieber als alle Prophezeiungen.

Wo Pambaniso erschienen war, wurde erzählt: „Pambaniso will Umhlakasa fangen und ihn über den Kei schleppen und an einem hohen Baum im Kaffernlande aufhängen.“ Diese Nachricht vergrößerte die Unruhe unter den schwarzen Menschen. Die Gläubigen sagten: „Wenn es geschieht, wird es die Geister maßlos erzürnen, sie werden die Versprechungen nicht ausführen.“ Viele Gläubige baten König Kreli: „Du mußt den Propheten gut beschützen. Er ist in großer Gefahr.“ Von den Ungläubigen machten sich dagegen manche verstohlen davon in das Gebirge der Dunkelheit, um mit den Resten ihres Viehs die Zeitläufte abzuwarten in Pambanisos Nähe. Da eilte Pambaniso zurück, daß sein Geheimnis gewahrt bleibe, und daß es nicht zu Kämpfen komme in der Nähe seines Schlupfwinkels.

XIX.

Im neuen Jahre fragte das ganze Land: „Wann wird es endlich geschehen?“ Die fragenden Boten kamen von allen Seiten zu König Kreli. Da ging der erste Vollmond des Jahres blutrot auf, und Kreli beschloß, den Propheten Umhlakasa von neuem zu besuchen. Es war wie ein Kriegszug zum Meere, aber ohne Singen und Lärmen. Achtzehn Ratsleute und fünftausend bewaffnete Männer begleiteten den König. Sie hörten in der Frühe des achten Februars die See rauschen und sahen den tiefen Einschnitt der Qolora. In dieser Nähe fielen die meisten der fünftausend Krieger erschreckt zurück, denn sie hielten alle noch ein wenig lebendiges Fleisch und ein wenig Korn irgendwo versteckt. Sie wagten nicht mit ihrem Ungehorsam dem Propheten unter die Augen zu treten. Kreli schritt ganz allein in das Tal hinunter und sprach im Geheimen mit dem Seher. Niemand hörte, daß Worte am Flusse gewechselt wurden. Nirgends erhoben sich schreiende aufgestörte Wasservögel aus dem Einschnitte. Aber auch des Königs große Gefolgschaft wartete so stille, daß der Busch und die Dünenberge wie gewöhnlich erschienen. Es kräuselte sich kein Rauch in der Sonne. Den Pferden, die erstaunt wiehern wollten, fuhren eilige Hände zangengleich in die Nüstern. Und das unruhige Atmen der Fünftausend selbst bequemte sich dem Küstenwinde an und den zurollenden und abrollenden Wellen.

Umhlakasa sagte zu Kreli: „Die Zeit ist da. Acht Tage nach deiner Heimkehr zum großen Häuptlingsplatze wird es geschehen. Die Geister verkünden jetzt eine neue Weise. Am Morgen wird die Sonne spät aus dem Meere steigen. Die Sonne wird bis in die Mitte des Himmels hinaufwandern. Danach wird die Sonne blutrot und sehr heiß werden, und sie wird sich umdrehen, und sie wird zurückwandern, und sie wird im Meere verschwinden an der Stelle des Morgens. Danach wird ein Sturm plötzlich entstehen. Es wird blitzen und donnern. Der Sturm wird alle schwarzen und weißen Leute, die Hosen tragen, in die See fegen.“

Der König kam am Nachmittage heraus aus dem Tale der Qolora. Die Krieger erkannten, daß er viel erfahren hatte. Der König ging hastig.

Er rief den Ratsmännern entgegen: „Amadoda, die Zeit ist da. Es wird acht Tage nach der Heimkehr geschehen." Die Krieger hörten, daß des Königs Stimme unruhig war vor großer Freude. Sie murmelten einander zu: „Die Zeit ist da. Es wird acht Tage auf König Krelis Heimkehr geschehen." Sie horchten zugleich nach dem König und nach den Ratsmännern hin. Der König deutete zur Qolora, er sagte: „Es wartet überall drinnen in der Erde. Ich lag mit dem Ohr am Boden. Sie rufen. Sie drängen. Sie wollen endlich hervor. Es darf sie nichts mehr verhindern." Was der König erzählte, ging von Munde zu Munde und lief vorwärts und rückwärts. In Kralen, die viele Stunden vom Wege ablagen, konnte man plötzlich mitten aus der Stille von der Freude und vom Heimmarsche des Königs vernehmen. Alle Hungernden ließen vom Stöhnen ab und starrten mit den weiten Augen und lauschten.

Zwei Tage nach König Krelis Besuch, und gerade als Kreli seinen großen Platz erreicht hatte, verkündigte Umhlakasa für alle Leute, die warteten: „Die Zeit ist da. In acht Tagen wird es geschehen. Die Sonne wird spät aus dem Meere steigen. Die Sonne wird bis in die Mitte des Himmels hinaufwandern. Danach wird die Sonne blutrot und sehr heiß werden, und sie wird sich umdrehen, und sie wird zurückwandern, und sie wird im Meere verschwinden an der Stelle des Morgens. Danach wird ein gewaltiges Wetter entstehen, und es wird überall blitzen und donnern. Der Wettersturm wird alle weißen und schwarzen Leute, die Hosen tragen, in die See fegen. Ihr Geschrei wird gellen in der Dunkelheit."

Es waren genug Männer bereit, die Nachricht überall hinzutragen. Wo die Träger der Freude erschienen, begannen die schwarzen Menschen, die noch Kraft in ihren Gliedern hatten, plötzlich Tag und Nacht zu arbeiten wie aufgestörte Ameisen. Die Männer und die Frauen legten zugleich Hand an. Sie erweiterten die Kornspeicher unter den Viehkralen. Sie kratzten neue Gruben aus an vielen Stellen, daß der Boden weithin hohl klang. Die Einfüllöcher der Gruben blieben offen stehen. An die offenen Löcher krochen die Greise und Greisinnen und die hungernden dürren Kinder und ließen die schweren Köpfe hinabbaumeln in die Finsternis, die sich mit der gelben schwellenden Körnermasse füllen sollte. Die Männer und Frauen packten die Dornenäste der leeren Viehkrale und zerrten sie auseinander und brachten neue Äste hinzu und erweiterten rundum die Gehege. Sie fürchteten, daß dennoch nicht Platz genug sein werde für die ungezählten Herden der Verkündigung. Die Männer liefen mit den Frauen und schnitten das lange Gras und halfen die Hütten neu decken und die Dächer ganz fest binden, damit der brausende Wind des schrecklichen Tages die Dächer nicht losreißen möchte und der Regen nicht in die Hütten flute. Die gläubigen Männer erstachen das letzte verborgen gehaltene lebendige Fleisch, und sie verstreuten und zertraten das letzte verheimlichte Getreide. Am Vortage verbreitete sich überall gleichzeitig die Meinung: „Das Gewürm, das so vieler Zauberei zum Mittel dient, will gewiß vor der sehr heißen Sonne in die Hütten der Leute flüchten.

Es wird deshalb gut sein, Gras und Kraut im Umkreise um alle Hütten zu verbrennen. Die sehr heiße Sonne wird das Gewürm auf der Flucht durch das schwarze Aschenfeld versengen." Da zündeten die Frauen an, was brennen wollte, und es schwelte und rauchte um alle Hütten. Und die Männer taten Frauenarbeit, indem sie die Türen der Hütten zu einem Schlupfe verkleinerten. Denn dienen nicht auch Wölfe, Paviane und Elefanten den Hexenmeistern? Und werden nicht auch diese Tiere Schutz suchen bei den Leuten? Sie können aber leicht getötet werden, wenn sie sich mühen, durch einen engen Schlupf zu kriechen.

Auf dem Heimmarsche sandte Kreli die Nachricht vom Tage der Erfüllung zu Makoma und Umhala. Makoma sandte einen Boten zu Sandili und Sutu. Auf diese Weise erfuhr Brownlee noch vor dem Gaikavolke die Neuigkeit. Da ritt er im Gaikalande von Wohnstelle zu Wohnstelle, ohne der Überanstrengung der Pferde und des eigenen Körpers zu achten, und warnte zum letzten Male, und er traf auf viele Witwen und Witwer, die an alten Gräbern warteten. Die Gläubigen wandten sich ab, wo sein Zug hingelangte, und viele verschlossen ihm die Hütten.

Makomas Bote sprach zu Sandili: „Mgolombane", das war Sandilis Grußname, „Mgolombane! Hast du nicht gesagt, niemals dürfen die weißen Menschen von dem Wasser des Tyumieflusses trinken? Es ist so geschehen, daß die Gaikas jetzt nicht mehr von diesen Wassern trinken dürfen."

Der Bote sprach auch: „Mgolombane! Makoma hat am Mpongoflusse Senga und Baziya gesehen, die beiden alten Ratsmänner, die vor sieben Jahren von den englischen Truppen getötet worden sind. Sie sind beide auferstanden, und sie harren, daß dein Vater auferstehe. Sie haben Makoma aufgetragen: Sage Sandili, daß er sich aufraffe, und daß er sich und das Volk rette!"

Sandili hatte keine Antwort für den Boten.

Makomas Bote sprach zu Brownlee: „Sir, du hast dem Häuptling Makoma sagen lassen: Makoma, du bist ein Säufer von jeher. Hüte dich, Makoma, stifte nicht wieder Unheil an! Ich beobachte dich! Sir, Makoma läßt dir antworten: Ja, es ist wahr, ich betrinke mich zuweilen, ich Makoma betrinke mich zuweilen bei Tage, wenn die Sonne scheint. Aber was tun eure englischen Offiziere, die jetzt im Kaffernlande das große Wort führen? Sie trinken in der dunklen Nacht wie Wölfe."

Während Sandili nicht wußte, was er befehlen oder verbieten sollte, und während sich die Zeit dem schrecklichen Tage näherte, saß die alte Sutu freudig bei emsigem Tun in ihrer Hütte. Sie war siebenzig Jahre alt. Gaika, der große Oberhäuptling, dem sie Sandili geboren hatte, war vor dreißig Jahren gestorben. Gaika hatte viele Frauen lieber gehabt als sie, die seine große Frau war. Gaika hatte sie zweimal verstoßen, daß sie bei allen Spöttern Mpumo, das heißt die Verstoßene, genannt wurde. Alles dies hatte Sutu vergessen.

Die Frauen brachten kleine runde, harte Hölzchen zu Sutu. Mit den Hölzchen strichen und glätteten Sutu und ihre Helferinnen an den wirren Runzeln

der Sorge, des Schmerzes, der Not, des vielen Plänemachens und des Alters herum und suchten sie auszugleichen. Sie ließ sich auch immer mehr Schmuck anstreifen.

Die vielen neuen Schmuckringe an der Greisin dürren Beinen und dürren Armen waren zu weit und klirrten und klapperten. Dieses sah und hörte sie nicht. Sie konnte nur denken: Ich will dem großen Oberhäuptling des Volkes wohlgefallen als sein Weib, wenn er jetzt wiederkommt.

Am sechsten Tage war das Land der Kaffern diesseits des Keiflusses und das freie Land Krelis jenseits voll von Singen und Freudenrufen, obgleich an den vielen Stellen die Verhungerten lagen. Der Hall der Freude unterdrückte das Röcheln der Abscheidenden vollkommen, und der Widerhall der Freude in den Flußtälern und in den Klüften und zwischen den Kuppen war so groß, daß mancherorts gesagt wurde: „Horcht, horcht, es ist die Freude der Berge und der Flüsse. Es sind die Hügel, die rufen!"

Am siebenten Tage gegen Mittag krochen alle Leute in ihre Hütten und schlossen die Eingänge. Da war plötzlich das ganze freie Land Krelis und ein großer Teil des Kaffernlandes wie ein gestorbenes Land. Es gingen keine Menschen auf den Wegen und Pfaden. Die Viehkrale waren völlig leer und verödet. Die Korngruben standen offen. Es schliefen keine Männer, und arbeiteten keine Frauen, und spielten keine Kinder bei den Wohnstellen. Es sprachen keine Stimmen, denn die Menschen in den Hütten flüsterten nur. Es brüllte kein Vieh, es krähten keine Hähne, es wieherten keine Pferde, und es bellten nicht einmal Hunde. Das ganze Leben der Leute, und alles, was zum Leben der Leute gehört, schien auf einmal ausgelöscht um Mittag. Da wurde das wilde Getier des Busches und des Felds und der Ebene und des Himmels, darunter die entlaufenen Hunde, auch ganz still und verkroch sich überall in seine Schlupfwinkel. Das wilde Getier und die entlaufenen Hunde fürchteten einen tiefen Plan der Leute. Als es aber dämmerig wurde, ohne daß sich der Plan der Leute enthüllte, konnte das wilde Getier die Neugier und die unheimliche Erwartung nicht länger ertragen. Es zog von allen Seiten heran an die Wohnstellen und an die Pfade. Das Getier hörte, daß die Leute noch vorhanden waren, denn als der Abend fortschritt, begannen die kranken Kinder in den verlassenen Hütten lauter zu wimmern, und winselnde Hunde beantworteten das Wimmern aus anderen Hütten.

Die Nacht der Erwartung war sehr finster. In Krelis Land sahen die Männer durch Bohrlöcher in den Hüttenwänden. Sie wagten nicht, vor den Hütten nach dem Morgenscheine zu spähen, damit sie nicht mitweggefegt würden, wenn der große Sturm vielleicht plötzlich vorauskäme. Im Kaffernlande glaubten die meisten Leute an die erste Prophezeiung von den zwei Sonnen an dem einfallenden Himmel, der nur die weißen und ungläubigen Menschen erdrücken werde, und von dem Blitze, der nur die viereckigen Häuser treffen werde. Im Kaffernlande krochen die Männer deshalb immer öfter heraus und suchten nach dem Frühscheine. Jeder, der mit einem anderen

flüsterte, sprach die Meinung aus: „Die Finsternis dieser Nacht ist gut. Es wird am Morgen sicher geschehen!“ Danach nickten alle, die beieinander saßen, langsam mit den Köpfen und murmelten: „Ewe, ewe, ewe!“ Sie schlossen dann ein wenig die Augen, und die Männer und Frauen sahen das im Bilde, wonach sie am meisten begehrten.

Diejenigen, denen gar keine Speise mehr im Bauche lag, und die sich nur von den gekochten Stengeln der Wasserlilien erhalten hatten, sahen lauter reife Mais- und Hirsefelder. Über den Feldern hämmerte es hell von den Klappern Vögel schreckender Knaben und Mädchen. Wo die nackten Knaben und Mädchen vor ihren Schutzdächern oder auf den schwankenden Warten standen, hatten sie straffe, glänzende Häute über drallen Gliedern. Hungernde sahen und hörten auch die Milch der Kühe in die Milchkörbe fließen, es war nicht mehr wie ein stoßweises Rinnen, sondern wie das Rauschen der Flüsse und Bäche nach dem Regen. Die Reicheren und besser Gesättigten, die bis zuletzt an verschiedenen Stellen lebendiges Fleisch und Korn verborgen gehalten hatten, begannen das Vieh ihres Hauses zu überprüfen. Es kam alles Vieh wieder, das sie besessen hatten. Es kam das Vieh wieder aus der Zeit, in der sie heranwuchsen. Es kam alles frühere Vieh ihres Vaters wieder. Es kamen sämtliche Rennochsen der Vorväter, von denen sie wußten. Es kam mehr, als überhaupt gezählt werden konnte. Die Häuptlinge und Ratsmänner erkannten, daß kein Gouvernement und keine Polizei nach dem Verschwinden der Weißen ihnen mehr im Wege sein würden, und sie dachten, dies ist sehr gut. Die Priester erblickten, wie alle Missionare in hüpfende Frösche und quiekende Mäuse verwandelt wurden, und sie kicherten bei geschlossenen Lidern. Einige Männer grübelten, wie sich das Recht und der Brauch gestalten werde nach der Freude der Auferstehung. Alle im Kafferlande, wenn sie ein wenig geträumt hatten auf diese Weise, liefen hinaus voll Ungeduld, ob es noch nicht bald wäre, und kehrten zurück und flüsterten sich wieder zu: „Die Finsternis dieser Nacht ist gut. Es wird am Morgen sicher geschehen!“ Und sie sahen neue Bilder, und sie ließen Menschen neben sich sterben in den Hütten und vergaßen, daß die Hütten unrein wurden durch den Tod.

In der Nacht der Erwartung starb jenseits des Keiflusses Krelis Oheim Buchu. Buchu gehörte zu den Schlächtern, obgleich er kein Gläubiger war. Er wollte gern ein wenig reich bleiben bis zu seinem Tode und wollte sich mit dem Tode ohne Auferstehung zufrieden geben. Jedesmal, wenn Kreli verlangte: „Ihr müßt mehr schlachten!“ antwortete Buchu: „Es ist des Königs Befehl!“ und tat traurig einen Teil seiner Herden ab. Als Kreli mit der neuen Prophezeiung zurückkehrte von der Qolora, antwortete Buchu wieder: „Es ist des Königs Befehl!“ Die Nachbarn sagten: „Jetzt hast du alles Vieh geschlachtet.“ Buchu erkannte, daß er ein armer Mann geworden war. Er ging in die Hütte seines Lieblingsweibes. Die beiden Alten saßen beieinander. Niemand trug ihnen Nahrung zu, und sie versuchten, sich beide nicht länger zu wehren.

In der Nacht der Erwartung wurde auch Krelis erster Ratsmann Xabaxaba vom Wahnsinne geschlagen. Xabaxaba war so alt wie Buchu. Xabaxaba stemmte sich der Weissagung entgegen. Er sagte dasselbe Wort wie Brownlee. „Nakapade, niemals, niemals wird es geschehen!“ Xabaxaba galt für sehr weise und gut, und viele Leute im Volke sahen auf sein Beispiel. Kreli sandte zu Xabaxaba. „Es ist der Befehl der Geister. Du mußt gehorchen. Die Leute sagen, daß sie dir nachahmen.“ Da antwortete der Greis: „Mein Vieh und meine Habe empfing ich von den Königen, von dir, König Kreli, und von deinem Vater König Hintza. Wenn der lebendige und der tote König mich jetzt berauben wollen, so darf ich mich nicht verteidigen.“ Er ließ das Vieh Stück für Stück erschlagen. In der Nacht der Erwartung mußten ihn die Söhne festhalten, weil er plötzlich wie ein bissiges Tier wurde. Auf der englischen Missionsstation konnten die Sendlinge später auch nichts anderes tun, als ihn in einer Art festen Käfigs eingeschlossen halten bis zu seinem Ende.

Als die Finsternis sich am Erdrande aufhellte, tat jeder Gläubige an Schmuck um den Leib, was er noch besaß, und die Männer nahmen die Waffen zur Hand, damit die Vorväter und die Helden und die Geliebten richtig empfangen würden.

Die Sonne ging um sechs Uhr auf, nicht zu einer späteren Stunde. Es war nur eine Sonne. Obgleich die Sonne anfangs heiß erschien, bemerkten die Leute, daß die Strahlen nicht besonders brennend wurden. Die Sonne nahm keine blutrote Farbe an. Die Sonne wanderte nicht schnell bis zum Mittelpunkt des Himmels. Sie kehrte nicht um, als es Mittag war. Der Tag war ein gewöhnlicher heller Tag mit dem gewohnten Sandwinde an der Küste und dem gewohnten blauen, unbeweglichen Himmel. Es kam kein großer Sturm. Es rollte an diesem Tage auch nirgendwo Donner, und es fielen nirgendwo Blitze. Vielleicht konnte man seltsame Laute aus der Erde vernehmen. Leute, die weit auseinander wohnten, hörten Laute aus der Erde.

Die Leute klagten dennoch alle nicht. Sie waren müde. Sie sagten, als der Nachmittag begann: „Es ist ein Irrtum, es wird am neunten Tage geschehen.“ Sie warteten. Die Leute der Gxara in Umhlakasas Umgebung sagten auch: „Es ist vielleicht ein Irrtum. Es wird vielleicht am neunten Tage geschehen. Oder es wird geschehen, wenn alles Vieh, das noch im Kaffernlande auf dem Grase weidet und wiederkauend im Schatten der Bäume liegt, getötet ist.“

Am neunten Tage kam ein Läufer Krelis zu Umhlakasa. Umhlakasa ließ dem Läufer erwidern: „Das Vieh unter der Erde ist voller Ungeduld. König Kreli kann es hören. Du kannst es hören. Es will auferstehen. Das Vieh auf der Erde ist ihm im Wege. Es gibt noch viele Herden im Kaffernlande. Es ist nicht meine Sache.“ Diese Antwort lief vor dem Läufer her, schneller als irgend etwas mit Füßen laufen kann, und schneller, als etwas mit Flügeln fliegen kann. Die Antwort lief zugleich nach Osten und Westen und Norden und Süden und nach allen Richtungen. Alle Leute sprachen davon in Krelis

Gebiet und im Kaffernlande. Die Botschaft der Regierung an die Hungernden in Krelis Gebiet, obgleich sie von sehr vielen vertrauenswürdigen Leuten mitgenommen wurde nach dem neunten Tage, konnte zuerst kaum gegen Umhlakasas Botschaft andringen. Die Botschaft der Regierung lautete: „Hungrige Menschen, die ohne Waffen kommen, können bei uns Nahrung erhalten."

Makoma und Umhala schickten beide zu Sandili. „Hast du gehört, was überall gesprochen wird? Bist du der Erfüllung im Wege? Der Häuptling Umhala hat jetzt von seinem Vater, der vor dreißig Jahren gestorben ist, ein seidenes Tuch zum Geschenk empfangen! Der Häuptling Umhala wird noch seinen Rennochsen Onxokwe schlachten, obgleich es feststeht, daß das Tier mit menschlicher Stimme reden kann. Wir beide haben danach nichts mehr zu schlachten, Wir sind nicht im Wege!"

Der Kommissar Brownlee ritt am Abend des zehnten Tages auf dem Heimwege durch Bethel. Er war zum ersten Male seit Monaten wieder guter Dinge trotz der langen Überanstrengung. Er pfiff vor sich hin, ohne es selbst zu wissen. Er bemerkte die grüßenden Kaffern der Station nicht. Go auf dem Pferde hinter ihm schlief vor Müdigkeit. Da begann plötzlich das Abendläuten der deutschen Glocke. Brownlee sah auf und nickte. Er spürte Lust, nach der langen Pause bei den Nachbarn vorzusprechen. Er wandte sich um und sah, daß Go schlief. Er dachte: „Ich will halten, Go zieht sicher an mir vorbei." Aber obgleich Gos Stute auch schläfrig hintappte, drei Schritte vor dem Kommissar machte sie doch Halt und schob sich der Gewohnheit gehorchend ein wenig zur Seite und nach rückwärts. Von der stoßenden Bewegung wachte Go auf. Brownlee rief: „Es ist gut, Go, wir dürfen wohl müde sein. Mach nach Hause. Du kannst der Missus melden, daß ich bei den Lehrern verweile!" Er bog nach rechts hinüber. Ein paar Minuten später führte ein Kaffer das schwitzende Pferd des Kommissars vor Kropfs Haus langsam auf und ab, und Brownlee saß drinnen in der Stube bei dem Ehepaare. Frau Kropf begrüßte ihn ein wenig spitz: „Ach, Herr Brownlee, Sie sind so oft vorbeigekommen, und zuweilen haben Sie starr auf mich hingeblickt und haben doch nicht einmal gewinkt!" „War ich so sehr vergrübelt?" fragte Brownlee. Er spielte mit dem langen, das Gesicht umhängenden, dunklen Barte und seufzte auf und sagte: „Gottlob, jetzt wird alles wieder anders werden, was meinen Sie, Freund Kropf? Sie haben Ihr redliches Teil daran, daß es uns gelang, Sandili und die Mehrzahl der Gaikas vom Viehtöten abzuhalten. Die Hungersnot über dem Keiflusse bei Kreli wird allgemein werden. Das ist entsetzlich genug. Aber wir haben die Vorräte bereit. Wir können nicht ungeschehen machen, doch wir können helfen. Und schließlich liegt uns unser Kaffernland näher, und hier werden wir der Not Herr."

Es fiel ihm nicht auf, daß Kropf nicht antwortete. Er fuhr gleich fort: „Denken Sie doch, denken Sie doch, wenn der Teufelsplan gelungen wäre! Wenn die ganzen Schwarzen alle an einem Tage dem Hunger gegenüber

gewesen wären! Wenn an diesem einen Tage dann Kreli und die anderen Häuptlinge hingewiesen hätten auf uns, auf die Kolonie: Dort stillt den Hunger! Dort ist die Gelegenheit! Wer hätte die Flut aufhalten können, wer? – Die paar Truppen bei uns? – Aber weil es mit Gottes Hilfe glückte, hier und da die Leute abzuhalten oder lässig zu machen, erweist sich das, was ein großes leuchtendes Feuerzeichen sein sollte, auf einmal als so viel naß gewordenes Feuerwerk. Die große Gefahr ist vorbei; wenn es irgendwo wirklich noch lauter knallen sollte, ei, so sind Ihre kriegerischen Landsleute endlich bei uns, vor denen sich Frau Kropf so sehr fürchtet. Sie sind schon nach Fort Murray hinaufmarschiert und sollen nächstens die Forts der strategischen Linie von East London bis Dohne besetzen, und man erzählt, es seien vortreffliche Leute für den Zweck."

Kropf horchte dem ungewohnt hastigen Reden zu mit einem verkniffenen Gesicht. Er schien nicht einerlei Meinung und schien doch im Augenblick aus irgendeinem Grunde nicht mit der Sprache heraus zu wollen. Aber Brownlee schwieg jetzt. Er hing nach seiner Art wohl irgendeinem dienstlichen Einfalle nach. Da meinte Kropf, er müsse ein paar Worte sagen, und er und vor allem sein Weib fingen allerlei von den Legionären zu sprechen an. Was sie gehört hätten von der Landung und vom General und von der Scheidung einzelner Ehen, die infolge eines in England gemachten unfaßlichen Versprechens gleich in Kapstadt nötig geworden sei, und ob der General wirklich später in der Nähe von Bethel wohnen werde und dergleichen.

Als sich Brownlee aufraffte zum kurzen Reste des Heimrittes, ging Kropf ihm voraus und nahm dem wartenden Schwarzen das Pferd ab und hielt die Zügel und schob dem Aufsteigenden selbst den rechten Steigbügel an den Fuß. Dabei sagte er mit gedämpfter Stimme: „Ich wollte meine Frau nicht erschrecken. Wir erwarten doch ein Kind. Ich werde jetzt ein Stück neben Ihnen hergehen. Bitte, lassen Sie sich nichts merken. Ich glaube nämlich, Sie sind zur Zeit falsch unterrichtet über Sandili. Ich habe durch unsere Leute heute kurioses Zeug erfahren. Danach steht Sandilis Abfall zu den Gläubigen bevor, wie ich das persönlich immer erwartete. Sandili wird eben von allen Seiten vorgestellt, er habe die Erfüllung der Lügenprophezeiung aufgehalten. Und es ist anscheinend gelungen, ihn davon zu überzeugen. Sandili wird sämtlichen Gaikas befehlen, ohne Zögern alles zu schlachten, teils um sein verlorenes Ansehen bei den Gläubigen wiederzugewinnen, teils um die augenblickliche Erfüllung herbeizuführen. – Nein, ein Schwarzseher bin ich nicht. Ich weiß, was kommen wird. Wir werden die Hungersnot hier bei uns, hier überall haben. Ihre Vorräte werden nicht ausreichen. Wir werden, wenn nicht doch noch den großen Schlag gegen alle Weißen, hier, hier überall neben dem Hunger den Kleinkrieg erleben. Ich rate eins, schreiben Sie an den Hauptkommissar, daß die Legionäre gleich in die Verteidigungsstellen einrücken. Vielleicht, daß das abschreckt und noch hilft. Hart genug für Leute, die einwurzeln wollen, wenn die Sache auf solche Weise für sie beginnt, denn durch Kriegspielen wird Schwarz und Weiß zur Arbeit verdorben. – Aber

ich darf nicht zu lange mitlaufen. Es fällt der Frau auf. Sie will dann wissen, was ich mit Ihnen besprochen habe. Sie soll sich dieses Mal nicht im voraus ängstigen. Das Kaffernland zerreibt ja wahrhaftig die Frauenzimmer. Also –."

Da reichte ihm Brownlee die Hand herunter und lächelte. Sein Gesicht hatte aber einen gequälten Ausdruck, und alles, was die innere Lustigkeit bisher verborgen hatte an Spuren der Sorge, der Mühe und der Überanstrengung, wurde trotz dem Lächeln erschreckend deutlich. Nur Kropf mit seinen stumpfen Augen sah die Not nicht. Brownlee sagte: „Lieber Freund, was soll das alles heißen? Sie haben wahrhaftig recht, daß Sie vor Ihrer Frau nichts erwähnten. Alles ist doch nur Gerücht und Story. Zugegeben, ich war in den letzten Tagen nicht bei Sandili, weil ich anderswo nötiger war, da mögen Makoma und Umhala und Baba und Dondas, unsere alte Sutu nicht zu vergessen, die Zeit genützt haben, und sie mögen nun nach dem Rezepte, das in der ganzen Welt als erprobt gilt, verbreiten, sie seinen durchgedrungen. Da bin ich nur erstaunt, daß ein Mann wie Sie sich fangen lassen mag. Ich verspreche Ihnen, Sandili soll nicht lange auf meinen Besuch warten, und wenn wir am nächsten Sonntage endlich wieder zu Ihrem Gottesdienste kommen können, dann sollen Sie mir gestehen, daß Sie sich haben ins Bockshorn jagen lassen."

Während Brownlee den letzten Satz sprach, war schon ein Stückchen Weg zwischen ihnen. Nun winkten sie beide noch einmal, und jeder wandte sich seinem Orte zu. Kropf blickte befriedigt vor sich hin, vielleicht tat ihm wohl, daß er die Warnung an ihren Mann gebracht hatte, vielleicht hatte ihn Brownlees Antwort wirklich beruhigt. Brownlee starrte mit den tief eingesunkenen Augen über seines Pferdes Kopf weg ins Leere. Plötzlich ließ er das Tier in einen raumen Paßgang fallen.

Als die Polizisten in Döhnepost den großen Körper des schwarzbärtigen Führers auf dem großen, schwarzen Gaule so eilig aus dem abendlichen Lande herauswachsen sahen, fragten sie einander in ihrer Sprache: „Was ist mit dem Master? Ist er zornig?" Aber Brownlee war nicht zornig, sondern in Not. Alle Geister, die er gebannt glaubte, waren in seinen Gedanken wieder auferstanden und quälten den Müden.

Es wetterleuchtete und alles war stichdunkel, als Brownlee nach einem kurzen Imbisse und nach einem auffrischenden Bade heraustrat, um zu Sandili hinüber zu reiten. Die jungen Ersatzpferde scheuten vor den Lichtkegeln aus Türe und Fenstern und mochten doch auch nicht fort in die Nacht des Landes hinein. Einen Augenblick gab es ein lärmendes Durcheinander von ihrem Stampfen, vom hellen Aneinanderschlagen der Bügel, vom Zanken der farbigen Polizeidiener, von Brownlees beruhigenden Worten. Dann lösten sich die Abreitenden in Ordnung vom Hause.

Die Gewitter hingen über den Amatolas. Zuweilen kamen Stöße des Vorwindes, dann ließen abgetriebene Wolken schwere Tropfen auf die Ebene

fallen, aber die Berge und der Wald hielten die zornige Masse, durch die die Flammen liefen und aus der es rollte, bei sich fest mit geheimnisvollen Kräften.

Der Ritt war nicht weit, und Sandilis Dorf schlief nicht. Viele Türen standen offen. Die Leute sprachen überall an den Feuern, und Frauen waren geschäftig. Es schien auch sicher, daß die Besucher beim Häuptling angemeldet waren, trotzdem war es finster um des Häuptlings Hütten, und es regte sich dort lange niemand. Der erste Frager, der sich zeigte, antwortete verdrießlich, wie ein Mensch, der plötzlich aus dem Schlummer aufgerufen wird.

Sandili ließ dem Kommissar den Zutritt nicht verweigern, aber auch er empfing den Gast des Abends mit blöden Augen und redete nicht frisch heraus. Brownlee fragte: „Das ist seltsam, Häuptling. Deine Leute sind alle wach, und als ich erfreut, bei dir ein Obdach zu finden, deinen Wohnplatz von Ferne sah, schien mir Licht in allen deinen Häusern." Er fügte hinzu nach einer Pause: „Ich will dich fragen, ob du eine Klage hast?" Er wartete wieder und sagte: „Ich bin am Abend herübergeritten, weil ich alle Tage unterwegs war im Kaffernlande, um den Hunger abzuwehren, den König Kreli über den Keifluß senden möchte. Du hast jetzt erkannt, daß du wohltatest, das Schlachten nicht anzubefehlen. Die Prophezeiungen Umhlakasas und Nonkosis haben sich als Lügen erwiesen. Diejenigen Gaikas, die geschlachtet haben, und die Leute von Umhalas Stamm werden jetzt die Armen in deinem Volke sein."

Da bat Sandili um Tabak und antwortete: „Löscht nicht bei dir das Licht plötzlich aus, wenn du dich schlafen legst? Und geschieht es nicht, daß deine Leute länger wachbleiben als du?" Als er gleich verstummte, sagte Brownlee: „Sandili, wir wollen uns über den Empfang nicht streiten. Erzähle mir lieber gerade heraus, was dich drückt." Sandili entgegnete mürrisch: „Du weißt doch, ich habe viele Klagen." Er erschrak selbst über den bösen Ton und beschwerte sich wehleidig weiter: „Vor allem möchte ich heimkehren. Dieser Wohnsitz, den du mir empfohlen hast, ist nicht hübsch. Meine Frauen und meine Mutter sind ungern hier. Sieh doch die Häuser an, sie sind eng und kalt. Die Frauen finden hier kein Brennholz. Sie wollen fort."

Brownlee erwiderte erstaunt: „Wie magst du noch im warmen Sommer über die Kälte der Hütten klagen? Und wie kommt es, daß du so plötzlich unzufrieden geworden bist mit Waterford?" Aber er merkte bald, daß Kropf recht hatte, und daß im Augenblick das Reden nichts fruchtete, und daß seine Worte von den zuhorchenden Großmännern nicht mehr als Zeichen der Fürsorge, sondern als Zeichen der Furcht aufgefaßt wurden. Er merkte auch, daß er selbst nach der langen Spannung nicht mehr gleichmütig den Winkelzügen zu folgen vermochte, sondern daß es um ihn rauschte von Leidenschaften. Da stand er auf und grub die Nägel in die Handflächen und sagte, so ruhig er konnte: „Wohlan, Sandili, ich hindere dich nicht heimzukehren. Ich rate nur, bleibe an der Stelle, an der du jetzt noch bist."

Bei dem Heimritte spürte Brownlee nicht, daß der Regen stärker geworden war.

In dieser selben Nacht entwich Sandili mit seinen Weibern und Kindern und seinem ganzen Trosse durch den Regen zurück zum großen Häuptlingsplatze der Gaikas.

Die spürende Polizeipatrouille erkannte am Vormittage, daß kein Rauch aufstieg über Waterford. Sie fanden die Siedlung leer und die Hütten und Krale völlig ausgeräumt. Es liefen indessen keinerlei Fährten der Herden neben der Spur der Geflüchteten her. Da sahen sich Go und die Polizeijungen um und bemerkten am Himmel die Aasvögel und sahen hunderte von braunen und schwarzen und gelben und weißen Viehleibern auf dem Feld liegen. Das alles hatte Sandili töten lassen. Die Polizeidiener, die nicht verstohlen selbst Gläubige waren, hielten eine große, schmatzende Mahlzeit. Die Gesättigten brachten die Nachricht langsam nach Döhne, aber Brownlee war schon längst wieder ausgeritten. Denn mit der Morgenluft und der Frühsonne glaubte er noch einmal durch starken Willen und rasches Handeln den Sieg erzwingen zu können.

Brownlee nahm die gerade Straße auf den großen Häuptlingsplatz der Gaikas zu. Er eilte sehr. Die farbigen Begleiter hinter ihm sprachen zueinander: „Heute erweisen wenige dem Kommissar Achtung." Unfern des großen Platzes auf dem Hügel, an dem der Pfad von Döhne vorüberführt, saßen und standen die Leute so dicht wie Gras. Sakela, ein Günstling Sandilis, begegnete dem Kommissar auf dem Wege. Brownlee forschte ihn aus. Der Wanderer sagte: „Die Amagogotya, die Ungläubigen, die nicht schlachten wollen, sind alle aus Sandilis Platz hinausgewiesen worden. Sie sitzen dort beieinander auf der Kuppe wie Heuschrecken." Brownlee fragte: „Was tut Sandili?" „Sandili und die Amatamba schlachten jetzt, wie sie müssen", erwiderte Sakela keck. Als die Amagogotya auf dem Hügel den Kommissar erblickten, begannen sie alle laut zu reden und die Arme und die Waffen zu bewegen. Brownlee erkannte Tyala und Soga unter ihnen. Die Amagogotya riefen dem Kommissar entgegen: „Wir wollen kämpfen und wollen unseren Häuptling Sandili vor den bösen Leuten retten!"

Brownlee wehrte ab durch Kopfschütteln. Er sagte: „Es darf nicht gekämpft werden." Tyala und Soga und die fünfhundert Amagogotya vom Hügel folgten dem Kommissar zum Häuptlingskrale. Bei Sandilis Kral warteten die Amatemba. Sie waren an Zahl den Amagogotya um ein Geringes überlegen und trugen alle Waffen gleich jenen. Umlungusi und Baba waren an ihrer Spitze. Die Amatemba warteten schweigend auf den Kommissar, und wenige boten einen Gruß. Brownlee fragte ärgerlich: „Wer ist das nur, der wie eine Wildkatze in der Nacht gekommen ist und Sandili so elend beraten hat?" Da taten sich die beiden Haufen zwanzig Schritte voneinander nieder, um zu sehen und zu horchen, was durch den Kommissar und die Rädelsführer geschehen werde. Umlungusi antwortete: „Nennst du mich eine wilde Katze?" „Ich nannte nicht dich, Mlungus!" sagte Brownlee. „Klagt dich dein Gewissen an? Hast du den Häuptling verführt? Bist du der

böse Geist, der den Oberhäuptling und den Gaikastamm verderben will?" Baba rief: „Warum kannst du uns nicht in Ruhe lassen? Du verkündigst, daß wir uns zugrunde richten werden. Sollte das unser Wille und Wunsch sein, so trifft es doch nicht dich. Laß uns immerhin verderben. Wenn wir vor Hunger schreien werden, wie du verkündigst, daß geschehen werde, dann mag dieser Hunger Zeuge sein für dich und gegen uns. Wir können das abwarten!"

Babas Worte fanden Beifall bei den Amatembas. Sie nickten und gaben ihre Zustimmung durch lautes Murmeln. Aber Brownlee sah Baba an und nahm das Merkbuch aus der Tasche und schlug es auf und schrieb. Er sagte dazu: „Baba, ich schreibe jetzt deine Rede ganz auf in mein Buch, und wenn der Tag kommt, und wenn der Hunger mein Zeuge ist gegen dich, und wenn du klagst vor Hunger, werde ich dich daran erinnern!" Danach wandte sich Brownlee zu Sandili und sagte bitter: „Jetzt wäre ich also wirklich mit dir fertig, Sandili! Ich habe keine Anstrengung gescheut, dich und dein Volk zu retten! Du hast meinen Rat in den Wind geschlagen."

Brownlee wurde unterbrochen durch Tyala. Tyala sprang heraus aus dem Haufen der Amagogotya. Er streckte neben Brownlee beide Arme aus und wies auf Umlangusi und Baba. Er schrie: „Nein, Herr, nein, Sandili ist nicht zu tadeln! Sandili hat den Sinn eines Kindes. Bei den Ratsmännern, die ihn schlecht beraten, liegt alle Schuld." Doch der weißhaarige Soga unter den Amagogotyas widersprach ihm laut: „Sandili ist kein Kind. Sandili ist ein Mann. Du hast unrecht, Tyala. Wie er da sitzt, ist er der Schuldige. Lege um seinen Hals die Schlinge. Mlungusi und Baba können ihn nicht leiten wie einen Knaben. Sandili bringt die Not über das Land, anstatt es zu retten!" Da lief Umlungusi mit erhobenem Assagai auf Soga zu, rufend: „Verräter! Willst du vor aller Ohren unseren Häuptling anklagen?" Soga rüstete sich, den Anlauf zu bestehen und erwiderte zugleich: „Ja, ich klage Sandili an! Ich wiederhole, Sandili ist der Schuldige!"

Der Kommissar mußte schnell zwischen die beiden aufbrausenden Männer treten, um den Beginn eines großen Kampfes zu verhindern. Er ergriff Soga hart am Arme und schüttelte ihn und befahl: „Setze dich, Soga! Es ist nicht an dir, heute hier zu reden!" Und er drohte dem anderen: „Hüte dich, Umlungusi, hüte dich!" Er wandte sich darauf wieder dem Haufen der Amatembas zu und sagte: „Ich muß noch einige Sätze sprechen, dann ist diese Zusammenkunft beendigt." Und er deutete jetzt selber auf Umlungusi und Baba und rief: „Ich finde, daß dies euer Werk ist. Als Gaika starb, wies er euch an, den jungen Häuptling Sandili wohl zu beraten. Gaika ermahnte, Sandili soll niemals gegen das Gouvernement gehen. Aber ihr habt ihm dreimal zum Kriege geraten gegen das Gouvernement, und ihr habt jetzt das Unglück über das Gaikavolk gebracht. Auf solche Weise habt ihr Gaikas Anordnung erfüllt. Ich wollte Sandili und das Volk retten. Euer Rat hat meinen Rat besiegt bei Sandili. Nun mögt ihr versuchen, diesem Kinde zu helfen. Ich kann Sandili nicht mehr helfen."

Der Kommissar ließ sich nieder, um auszuruhen, und die leidenschaftliche Sorge um das Land überwältigte ihn so sehr, daß zornige Tränen an seinen Wangen herunter liefen, und daß er die Augen und das Gesicht mit beiden Händen zudecken mußte. Da lehnten sich Sandili und die Schlächter und die Gläubigen vor, und sie bekamen gierige Augen, und sie dachten alle: „Warum weint der weiße Mann? Warum weint dieser Kommissar? Dieser weiße Mann weint, weil er erkennt, daß die Auferstehung bald geschehen wird, und daß aller weißen Menschen Ende nahe ist!"

Brownlee fühlte in der großen Stille plötzlich den berauschten Gedanken der Fünfhundert, da sprang er noch einmal auf und brüllte wie ein Stier: „Nein, Sandili, nein, Amadoda, das ist verkehrt, was eure Köpfe jetzt denken! Ich sorge für die Frauen und Kinder der schwarzen Leute. Ich sehe sie hungernd heranschleichen auf allen Wegen, ich höre sie in jedem Winde klagen. Aber eure Augen sind schwach, und eure Ohren sind taub!" Und er tobte noch mehr und glich einem regengeschwollenen Flusse: „Ich verlasse euch. Ich werde diejenigen beschützen, die meinem Rate folgen und nicht töten, und wer von den Schlächtern sich am Vieh der andern vergreift, den werde ich heimsuchen und verfolgen ohne Unterlaß, und was die Väter stehlen, soll den Kindern genommen werden."

Und Brownlee schwang sich ohne Gruß auf sein Pferd und drehte es heimwärts, und die Versammlung brach ab.

Hier endet das große Romanfragment Hans Grimms, das als erste Arbeit des aus Afrika nach Deutschland heimgekehrten Dichters im Jahre 1911 entstand.

DER GEIST DES JAPANISCHEN HEERES

VON JOHANNES STOYE

Die politischen und wirtschaftlichen Maßnahmen der Japaner in der jüngsten Zeit müssen im Lichte japanischer, also asiatischer Denkweise begriffen werden; das Anlegen eines westlichen Maßstabes würde zu Fehlschlüssen führen, und man tut immer gut daran, Äußerungen führender Japaner heranzuziehen.

Mit Erstaunen liest der Westländer in dem jüngst erschienenen Buche „Das wahre Gesicht Japans“ von Komakichi Nohara folgende Sätze:

> „Das japanische Volk betrachtet den Großkapitalismus im tiefsten Herzen als etwas durchaus Fremdes und Unjapanisches. Ein Volk, das niemals den Sinn des Geldes pflegte, wird nicht ganz verstehen, wieso man Geld für sich arbeiten lassen kann, statt selber zu arbeiten. Der Kapitalismus und das Kapital, das waren schon stets unsere schwächsten Seiten. – Mögen sie es immer bleiben!“

Nohara berichtet dann weiter, die Unzufriedenheit mit dem Kapital dringe in immer weitere Kreise, und man spreche sogar von einem „Schogunat“ (Nebenregierung) des Kapitals. Wie früher die Schogune (Statthalter) die Macht des Kaisers beschnitten, so versuche es jetzt die Wirtschaft, und es seien politische Bestrebungen im Gange, alle Macht – auch auf wirtschaftlichem Gebiet – wieder in die Hand des Kaisers zurückzulegen. Diese Bewegung hat die Losung aufgestellt: „Keine Kapitalisten, kein Privateigentum, der Kaiser als Verwalter aller Güter.“

Es muß uns befremden, wenn dieser Japaner schreibt, man möge nicht erschrecken, wenn eines Tages in Japan die Hauptindustrien nationalisiert würden. Das bedeute nicht den Sieg des Kommunismus, sondern den Beginn des neuen Japanismus, der politisch die Form eines Kaisersozialismus annehmen dürfte!

Bei dem Putsch der jungen Offiziere wurde die Forderung nach einem „imperialistischen Sozialismus“ ausgesprochen, und wir müssen uns die Frage vorlegen, wie es denn kommt, daß die Armee sich zur Wortführerin des Kaisersozialismus macht. In einer japanischen, in vier europäischen Sprachen erscheinenden Propaganda-Zeitschrift hat Moriaku Schimizu den Geist beschrieben, der das Heer „seiner Majestät des Kaisers von Japan“ beseelt. Er sagt, wenn man das eigentümliche Statut der japanischen Armee begreifen wolle, müsse man ihre Entstehung durch die Jahrhunderte, ihre Mythologie und ihre Legende verfolgen. Danach werden die japanischen Militärs von folgenden Gedanken beseelt:

Als die Göttin Amatérasu-Omikami ihren Enkel vom Himmel auf die japanische Erde herniedersteigen ließ, gab sie ihm drei heilige Schätze mit – den Spiegel, das Juwel und das Schwert, und erteilte ihm dabei diesen göttlichen Rat:

„Über dieses Land, das bis an das Ende der Jahrhunderte dauern wird, werden meine Nachkommen herrschen, das Wohlergehen ihres Thrones wird ewig sein wie Himmel und Erde."

Dieser alte Text beherrscht den Einzelnen wie die Gesamtheit in Japan, und die Japaner betrachten sich als Glieder einer großen Familie, deren Oberhaupt – seine Majestät der Mikado – die höchste Gewalt inne hat, die er im Geiste der drei göttlichen Prinzipien ausübt: der Spiegel stellt die Billigkeit und Gerechtigkeit dar, das Juwel bedeutet väterliches und brüderliches Mitleid, und das Schwert versinnbildlicht Tapferkeit und Entschlußkraft.

Nach japanischer Auffassung kann menschliche Gemeinschaft nur in Form der Familie gedacht werden, und die Autorität ihres Oberhauptes gründet sich auf jene edlen Grundsätze. Man versteht damit die Tiefe und unwandelbare Verehrung des japanischen Volkes für seinen Souverän, den es als wirklichen Abkömmling Gottes ehrt, als dessen Verkörperung er gilt. So erklärt sich auch das Ansehen der kaiserlichen Armee und der Geist, der sie beseelt. Denn sie steht im Dienste seiner Majestät „zur Sicherung des universellen und ewigen Friedens, indem sie Gerechtigkeit, Brüderlichkeit und Tapferkeit, die drei heiligen Schätze, triumphieren läßt."

So sieht die japanische Armee ihre göttliche Mission, die nach ihrer Ansicht vom reinsten Ideal des Friedens, der Solidarität und der menschlichen Brüderlichkeit beseelt ist. Dieses in den ältesten Dokumenten zum Ausdruck kommende Ideal ist oft von japanischen Kaisern erklärt und präzisiert worden. In den ältesten Aufzeichnungen, im „Kojiki" von 712 n. Chr., liest man: „Gleicht das zerfallene Reich aus, festigt es, und macht es zu einem Staat!" Dies gilt als die älteste Spur des „ständigen Impulses, der die Handlungen des japanischen Volkes bei der Schaffung eines disziplinierten, arbeitsamen und friedlichen Staatswesens befruchtet hat".

Im „Nihonschoki", einer anderen Urkunde, hat der erste Kaiser Japans, Jimmu, folgende heute noch hochgeachteten Direktiven gegeben: „Indem wir die geistige Einheit aller Völker des Universums durchführen, werden wir daraus eine einzige Familie machen". Jimmu versicherte auch, daß die ideale Organisation eines Staates, ja sogar der ganzen Menschheit, auf dem Familienprinzip begründet sein sollte; die Menschen sollten sich, wie die Völker, als Brüder betrachten, einander helfen und dadurch das größtmögliche Glück Aller genießen.

Schimizu sagt in diesem Aufsatz, die geistigen Mauern niederreißen, die die Völker trennen, die Feindschaft unterdrücken, Zusammenarbeit unter den Völkern ermöglichen und allen gleiche Möglichkeiten geben, das wären immer die mit Begeisterung befolgten Leitgedanken der japanischen Kaiser

gewesen. Kaiser Meiji habe dieselben Ansichten wie sein entfernter Vorfahr Jimmu geäußert: „Die Völker der vier Ecken der Erde sind alle Brüder. Warum muß man das Murmeln von so vielen Kriegsgerüchten hören?“

Die Japaner sagen, leider habe ihr Heer oftmals von seiner Stärke Gebrauch machen müssen, um entweder benachbarte Völker von Bedrückung zu befreien oder um die von einer Eroberermacht drohenden Gefahren abzuwenden. Aber selbst für die Durchführung von Kriegsoperationen schrieben die kaiserlichen Direktiven Hochherzigkeit und Mitgefühl vor, Kaiser Meiji habe gesagt: „Wenn man auch die unser Vaterland angreifenden Krieger besiegen muß, so dürfen wir doch nicht Mitgefühl zu zeigen vergessen“. Während des Russisch-Japanischen Krieges hätten die japanischen Offiziere und Mannschaften – wie allenthalben anerkannt werde – den russischen Gefangenen gegenüber stets solche Hochherzigkeit bewiesen. Die japanische Armee läßt sich von dem Ausspruch Meijis leiten:

> „Wenn das Mitgefühl in der Welt herrschen würde, so würden sich sogar die in Japan hausenden wilden Tiere ihm von selbst unterwerfen. Bis das Herz unserer Feinde von selbst gerührt wird, müssen unsere Untertanen ihnen gegenüber aufrichtig handeln“.

Treue, Höflichkeit, Tapferkeit, Vertrauen und Mäßigkeit, das sind die Forderungen, die die Mikados an ihr Heer gestellt haben, sie seien der Ausgangspunkt aller militärischen, aber auch aller bürgerlichen Tugenden. Es wird danach verständlich, daß der steigende Einfluß der Parteien und der Wirtschaftsmächte (man denke an Mitsui und Mitsubishi) an diesen hohen Maßstäben gemessen und – da schädlich befunden – mit der kaiserlichen Würde und Vorrangstellung in Einklang gebracht werden soll.

Die Verfassung des japanischen Heeres ist höchsteigener Art, es hängt nur vom Kaiser ab, von dem es direkt ausgeht. Seine Mission als Hüterin der heiligen Schätze gilt als göttlicher Natur. Sie besteht darin, im Inneren Japans die Ahnenüberlieferung (Schinto) und den reinen Familiengeist aufrechtzuerhalten, nach außen das Prinzip der Gerechtigkeit zu sichern, den Bereich eines gesicherten Friedens zu verteidigen und allen Völkern gleiche Möglichkeiten zu verschaffen. Seine Moral ist seiner Mission angepaßt: sein Handeln kann nur durch göttlichen Antrieb entfesselt werden. Was die Stellung des Kaisers als dem Nachfahren der Götter abträglich ist, wird vernichtet.

Literarische Rundschau

Wenn die Romanfabrik raucht,

verfinstert sich manchmal für Augenblicke das heitere Blau des sichtbaren Himmels vor den dichten Wolken schriftstellerischer Phantasie. Wenn die Romanfabrik raucht, füllen sich die Läden der Buchhändler mit dem bunten Stapel nie versiegender Neuerscheinungen, die ins Magazin kistenweise einrollen. Wenn die Romanfabrik raucht, wird die Lungenkraft der zur Sichtung der Erzeugnisse aufgeforderten Rezensenten stärkstens in Anspruch genommen. Wenn die Romanfabrik raucht, was ein gutes Zeichen gesunder Produktionskraft sein, was ebenso eine Übersteigerung der Herstellung bedeuten kann, gilt es, zu sichten und zu scheiden.

Ein guter Titel ist noch keine hinlängliche Entschuldigung für ein unbefriedigendes Buch. Fast neunhundert Seiten leicht irrsinniger Träumereien und uferloser, unbegründeter Spekulationen werden in einem rotgewandeten und abschreckend dickbäuchigen Wälzer, der — mir nichts, dir nichts — mit dem Etikett „Roman" beklebt worden ist, unter naivem Augenaufschlag einer waschzettelgewandten Empfehlung angeboten. In dem Verfasser der „Freinacht", Julius Pupp (Zsolnay, Wien-Berlin) erkennt man einen Menschen, der unglaublich viel gelesen haben muß, aber längst nicht alle dabei hinunter geschluckten schweren Brocken verdauen konnte. Er macht nun den nicht neuen Versuch, sich dieser „Indigestion" des Geistes ein für allemal dadurch zu erledigen, daß er sich mit all den Dingen, die sein Gehirn passiert haben, schriftlich auseinandersetzt. Unter Leuten, die nicht mehr Analphabeten sind, weiß man über die harmlos passiven Tugenden des Papiers Bescheid. Gewiß kann jeder schreiben, wie es ihm gefällt. Aber wer sich drucken läßt, kommt vom Schreibtisch aus dem Haus ans Licht. Die Setzmaschine bringt ihn an den Tag. Nicht immer zum Glück des „Schöpfers" — selten zum reinen Glück der Empfangenden.

Pupp — wer mag es sein? Jedenfalls kein junger Mensch mehr — läßt einen Privatgelehrten aus den sogenannten besseren Kreisen eines okkultistisch angehauchten Wiener Nachkriegsmilieus in seinen halluzinativen Träumen durch sämtliche Epochen der uns bekannten Kulturkreise in magischem Saus und Braus umherfliegen. Seine Wegweiser durch die endlosen Räume, beziehungsweise seine Notbremsen auf der lichtgeschwinden Fahrt durch die Sphären der Vergangenheit sind Knaben der Statur eines Cyrano de Bergerac, eines Münchhausen, eines Gulliver und eines fliegenden Holländers. Als Herrenfahrer auf der Rennstrecke seiner nicht allzu glatten Phantasie läßt Pupp diese Männer vom Start Literatur zum Ziel Literatürchen donnern. Man sieht: Pupp verschwendet nicht nur Papier, er treibt Mißbrauch mit kostbaren Kräften. Er verschleißt Rohstoffe materieller und geistiger Substanz, ohne daß etwas dabei herauskäme als das Aufsteigen einiger von schwüler Nachtluft angefüllter Sumpfblasen. Wenn jemand alle hundert Seiten eine zwar treffende, aber nicht besonders reine Bemerkung mit einem „schmonzettischen" Seitenblick auf die Gegenwart äußert, ist er noch lange kein Satiriker von Format. Und ihn mit einem Burschen wie Rabelais zu vergleichen, dazu gehört die Gewissensfreiheit literarischer Reklamekönner.

Es gibt heroische Naturen, die sich durch die drei Tage dicke Grießbreimauer, die das Schlaraffenland umgürtet, hindurchfressen können, weil die Hoffnung auf die goldenen Berge des gelobten Landes ihnen den Appetit ersetzt. Wer sich in ähnlicher Erwartung

auf kommende Genüsse durch die unappetitliche Langeweile und träge wiederkäuerische Geistlosigkeit dieser magenbeschwerenden „Freinacht" hindurchbuchstabiert, kommt in ein Nirgendsland, in dem es viel Steine gibt und gar kein Brot. Manche werden vielleicht in gutgläubiger Verkennung meinen, Pupp habe eine Art Faust III des 20. Jahrh. in Prosa geschrieben. Sie irren. Er hat nur einen Komposthaufen geistiger Wissensbrocken zusammengefahren. Ein Buch voll verlorener Liebesmüh, dessen Autor um seiner ungeheuren und fruchtlosen Arbeitsleistung willen mindestens soviel Mitleid verdient wie der Rezensent Bedauern für den Zwang zur strapaziösen Lektüre des Buches, die viel von der zermürbenden Monotonie ausgeklügelten Strafturnens an sich hat.

Ein weiteres Zeichen für die Editionsunsicherheit, die den Buchofferten eines großen Verlages den Charakter höchster Ungleichmäßigkeit bei sonst meist verläßlicher Leistung gibt, ist die gleichzeitig erscheinende Erzählung von Otto Emmerich Groh, genannt „Königsballade" (Zsolnay, Wien-Berlin). Wieder verdeckt ein nicht schlecht schillernder Titel ohnmächtige Beschränktheit eines sehr wohlmeinenden Autors. Für seinen Restaurationsversuch des „Vorlebens" unserer Vorväter im Norden und ihrer Herrschergebräuche bleibt nur die Antwort: „Annahme verweigert!" Die Helden von Groh radebrechen ein Deutsch, daß einem um unsere zwar alte, aber seit noch nicht allzulanger Zeit mit Besinnung gepflegte und so kostbare und liebe Sprache angst und bange wird. Die Preisfrage, zu der dieses Buch Anlaß geben wird, kann etwa so formuliert werden: „Sprechen die alten Nordländer im Telegrammstil des (wohin bist du?) entschwundenen Carl Sternheim selig oder nicht?" Groh würde nach seinem Buche antworten müssen: „Ja, unter gelegentlicher Beigabe einer Messerspitze wagnerianischer Stabreimerei." Mit einem ganz bescheidentlichen und keineswegs boshaft philologisch gemeinten Verweis auf Braunes abgeblätterte alte „Gotische Grammatik" möchten wir die entgegengesetzte Meinung zugunsten von Leuten verteidigen, die nach Jahrtausenden vom Caféhaustisch Metamorphosen an sich erfahren müssen, vor deren lügnerisch, gleißend pathetischer Umkostümierung ihnen schreckt und graust. Einer schönen Unbekannten in Newyork ist das Buch gewidmet. Es hätte ihr als Handschrift überreicht werden sollen. Private Geschenkartikel gehen die Öffentlichkeit nichts an. Erst durch den Druck kommt diese Ballade aus dem Norden in den unauslöschlichen Verdacht, ein Minnesang an das knusprige Fräulein Konjunktur zu sein.

Das letzte Kadettenbuch hat Hans Nickol mit seiner Erzählung „Der letzte Kadett" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1935. 220 S. 4.50 RM.) nicht geschrieben. Er läßt seine Geschichte, die nur ganz leise und ganz milde nach zeitlicher Kurseinschwenkung schmeckt, in jener Zeit spielen, da aus dem königlich preußischen Kadettenkorps zum Leidwesen fast aller Angehörigen die sogenannte und inzwischen auch schon wieder dahingegangene „Staatliche Bildungsanstalt" entstand. Seine Sympathien stehen eindeutig auf der Seite derer, die das Korps in der alten Form in der Republik beibehalten wollten. Das geht in Ordnung. Nickol übersieht aber, was weder v. d. Schulenburg noch Ernst von Salomon taten, die bereits mit weniger oder mehr Glück über die gleichen Dinge schrieben, die Tatsache, daß auf der Seite der neuen Herren, die mit Hausdamen und anderen „Verweichlichungen" in die roten Mauern gezogen kamen, immerhin einige waren, die unter dem Druck von Versailles vom Alten in einem neuen Gewande retten wollten, was zu retten war. Es handelte sich um Leute, die aus vier Jahren Front kamen. Den Erfahrungen Nickols ließen sich leicht die anderer Kadetten anderer Anstalten hinzufügen; so gab es auch Erzieher, die ihren Zöglingen Vorträge über „echte und falsche Kameradschaft" hielten, wobei „Petzen" als echt, Schweigen wie ein Mann als „falsch" galt. Sie mögen spätestens 1933 bei der abermaligen Umwandlung in die „Nationalpolitischen Erziehungsanstalten" ge-

gangen sein. Nickols Gegenüberstellung der Typen des heroischen Kadetten gegen den „intellektuellen" Kadetten, des Offiziererziehers wie des Zivilerziehers ist zu primitiv, zu unausgeführt, nicht entwickelt. Die eingespannte Liebesgeschichte erreicht kaum novellistischen Grad. Der ganzen Arbeit fehlt das Eigentliche der Häuser, das nicht in ewigen „Stülp"-Geschichten besteht. Es fehlt der Lärm des Speisesaales, der Mief der Schlafsäle, das Herzklopfen der nächtlich über die Mauer Heimkehrenden, eben die Atmosphäre. Sie literaturfähig zu machen, ist eine Aufgabe, die des Abstandes bedarf. Das zumal, da die Nachdenklichen, die aus der harten Schule hervorgingen, das Glück oder Unglück haben, Spätreife zu sein.

Aus dem Italienischen ist eine Lebensbeschreibung, die halb Roman, halb Biographie ist, und die jenseits des Brenners stark beachtet und mit mehreren offiziellen Preisen belehnt worden ist, für deutsche Leser übersetzt worden. Der erste Teil „Jugend", zu der dem Autor Raffaele Calzini des Buches „Segantini" (Leipzig, R. A. Höger. 1935. 437 S.) wahrscheinlich die nötigen wissenschaftlichen Unterlagen an Quellenmaterial stark gefehlt haben, ist mit dichterischen Mitteln nicht ohne Glück und voll Farbe neu zum Leben erweckt worden. Die zweite Buchhälfte „Leben und Erfolg" oder Reife und Schaffenszeit hingegen hält sich anscheinend stark an vorhandene Überlieferungen. Sie wird dadurch dokumentarisch, verliert aber an lebendiger Wärme. Der Künstler, seine schöne Frau Bice und seine Familie lassen merkwürdig kühl, gerade dann, wenn man versucht, vom Eigenvölkischen her das Fremdvölkische zu verstehen. Der Mann Segantini wie sein Schilderer Calzini sind weder übergewöhnlich noch verdienen sie von irgendeinem deutschen Gesichtspunkte her die Aufmerksamkeit, die ihnen durch die Übersetzung gezollt wird. Stattdessen einen jungen Autor aus dem eigenen Volke, womöglich mit einem Erstling von versprechendem Gewichte verlegt zu haben, würde eine bessere Verwendung vorhandener verlegerischer Kräfte bedeuten.

Zwei Frauenromane von unterschiedlicher Richtung der Ziele: ein keine neuen Lichter aufsetzender einer bewährten und verdienstvollen Autorin wie der erste Versuch einer neuen Namensträgerin finden sich nebeneinander. Anläßlich des 60. Geburtstages der in ihren Stärken an die holsteinische Heimat gebundenen Helene Voigt-Diederichs erschien eine Volksausgabe des Mädchenentwicklungsromans „Dreiviertel Stund vor Tag" (Eug. Diederichs, Jena). Ein etwas blaß gezeichnetes Mädchen, das mit besonderen Gaben des Gemütes belastet ist, kommt aus der Armut über bei fremder Leute Kindern verlebte Jahre in die Welt. Das Glück und Unglück ihrer nicht immer klaren, wenn auch anmutigen Einfachheit ruht in ihrer Beschränktheit. Sie hat oft Herzweh und ist sozusagen ein wenig schwach auf dem rechten Fleck, weil sie zu gut fühlt, sie ist nicht gefeit gegen die abschleifenden Reibeflächen des Lebens. Nach einem gelinden Erschrecken tastet sie sich, zwar schlecht genug, doch immerhin zurecht im Leben. Die Führerin und Erfinderin der etwas konturlosen Mädchengestalt gewährt Einblick in die idealistischen Herzkammern ihres Dichtermutes, der gern trösten möchte, manchmal auch da, wo es aus der Liebe zur Kreatur Mensch nicht unbedingt notwendig wäre.

Kaum einen Roman, wohl aber eine Chronik der Tatsachen schreibt Käte Kestien mit ihrem Eigenerlebnisbuch „Als die Männer im Graben lagen" (Sozietäts Verlag, Frankfurt a. M.). Sie ist ein schonungsloser Berichterstatter von Dingen, die von jedem noch selbst miterlebt worden sind, die niemand vergessen sollte. Sparsamkeit mit Worten, kühle Aufreihung der täglichen Schmerzen der bittersten vier Kalenderjahre des 20. Jahrhunderts verraten einen schweigsamen Heroismus. Einer Zeit, in der selbstverständlich jeder Deutsche, der kein schiebender Kriegsverbrecher war, mit zusammengebissenen Zähnen, gleichgültig ob Mann, Frau oder Kind hungerte, vermag auch der

sonst alle Erinnerung an Vergangenes vergoldende Rückblick keinen festlichen Glanz zu geben. Die feldgraue Zeit war die eiserne Zeit, in der auch die Frauen nicht weniger als die Männer ihre Kraft, ihre Gesundheit, ja auch ihre Schönheit opferten für die Heimaterde des Vaterlandes. Das Buch der Käte Kestien ist voll ernster Haltung, spricht in der einzig geeigneten Form unglorioser Gefaßtheit von dem soldatischen Leben der deutschen Frau im Weltkriege. Von den Söhnen wird ihr das nicht vergessen werden.

Ganz voll heiterer Unbeschwernis, ein Büchlein, das zum Aufatmen an den Schluß der vielfachen und ungleichmäßigen Erzeugnisse aus der deutschen Romanfabrik gestellt sei, ist Will Vespers groteske Erzählung „Der entfesselte Säugling“ (Langen-Müller, München) geschrieben. Auf dem Meer der Neuerscheinungen schwimmt sie in dem sonst so grauen Gewässer als „schillerndes Fettauge“.

Wilmont Haacke.

Unendliches Gespräch

Von Tristan Bernard ist uns der echt französische Ausspruch überliefert: „Wenn ich allein bin, bin ich müde.“ Man quält einen geistvollen Deutschen nicht gar so sehr, wenn man ihn für einige Zeit in Einzelhaft steckt, der Franzose hingegen kann weit eher zur Verzweiflung getrieben werden, wenn ihm der Lebensquell seines Geistes, das Plaudern und Diskutieren, abgeschnitten wird. Daher auch die viel mehr auf das Oratorische und Gesprächsmäßige abgestellte Form der französischen Literatur. Daher im besonderen drüben die reiche unmittelbare Gesprächsliteratur, der wir bei uns kaum etwas annähernd Gleichwertiges gegenüberzustellen haben. Ein geradezu zauberhaftes Beispiel dafür, was sich ein hochgebildeter Franzose unter solchen guten Gesprächen vorstellt, gibt uns ein kürzlich ins Deutsche übertragenes Werk des französischen Dichters und Diplomaten Paul Claudel „Gedanken und Gespräche“ (Vita Nova Verlag, Luzern, 246 S. 5 RM.), das von Eugen Gürster so vorzüglich übersetzt wurde, daß es zu einem bleibenden deutschen Buche gemacht worden ist.

Eine Gesellschaft von sechs Menschen, vier Männer und zwei Frauen mit Namen, welche in zarter Symbolik ihre verschiedenen Geistesrichtungen andeuten, unterhält sich erst auf der Terrasse eines kleinen Schlosses, dann während einer Stromfahrt in zwei Booten verteilt und schließlich in dritter Situation mitten auf dem Fahrdamm während einer Autopanne. Es erwachsen Gespräche, die dem deutschen Leser nach den ersten Seiten sehr stilisiert vorkommen könnten, bis er vielleicht allmählich dahinter kommt, wie fein sie im Einzelnen schattiert und aus dem Leben übersetzt sind, wenn auch aus einem ins Literarische überhöhten und im Literarischen gleichsam als seiner zweiten Natur webenden Leben. Claudel ist Dichter mit zartestem, fast möchte man sagen ostasiatischem Geschmack und zu gleicher Zeit ein Weltmann, dem das Leben und die Kulturen der Völker durchsichtig geworden sind, so daß er auf Schritt und Tritt an Verborgenes rührt, an das ganze heimliche Getriebe zwischen Amerika und Ostasien, aus dem „die Kathedrale der künftigen Tage“ vielleicht einmal erwachsen soll. „Erfassen Sie die Idee? Die Erde ist noch nicht vollendet! Wir müssen diese große Kugel zwischen unsere Hände nehmen, wie es der Barbier mit dem Kopf eines Kunden macht.“ Aus den Erfahrungen eines reichen Lebens ist die halbe Welt und Kulturgeschichte der Menschheit in diesen Gesprächen verarbeitet, doch ohne alle imperialistische Herrschsucht des Geistes, wie sie in manchen englischen oder deutschen Kulturphilosophien und Dichtwerken oft zu kraß durchbricht. Claudel wurzelt überdies im katholischen Glauben, und er möchte demgemäß die Dinge des Geistes nicht so mit der Kraft wie mit dem sanften Gesetz der Liebe regiert wissen. Daher setzen sich die Gespräche auch in unendlicher Melodie fort, kristallisieren kein Ergebnis, ohne es umwogen zu haben, und kaum, daß es dasteht, auch wieder durch gegensätzliche Perspektiven zu verflüssigen. Dies alles aber nicht aus

skeptischem Non scire, sondern mit der Sicherheit des hinter allem Wort und Begriff schwingenden Lebens im Wesenhaften, in den Urtatsachen der Mensch-Gottbeziehung, des Glaubens, der Liebe, der Ehrfurcht. Man muß das Buch zwei-, drei-, viermal lesen. In der Fülle seiner Einfälle und Andeutungen, seines Erfahrungschatzes, seiner Weisheit und Poesie wächst der Eindruck bei jeder wiederholten Berührung. *I. G.*

Auslanddeutsche Dichtung

Im Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin ist ein Buch von Dr. Wilhelm Schneider erschienen: „Die auslandsdeutsche Dichtung unserer Zeit." Ein stattlicher Band von mehr als 300 Seiten — und ein vortrefflicher Grundriß der auslanddeutschen Dichtung. Es ist keine Geschichte der Einzelentwicklungen, sondern im wesentlichen eine Darstellung des Gegenwartszustands bei den Balten, den Rußlanddeutschen, den Siebenbürgern, Banatern und Deutschamerikanern. Der Verfasser hat eine Fülle von Material zusammengetragen, den Begriff von unserer Zeit auch nicht zu eng genommen, sondern manches Ältere vor allem bei den Balten mit herangezogen, während er es bei den Siebenbürger Sachsen wieder fortließ: da fehlen Namen wie Seraphim, Traugott Teutsch oder der ältere Wittstock. Die Sudetendeutschen hat er bewußt ganz ausgelassen, weil sie in unmittelbarer Berührung mit dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet leben. Er gibt gewissermaßen zu Joseph Nadlers Geschichtsüberblick über die auslanddeutsche Literatur (in seiner großen Literaturgeschichte der deutschen Stämme) den Gegenwartszustand. Das ist um so wertvoller, als der Verfasser eine Fülle von Material zusammengetragen und dankenswert gegenständlich behandelt hat. Er zitiert ausführlich, gibt Proben und läßt so die einzelnen Autoren sich selbst darstellen — neben den Porträts, die er von ihnen entwirft. Er hat sich freigemacht von der gegenüber dem Auslanddeutschen auch unserer Zeit noch nicht immer anwendbaren Qualitätsbegriff der Literatur und zieht, um ein Zeitbild und ein Bild des Lebens zu geben, wo es nötig ist, auch Dinge heran, die innerhalb des geschlossenen Kulturbereichs Dilettantismus wären, im geistigen Leben der Menschen in der Diaspora aber durchaus eine positive kulturelle Rolle spielen können. Er entwirft von einzelnen Gestalten lebendige Porträts — und stellt daneben andere, deren Namen in der bisherigen Betrachtung der Auslanddeutschen Literaturen kaum bekannt waren. Von den Rußlanddeutschen z. B. behandelt er Wahlberg und Samuel Keller ausführlicher, vor allem aber Henry v. Heiseler und Reinhold von Walter — um daneben sehr interessante Proben der heutigen wolgadeutschen Dichtung unter dem Banne des Bolschewismus zu bringen. Sehr reizvoll, wenn auch ein bißchen beschämend der Abschnitt über die Deutschamerikaner, vor allem durch die Proben, die Schneider bringt: das Kapitel Nadlers über die deutsche Literatur der Vereinigten Staaten erfährt hier eine Bereicherung, die zugleich ein Beitrag zur auslanddeutschen Volkspsychologie der Vergangenheit ist. Das Buch ist die erste ausführliche Bearbeitung wesentlicher Kapitel der auslanddeutschen Dichtung: es wäre schön, wenn der Autor zu diesem zweiten Band noch einen ersten, die Geschichte der auslanddeutschen Dichtung, die er hier nur andeutet, schriebe und zugleich die Kapitel, die hier noch fehlen, hinzunähme und ausbaute. Sein Buch ist so wichtig, daß es jeder der sich mit auslanddeutscher Literatur beschäftigt, zur Hand wird nehmen müssen: da darf man der Hoffnung Ausdruck geben, daß das, was man heute noch anderswo suchen gehen muß, bei neuen Auflagen ebenfalls Berücksichtigung finden wird. *F.*

Deutsche Einheit

Name und Inhalt des neuen Buches „Deutsche Einheit, Idee und Wirklichkeit vom Heiligen Reiche bis Königgrätz" von Heinrich Ritter von Srbik (Band I und II. München, F. Bruckmann A.-G., 1935), das uns

ein Meister in Forschung und Darstellung vorlegt, decken eine hohe Zielsetzung unserer Wissenschaft. „Liebe und Schmerz haben", wie das nach ereignisvollen Tagen niedergeschriebene Vorwort im August 1934 betont, das Werden dieses Werkes begleitet; sie adeln die Aufgabe, an einer einzelnen, besonders bedeutsamen Epoche eine gesamtdeutsche Geschichtsbetrachtung zu erproben, „die nicht preußisch, nicht österreichisch, nicht großdeutsch und nicht kleindeutsch, nicht vom Machtgedanken, vom Raummotiv, von der universalen oder nationalstaatlichen Idee allein bestimmt ist." Die „Deutsche Rundschau", in der Hermann Oncken vor einem Jahrzwölft (1924) von der Notwendigkeit sprach, ein Geschichtsbuch zu schaffen, „das tief und umfassend, mit der überzeugenden Kraft des gestaltenden Kunstwerkes, die innersten allgemeinen Probleme der deutschen Geschichte enthüllte und zugleich ihren vollen individuellen Charakter zur Anschauung brächte", Harald Steinacker (1931) in feiner Formulierung die gleichartige geschichtliche Sendung Österreichs und Preußens hervorhob, weist mit besonderer Freude auf diese Neuerscheinung hin.

Vor allem der erste Band, in ihm wieder die ersten Abschnitte über das tausendjährige Reich und über die Lebensform des Deutschen Bundes erscheinen als überaus willkommene Lösung. Mit Nachdruck meldet der Österreicher seine Ansprüche an. Nicht im Gegensatz, sondern zur notwendigen Ergänzung einer allzu engen kleindeutschen Auffassung, die in der Zeit der Reichsgründung und des preußischen Aufstiegs ihre volle nationalpolitische Berechtigung hatte, wiederholt Heinrich von Srbik das von einem Westfalen und Rheinländer, von Aloys Schulte, geprägte Wort, daß für die Anfänge der neueren Jahrhunderte „Österreich-Habsburg für das Reich war, was der Panzer für den weichen Körper der Schildkröte ist". Die ideelle und juristische Bedeutung der Kaiserwürde, die dem ganzen Länderbereich der alten Ostmark deutsche Kraftströme zuführte und als einen edelsten Ring den vielgestalteten, eigener Einheit entbehrenden Herrschaftskomplex Österreich zusammenhielt, kommt in bestem Sinne zur Geltung. Schärferen Widerspruch könnte das Urteil über die Lage Deutschlands im Schicksalsjahr 1740 finden, in dem nach dieser Darstellung nur Österreich das Reich konservieren konnte: „sein norddeutscher Rivale mußte, seinem eigenen staatlichen Lebensgesetze zufolge, das Reich beherrschen oder schwächen oder ganz sterben lassen. Stärker noch als von Österreich aus stand von Preußen aus der Staat gegen das überstaatliche Reich". Die schönen Worte, daß der deutsche Stolz auf den großen Friedrich „keinen sondertümlich preußischen Gehalt außerhalb Preußens" besaß, werden durch die Begeisterung, die Roßbach und Leuthen im Elsaß sowie am katholischen Niederrhein fanden, vollauf bestätigt. „Es war der deutsche Wille und die Tat des geborenen Führers, es war die Männlichkeit und das Heldentum, die Opferwilligkeit für das Vaterland, die Gabe des Bauens, des Erziehens zu einer Staatsidee: darin lag das Bezaubernde, das den Bruch mit dem uralten universalistisch-deutschen Ideal und die unendliche Schädigung des um seinen Raum ringenden südöstlichen Deutschtums so viele übersehen ließ und gerade nichtpreußische Deutsche mit Bewunderung für diesen so unnational gesinnten Helden erfüllte." Mit gleicher Wärme und Teilnahme stellt der Historiker die beiden großen Gegner, Maria Theresia, die Schöpferin einer wirklich österreichischen Staatsgesinnung, und Friedrich II. nebeneinander.

Zwei gleichwertige und gleichberechtigte Großmächte übernehmen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts das Erbe des Heiligen Reiches. Während Friedrich Meinecke in dem nun folgenden Ringen um Weltbürgertum und Nationalstaat, um Einheit und Freiheit die Zergliederung der geistigen Kräfte voranstellte, bei ihrer Beurteilung Deutschland als preußisches Ziel setzte, hebt Srbik die realpolitischen Gegebenheiten und zugleich Österreichs Schicksal hervor. Auf immer breiter werdendem Unterbau stellt der Biograph Metternichs, dessen Gestalt und System zwei volle Menschen-

alter hindurch die abendländische Geschichte beherrschten, die deutsche Einheitsbewegung durchaus in den Rahmen einer wechselvollen Gruppierung europäischen Machtstrebens. Die übliche Anschauung, daß der Habsburgerstaat bereits im Vormärz nicht nur wirtschaftliches, sondern auch geistiges Ausland war, hält vor der Fülle der hier gebotenen Beispiele nicht stand. Auf der anderen Seite werden weder das Eigenleben Preußens, noch die besonderen Belange der westliche Grenzlande (Luxemburg!) genügend gewürdigt. Die ungeheure, heute noch kaum zu bewältigende Schwierigkeit einer wirklich einheitlichen Auffassung unserer jüngeren Vergangenheit bringen solche Einzelheiten auch im negativen Sinne zum Ausbruch.

Um so dankbarer sind gerade „wir im Reich“ für die vielfältigen Anregungen, die uns der Österreicher bietet. In der Beherrschung gewaltig anwachsender Quellen ersteht uns ein neues Bild der Revolution von 1848, in der das Werk der Paulskirche den Mittelpunkt bildet, zugleich aber im Kremsierer Reichstag ein durchaus deutsches Gegenstück erhält. Die Nachfolge übernimmt wiederum für anderthalb Jahrzehnte der Deutsche Bund. Aus der großen Gesamtschau „deutscher Einheit“ wird im zweiten Band des Gesamtwerkes eine glänzend geschriebene Geschichte der deutschen Frage, wie sie der Österreicher als Deutscher und als Historiker sieht. Der Kampf um die Vorherrschaft zwischen den beiden Großmächten, den nicht nur der Geist des großen Friedrich sondern in gleicher Stärke die von Metternich überlieferte Mitteleuropaidee des alten Reiches überschatten, tritt in neue Beleuchtung. „Die Schmach von Olmütz“, die „Reaktionszeit“ von 1850 bis 1859 sowie andere Schlagworte werden sehr erheblich berichtigt. Ein aufrechter, pflichttreuer Führer zeigt den Weg zu einem fernen Ziel. Die Stellung der großen Mächte zum Krimkrieg bietet den Auftakt, der Streit um die Bundeshilfe im österreichisch-italienischen Kriege von 1859 rührt den Gegensatz auf. Als Preußen aus realpolitischen Gründen, deren Stichhaltigkeit durchaus anerkannt wird, die Unterstützung verweigerte, gab es nicht nur die südlichen Außenwerke des Deutschen Bundes preis, sondern nahm auch hochfliegenden Gedankengängen Kaiser Franz Josefs, der in der künftigen, ganz großen Auseinandersetzung mit Frankreich Lothringen und Elsaß dem preußischen Bundesgenossen übereignen wollte, die Kraft. Eine Entscheidung war auch jetzt nicht gefallen. Im Zeichen höchster Spannung entläßt Heinrich von Srbik den Leser. Einen dritten Band, der mit der Erschließung weiterer Unterlagen Vorgeschichte, Erfolg und Bedeutung von Königgrätz behandeln soll und damit die Tragik der kleindeutschen Lösung in ihrer ganzen Größe enthüllt, erwartet bereits eine große Gemeinde. *Paul Wentzcke.*

Für Schopenhauer-Freunde

Die dritte Veröffentlichung der Neuen Deutschen Schopenhauer-Gesellschaft, welche aus dem Verlag dieser Gesellschaft in Ulm zum Preise von 4 RM. bezogen werden kann, wird auch manchen vorgeschrittenen Kenner der Schopenhauerschen Philosophie interessieren. Es handelt sich um einen Band Nachlaßschriften Gustav Friedrich Wagners, der von Frau Maria Groener unter dem Titel „Transcendental-Idealismus“ in vorbildlicher Weise herausgegeben worden ist. Wagner hat sich um Schopenhauer ein unvergängliches Verdienst erworben durch sein großes, mühsam zusammengestelltes „Enzyklopädisches Register zu Schopenhauers Werken“. Er hat aber auch bisweilen zu eigenen kritischen und kommentierenden philosophischen Auslassungen die Feder ergriffen. Von diesen ist nun in dem genannten Bande das Vorzüglichste ausgewählt worden. Kleinere und mittlere Abhandlungen, welche einen Schopenhauer-Kantischen Transzendentalidealismus lehren, u. a. auf interessante Zusammenhänge zwischen Kant und Maupertuis hinweisen, Deussens Verhältnis zu Schopenhauer kritisch vornehmen und dergleichen mehr. Die Arbeiten haben gewiß keinen ursprünglichen philosophischen Wert, bieten

aber dem Schopenhauer-Freunde insbesondere für die Verteidigung des Systems manche gute Gedankenhilfe. *G.*

Bei den Lappen

H. A. Bernatzik legt uns in seinem Buch „Lappland" (Bibliographisches Institut AG., Leipzig) ein wundervoll illustriertes Werk über Lappland vor. Er und seine Frau sind auch zu schwerer erreichbaren Lappenstämmen gereist, sie haben ihr Leben geteilt, ihre Nomadenzüge mitgemacht. Das Buch ist weniger geographisch als völkerkundlich ausgerichtet und hieße vielleicht besser „Bei den Lappen". Der geographisch Interessierte kommt aber durch herrliche Landschaftsbilder auf seine Rechnung, die Lappland in seiner öden und doch ergreifenden Majestät offenbaren. Man kennt Bernatziks hervorragende Lichtbildkunst. Außer Landschaften enthält das Buch auch Bilder von Menschen und Renntieren, die kaum genug zu rühmen sind. Manche dieser bildmäßigen Einsichten wird man vor Bernatziks Reise nach Lappland kaum gehabt haben. Vor allem sind erstaunliche Aufnahmen von Renntieren und reizende Kinderbilder neu gesehen und gewähren daher neuartige Einblicke in die lappländische Welt. Bild und Text sind geschickt zu einer Einheit verschmolzen. In seinem sachlich und sympathisch gehaltenen Textteil erscheint das Buch als eine Mischung von etwa achtwöchigen Reiseerlebnissen in abseitigen Gebieten Lapplands mit den Ergebnissen des Studiums guter schwedischer Arbeiten. Dem Wissenschaftler wird der Text nicht allzuviel Neues sagen, obwohl Bernatziks Beobachtungsgabe sicherlich auch sprachlich einiges früher Unbekannte erschlossen hat. Für alle, die sich ohne großen Zeitaufwand und Fachstudium eine lebendige und doch von ernstem Forschereifer durchdrungene Vorstellung von den Lappen machen wollen, sei dieses Werk wärmstens empfohlen, dessen Inhalt man nicht wieder vergißt. Kritisch anzumerken wäre, daß vielleicht die Unterscheidung der ursprünglichen Elemente in der lappischen Kultur von den schwedischen zuweilen nicht scharf genug vorgenommen wurde. Zum Beispiel ist die Sitte der Lappenfrauen, mehrere Eheringe zu tragen, ursprünglich keine lappische, sondern eine schwedische Sitte. *E. Diesel.*

Die Odyssee Deutsch

Sämtlichen Altphilologen von Geblüt werden sich die Haare sträuben, wenn sie hören, daß ein Sterblicher es gewagt hat, den heiligen Homer nicht etwa zu übersetzen — nein: umzudichten! Das Wort „Umdichtung" ist nun freilich ein etwas grober und auch mißverständlicher Begriff für die Neugestaltung, die Leopold Weber mit seiner „Odyssee Deutsch" unternommen hat (Callwey & Oldenbourg, München, 370 S.). Weber hat seine besonderen dichterischen Fähigkeiten durch seine kraftvolle Erneuerung der Edda und der deutschen Sagenwelt unter Beweis gestellt. Auch hier handelte es sich um eine Art Umdichtung unter Wahrung und freier Benutzung der alten Motive in neuer dichterisch gehobener Sprachform. Wenn dieser Versuch beim poetischen Erbe der germanischen Überlieferung erlaubt und geglückt ist, so darf er, auf die griechische Mythendichtung angewandt, wohl nicht von vornherein als Frevel abgelehnt werden. Wer die Stimme Homers in ihrer ungebrochenen Reinheit vernehmen will, der muß schon zu den Quellen steigen und die Urfassung lesen — wenn er's kann. Bleibt er auf die Übersetzung angewiesen, so empfängt er bereits ein zeitbedingtes Spiegelbild des Urtextes, dessen Formen, Farben und Lichter gewandelt und getrübt sind. Die Lebensspanne von Übersetzungen pflegt begrenzt zu sein. Wandelt sich das Lebensgefühl einer Zeit, und mit ihm Sinn und Form des sprachlichen Ausdrucks, so ändert sich das Verhältnis zu den sprachlichen Denkmälern, zu denen beispielsweise auch die ehrwürdige Homer-Übersetzung des trefflichen alten Johann Heinrich Voß gehört.

Nun handelt es sich bei Weber gar nicht um eine Verbesserung oder Ersetzung der bestehenden Übertragungen, sondern um eine schöpferische Umbildung der Homerischen Gesänge durch Betonung derjenigen Gestalten und Schicksalsmotive, die dem deutschen Empfinden besonders

wesensverwandt sind. Dieses Verwandte hervorzuheben — so erklärt der Verfasser in seinem kurzen Nachwort — „das Abweichende zurücktreten zu lassen und so die Vergangenheit in erneuernder Lebendigkeit mit der Gegenwart zu verbinden, das war meine Absicht bei dieser Arbeit."

Zu solchem Zwecke hat Weber auf eine Wiederholung der Einteilung in die bekannten „Gesänge" verzichtet und den Inhalt in zehn neue Gruppen zusammengefaßt, z. B.: Telemachos; Bei den Völkerfürsten; Die Eltern; Die Irrfahrten; Das Gottesgericht usw. Zum Zweiten hat er längere Gespräche und Schilderungen, die bei Homer eine mehr schmückende als aufbauende Funktion erfüllen, zugunsten des unmittelbaren Geschehens verkürzt oder ganz weggelassen. Zum Dritten löste er den sechsfüßigen Homerischen Vers durch einen kurzen dreiteiligen Daktylus ab, dessen Gefüge gelegentlich durch den Gleichklang des deutschen Stabreims verstärkt wird. Zum Beispiel:

„Sprich, warum zürnst du ihm, Zeus?"
Da wiegte der Walter der Welten
Die Locken, die schimmernden, schüttelnd,
Unwillig im Throne das Haupt,
Daß rauschend die heilige Halle
Ertönte, der himmlische Saal.
„Welche Worte, o Tochter,
Sind deinen Lippen entflohn?"

In dieser rhythmisch verkürzten Form gewinnen die Verszeilen Webers eine eigentümlich beschleunigte und gedrungene Kraft, die der plastischen Anschaulichkeit des szenischen Inhaltes zugute kommt. Seine Sprache verliert darum noch keineswegs den episch getragenen Fluß, nur hat sie eine andere, uns vertrautere Melodie als die breit hinströmenden Hexameter bei Voß, die dem Klange des griechischen Originals gleichsam schrittweise nachgehen. Das bedeutet für Weber einen Verzicht auf die charakteristischen Beiworte von den „hauptumlockten" Achaiern, von Zeus „blauäuiger" Tochter Athene, vom „göttergleichen, leidengeübten, erfindungsreichen" Odysseus usw. Immerhin erheben auch bei Weber die Phäaken zum „hochhindonnernden Gotte" betend die Hände. Im ganzen ist zu sagen, daß die Sprache Webers, indem sie die poetischen Umschreibungen kürzt und die Sätze rundet, verdichteter und faßlicher wirkt.

Der Versuch, der mit dieser Eindeutschung der Odyssee unternommen wurde, ist gewiß kühn, aber er scheint mir geglückt. Man liest die bewegten Abenteuer des unsterblichen Helden mit erneuertem, mit lebendig wachsendem Anteil und erinnert sich dankbar des stolzen Wortes:

Denn die Sonne Homers — siehe, sie lächelt auch uns! *Eugen Kalkschmidt.*

Nationalismus und Ethik

In einer beklemmend trockenen, aber ohne Frage gründlichen Weise hat Walther Pembaur in einer Schrift „Nationalismus und Ethik" (Wilhelm Braumüller, Wien-Leipzig. 180 S. 5,— RM.) ein Kernproblem der Zeit oder doch wenigstens eine unserer beliebtesten Diskussionsfragen abgehandelt. Auf eine salomonische Weise abgehandelt, indem die Menschenseele ungefähr halbiert und die eine Hälfte dem Staate, der Nation, die andere Hälfte dem überstaatlichen Sittengesetz und der Völkergemeinschaft überantwortet wird. Gegen die Rechtmäßigkeit dieser Aufteilung ist nichts zu sagen, ebensowenig wie gegen die sehr streng und exakt einhergehende Gedankenführung des Buches schlechthin. Nur sind solcherlei Auseinandersetzungen ein etwas trockenes Brot, man würgt ein wenig sehr an ihnen beim Lesen, wenn man auch einige recht gute Begriffsklärungen am Schluß sich einverleibt hat. So zum Beispiel die über das Wesen des Volkstums, welches auf eine fast metaphysische Weise als „Seelengemeinschaft" aufgefaßt wird, wodurch dann der Nationalismus Pembaurs ein gezügeltes geistiges Gesicht erhält. Pembaur, dem Juristen, fehlt für die Behandlung dieser Probleme nur zu sehr das eigentlich schriftstellerische Talent, ohne das diese Fragen, die doch aus dem erhitztesten Leben herstammen, im Nachdenken allzuleicht bis zur Unansehnlichkeit verknöchern.

G.

Das Nachkriegswien in Hexametern

Welch ein erschreckendes Wagnis, die Leiden des bürgerlichen Wien der Nachkriegszeit in 546 Seiten voller Hexameter (das Buch nennt sich „Roman“) zu schildern! Das tut Erich August Mayer in seinem Buch „Paulusmarkt 17“ (Carl Fromme, Wien). Aber schon die in Wahrheit dichterischen ersten Seiten ziehen jeden, der gegen die Form nicht voreingenommen ist, ins Buch hinein, und man wird weiter fortgezogen. Das Buch ist eine bedeutsame, zum Teil sogar eine große Leistung. Es fesselt von Anfang bis Ende, man nimmt Anteil an den Wiener Gestalten und ihren Schicksalen, die man nicht wieder vergißt. Und daß die Schilderung dieses bürgerlichen Daseins so stark wirkt, ist eben doch der strengen Form zu verdanken. Wenn man das Buch gelesen hat, so meint man Wien und sein Volkstum zu kennen. Man weiß, wie es in seinen Häusern zugeht und fühlt, was diese Stadt durchgemacht hat. Man spürt Haltung, Größe, Seele.

Freilich gibt es bedenkliche Partien. Der Hexameter eignet sich nicht für Alles. Nicht, daß er komisch wirkte, aber die Wiener Seele des Autors ist zuweilen stärker als die Form, der er sich im allgemeinen mit Erfolg unterwirft. Nicht selten wird dann ein Widerspruch zwischen der großen Form und dem seelisch weichen Inhalt spürbar. Wenn die breite epische Entfaltung zu langen Abschnitten von Hexametern zu neuen Expositionen zwingt, dann erscheint diese Form als Hemmnis, ja als Last. Aber das darf nicht hindern, die Größe und Schönheit der gesamten Dichtung anzuerkennen, die ihren Sinn hat und ihre Aufgabe erfüllt. Sie wird zu unserem seelischen Besitz. *D.*

Von Platon bis Keller

Unter dem Titel „Platons Vaterländische Reden“ hat Kurt Hildebrandt eine Übertragung der Apologie, des Kriton und des Menexenos erscheinen lassen (Leipzig, Felix Meiner. 244 Seiten. 4.50 RM.). Wir kennen Hildebrandt schon als musterhaften Platonübersetzer aus seiner Übertragung des Gastmahls, die jetzt vorgelegten Übersetzungen stehen auf der gleichen Höhe. In einer eindringlichen und beredten Art würdigt Hildebrandt in seiner großen Einleitung den Gegenwartswert dieser Schriften und rückt mit Geschick Platon aus der Sphäre des Philosophen in die des Staatsmannes.

Dem „Ahnenbild und Familiengeschichte bei Römern und Griechen“ geht Erich Bethe in einer eingehenden Untersuchung nach (München, C. H. Beck. 121 Seiten, 7 Abbildungen. 3.80 RM.). Bethe untersucht die geschichtlichen Anfänge der Ahnenehrung und Familienforschung und stellt geistes- und kulturgeschichtlich gleich interessant die verschiedenen Auffassungen, die sich fast ausschließen, bei den Griechen und Römern einander gegenüber, auf der einen Seite eine rein idealistische, auf der andern eine nüchtern reale Auffassung. Aus seiner gesicherten Bildung heraus ergeben sich für den Verfasser neue Zusammenhänge auch für die Geschichtsschreibung und die Kunstgeschichte. Die Abhandlung Bethes kann zu einer Vertiefung des sittlichen Gehalts der Ahnenforschung beitragen, da sie auf die letzte und schließlich einzig berechtigte Grundlage eines Ahnenkults hinweist, nämlich auf die Sehnsucht, durch das Festhalten der Ahnen in geeigneter Form die Kräfte ihres Geistes und ihrer Seele, ihre Taten und ihre Leistungen als Stärke verleihenden Besitz der Sippe zu erhalten. Die griechischen und römischen Grabreliefs vermögen für den, der sehen kann, die gewiesenen Zusammenhänge zu vertiefen und zu erhärten.

Der Literarhistoriker Johannes Alt läßt eine aufschlußreiche Untersuchung erscheinen „Grimmelshausen und der Simplicissimus“ (München, C. H. Beck. 107 Seiten). Auf Grund eingehenden Studiums kommt Alt zu Ergebnissen, die den bisherigen Stand der Grimmelshausenforschung weiterbringen. Er klärt die Frage sowohl der Chrono-

logie von Grimmelshausens Leben wie die Entstehungsgeschichte seines großen Werkes, das immer eins der wesenhaftesten der deutschen Dichtung bleiben wird, weil Grimmelshausen ohne die Schranken der Bildung zum Gesamtvolk in einer Sprache zu sprechen verstand, die dessen eigene war, von Dingen, die das ganze Volk angingen. Alt hat die endgültige Fassung mit den ersten Versuchen verglichen und gibt im letzten Abschnitt „Selbstbiographie und Typenaufbau" wesentlich neue Aufschlüsse. Das Buch ist ein schönes Zeichen deutschen Gelehrtenfleißes und der Fähigkeit, gewonnene Erkenntnisse aus der philologischen Kleinarbeit in die großen geistesgeschichtlichen Zusammenhänge einzuordnen. Aber es ist noch mehr: Johannes Alt, der das Kriegserlebnis tiefinnerlich bis zur Klärung der großen Ruhe durchlitt, hat an dem Stoff dieser Kriegsdichtung das Ewige des großen Erlebnisses lebendig zu machen verstanden.

Eine der entzückendsten Gaben liegt in neuer verbesserter Auflage vor „Johann Sebastian Bachs Notenbüchlein für Anna Magdalena Bach" (München, Georg D. W. Callwey. 3.80 RM.). Professor Arnold Schering hat diese unsterbliche Gabe auf das gründlichste überarbeitet und verbessert in achter Auflage, die wieder in dem hübschen Faksimile-Einband des Originals erschienen ist. Das Notenbüchlein, das bekanntlich aus dem Jahre 1725 stammt, ist ein Musterbeispiel wahrhaft musikalischer Pädagogik. Bach hat es seiner zweiten Frau gewidmet, und die Liebe, die ihn zu dieser Gabe bewog, teilt sich auch dem Leser und Betrachter dieser Neuausgabe, die dem Original weitest möglich angeglichen ist, mit. Es ist eine Sammlung von kleinen feinen Stücken als Grundlage zum Vortrag bei besonderen Familiengedenktagen und bei geselligen Feiern. So findet sich hier Musik der mannigfachsten Art vereinigt: Bedeutendes und liebenswürdige Bagatellen, Ernstes und Heiteres in Chorälen, Präludien, Menuetten, Suiten und Liedern. Schering hat die von früheren Herausgebern willkürlich eingesetzten Vortragszeichen mit Recht weggelassen und die Generalbaßaussetzung erneuert, auch Fehler in der Anordnung und der Wiedergabe der einzelnen Stücke beseitigt. In den gründlichen Erläuterungen steckt ein Stück musterhafter musikgeschichtlicher Kleinarbeit. Hier hat jeder eine wunderhübsche Gelegenheit, seinen musikalischen Freunden eine Herzensfreude zu machen.

Das „Jahrbuch der Goethegesellschaft", herausgegeben von Max Hecker (Weimar, Verlag der Goethegesellschaft) ist auch im 21. Bande treuer Dienst am Wort und Werk Goethes. Es beginnt mit dem meisterhaften Vortrage von Julius Petersen „Goetheverehrung in fünf Jahrzehnten", den er zum fünfzigjährigen Bestehen der Goethegesellschaft im August vergangenen Jahres hielt. Eine schöne Ergänzung zu ihm ist Max Heckers Beitrag „Goetheverehrung zur Goethezeit". Heinrich Spieß gibt neue Untersuchungen und Ergebnisse zur Entstehungsgeschichte des „Urfaust" und des „Fragments", Adolf Müller unbekannte Briefe von den beiden Herders an ihre Darmstädter Verwandten, Paul Herre einen Aufsatz „Goethe und Friedrich der Große". Zwei um die Goetheforschung und um die Goethegesellschaft hochverdienten Männern, Max Friedlaender und Flodoard von Biedermann, haben Georg Schünemann und Julius Petersen Gedenkworte geschrieben. — Ebenso wie das Jahrbuch verdient der 48. Band der „Schriften der Goethegesellschaft", herausgegeben von Julius Petersen und Hans Wahl, Anerkennung: „Das Haus am Frauenplan seit Goethes Tod", in dem Werner Deetjen Dokumente und Stimmen von Besuchern gesammelt und eingeleitet hat, grade recht zu dem Tage, an dem das Heiligtum in seiner neuen Form die Pforten wieder geöffnet hat. Wir können auch diesen Anlaß nicht vorübergehen lassen, ohne die ernste Mahnung an alle geistigen deutschen Menschen: Tretet der Goethegesellschaft bei und unterstützt sie in jeder Weise, denn hier ist eine unversiegbare und unerschöpfliche Quelle deutscher Erneuerung und deutscher Besinnung, deren möglichst reichliches

Strudeln zu fördern Pflicht jedes verantwortungsbewußten geistigen Menschen ist! Die Anmeldung erfolgt bei dem Vorstand der Goethegesellschaft in Weimar, der geringe Jahresbeitrag beträgt RM. 10.—, für die man die Gaben der Goethegesellschaft und das gute Gewissen erfüllter Pflicht an Goethe erhält.

In den „Veröffentlichungen des schwäbischen Schillervereins" ist als 15. Band erschienen „Das Schiller-Nationalmuseum in Marbach" mit 8 Ansichten und 65 Bildnissen und Handschriften (Stuttgart, J. G. Cotta). Diese wertvolle Gabe mit vielen zum mindesten der weiteren Öffentlichkeit unbekannten Bildnissen gab in gewohnter zuverlässiger Arbeit Otto Güntter heraus.

In „Kröners Taschenausgabe" sind 2 neue Bände erschienen, von denen besonders der eine eine wirkliche Lücke ausfüllt: Thomas Carlyle „Heldentum und Macht". Michael Freund gibt mit einer eindringenden und klugen Einleitung, die das Wesen Carlyles bis in seine letzte Bedeutung erfaßt, eine Auswahl aus seinen Schriften (Leipzig, A. Kröner. 396 Seiten. 3.75 RM.). Die geschickt gewählten Auszüge aus dem Werke dieses einzigen Mannes, der immer noch eine moralische Kraft in Europa ist oder doch sein sollte, sind genommen aus „Vergangenheit und Gegenwart", aus „Heldentum und Heldenverehrung", aus „Latter Day Pamphlets" aus „Shooting Niagara: and After". Die unentbehrliche Arbeit „Der Chartismus" ist vollständig bis auf den Abschnitt „Statistik" aufgenommen. Im ersten Abschnitt, genannt „Die Anfänge", wird das Grundmotiv des Carlyleschen Denkens gegeben. Eine Auswahl und ein Unternehmen, dem wir ohne Vorbehalt zustimmen können. Von vorliegenden Übersetzungen benutzte und überarbeitete Michael Freund die deutschen Ausgaben von 1859 in den Verlagen Vandenhoeck und Ruprecht und Otto Wigand. Für die Auszüge aus „Heldentum und Heldenverehrung" wurde die Übersetzung von Carlyles Freund Neuberg überarbeitet. Die Gegenwartnähe dieser Veröffentlichung ist stellenweise fast erschreckend. — In dem weiteren Bande gab unter dem Titel „Ewiges Deutschland" Will Erich Peuckert das Werk der Brüder Grimm im Grundriß (Ebenda. 4 RM. 462 Seiten). Peuckert hat mit feinem Verständnis aus dem Werk der beiden Brüder ausgewählt und es feinsinnig und mit Temperament dem Verständnis auch weiterer Kreise erschlossen, so daß durch das lebendige Bändchen eine würdige Ehrung der beiden Jubilare zustande gekommen ist.

Adalbert Stifters „Die Narrenburg" ist erstmalig 1843 in dem Pester Almanach „Iris" erschienen, alle späteren Ausgaben bringen eine stark überarbeitete Neufassung. Es ist zweifellos für alle Glieder der Stifter-Gemeinde eine willkommene und wertvolle Bereicherung, nun die erste und ursprüngliche, sehr lebendige, Fassung die gegenüber den anderen Ausgaben wesentliche Vorzüge aufweist, zu besitzen. „Die Narrenburg" ist erschienen in der „Volksdeutschen Reihe" des Verlages Adam Kraft, Karlsbad-Drachowitz. (—.90 RM.)

Von Otto Ludwigs Briefen ist jetzt, herausgegeben von Kurt Vogtherr im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs, der 1. Band erschienen. (Weimar, Hermann Böhlau. 290 Seiten.) Er umfaßt die Briefe aus den Jahren 1834 bis 1846. Hier wird endlich eine Pflicht erfüllt, die wohl zum Teil aus den ungünstigen Zeitumständen von den großen Ausgaben der Werke Otto Ludwigs vernachlässigt worden ist, denn auch die Ausgabe von Adolf Stern und Erich Schmidt bringt nicht mehr als einige dreißig Briefe. Dabei ist grade bei einem Menschen von der Art Otto Ludwigs die intime Kenntnis seines inneren Lebens, wie sie sich in der notwendigen Ursprünglichkeit nur in seinen Briefen erschließt, schlechthin unentbehrlich. Denn grade seine Briefe sind Selbstbekenntnisse zum Teil von erschütternder Aufschlußkraft. Die Arbeit, die hier geleistet ist, war schwierig. Denn von den wahrscheinlich mehr als vierhundert erhaltenen Briefen sind noch über einhundertsiebzig mindestens in Privathand verstreut. Die Gegenbriefe sind in dieser Ausgabe vorläufig

fortgeblieben, aber das, was seine eigenen Briefe bringen, ist so unerhört lebendig und neu, daß sie einstweilen weiter entbehrlich erscheinen. Otto Ludwig wollte keine kunstvollen Briefe schreiben, sie sind im Gegenteil ungeschminkt und ohne jede Überarbeitung, wie sie grade seinem Herzen entsprangen, da dieser Fanatiker der Wahrheit schon das gelegentliche Überdenken eines geschriebenen Briefes für einen Weg zur Lüge hielt. Er hat sich wirklich die Seele frei geschrieben, und seine Briefe sind getreueste Wirklichkeitsaufnahmen des seelischen Zustands im Augenblick der Niederschrift. Sie bilden neben den Tagebuchblättern für diesen einsamen Menschen die Möglichkeit, Brücken aus seiner Einsamkeit heraus zu schlagen. In den Briefen des 1. Bandes äußert sich der damals noch unbekannte Dichter Otto Ludwig, der durch sie die ihm damals so notwendige eigene Bestätigung durch Braut und Freund suchte. Die weiter vorgesehenen Bände werden in chronologischer Reihenfolge die datierten und undatierten Briefe, Briefkonzepte und Nachrichten über Briefe bringen, deren Existenz einmal erwiesen, deren Originale aber unauffindbar geworden sind; fortbleiben nur Billetts mit unwesentlichen Mitteilungen. Die Ausgabe in ihrer Gänze wird, nach dem vorliegenden 1. Bande zu urteilen, die bisher fehlende Seelengeschichte Otto Ludwigs geben. Die Arbeit des Herausgebers genügt allen wissenschaftlichen Anforderungen, auch in den Anmerkungen und im Apparat.

Eine „Gottfried-Keller-Bibliographie 1844—1934" gibt Charles C. Zippermann heraus (Zürich, Rascher und Cie. 3.60 RM.). William Guild Howard, Professor an der Harvard University, schrieb ein Geleitwort, Professor Bayard Q. Morgan eine englische Einführung. Hier wird eine notwendige und willkommene Ergänzung zu Jakob Bächtholds Bibliographie gegeben, die nur bis zum Jahre 1897 führt. Auch diese Bibliographie bestätigt wieder, wie unlöslich Gottfried Keller mit der „Deutschen Rundschau" verbunden ist.

D. R.

Wanderungen

Zwei ganz verschiedene Temperamente legen von vollendeten Wanderungen Zeugnis ab: Wilhelm Hausenstein, „Wanderungen auf den Spuren der Zeiten" und Kasimir Edschmid, „Italien, Lorbeer, Leid und Ruhm" (Frankfurt, Societätsverlag, 6,80 RM.). Folgt man dem feinen, abgeklärten und bildungsgesättigten Hausenstein gern auf seinen besinnlichen Wanderungen, die aus Einzeldarstellungen in minutiöser Mosaikarbeit eine ästhetisch-historische Geographie Deutschlands ergeben als einem Führer in feinste und letzte Zusammenhänge des Wesens einer Kultur und läßt sich von ihm aus dem Schaubaren an das Wesen herantragen, so versagt man auch dem ganz anders gearteten Edschmid trotz gelegentlichem Widerstreben nicht die Begleitung. Es ist ein lebendiges Buch mit den Vorzügen des Edschmidschen Impetus und der Einschränkung seiner Grenzen. Man sieht Italien in Einzelheiten manchmal wie unter der Zeitlupe, die auch in der Landschaft und hinter dem Bauwerk plötzlich das Gesicht großer Persönlichkeiten erscheinen läßt. Die Einheit ist hier durch das persönliche Temperament gegeben wie bei Hausenstein durch die geistig-kulturelle Persönlichkeit des Verfassers. Beide Bücher sind reichlich mit gut ausgewählten und gut wiedergegebenen Bildern geschmückt. *P.*

Der kleine Held

Dieser Roman von Walter von Molo behandelt keine großen historischen Probleme oder Schicksale (Holle & Cie., Berlin). Er führt in die in den achtziger und neunziger Jahren heranwachsende deutsche Jugend, in die Welt des jungen Molo. Was dem Buch an geschichtlicher Größe abgeht (die ja nicht das Thema ist), wird ausgewogen durch die Plastik und Wärme des unmittelbar Erlebten. Trotzdem ist das Buch keineswegs individualistisch, es sucht nicht das besondere Schicksal des Verfassers zu verewigen, sondern es ist typisch für die Jugend einer bestimmten Schicht eines bestimmten

Zeitalters, das sich im bürgerlichen Alltag einer reichsdeutschen, in Wien lebenden Familie spiegelt. Ihr Familienoberhaupt hat sich wie Hunderttausende anderer Väter mit den auch damals nicht geringen Sorgen und Plackereien herumzuschlagen, und die Kinder leben dabei ihr kindliches Dasein mit allem, was dazugehört, mit Karl May, den Briefmarken, den Fahrrädern, den Tanzstunden, der Überschätzung der Schriftstellerei, den ersten Autos. Man erkennt, daß diese Zeit vor dem Krieg einen Stil hatte, wie das Rokoko oder Biedermeier, und daß der Stil heute ein anderer ist. Gerührt erkennen wir unsere eigene Jugend wieder mit ihrer Schönheit und Tragik, die schließlich im Weltkriege gipfelte. Es hat etwas Ergreifendes, wie das alles (mit reifer schriftstellerischer Technik) vorgetragen ist: sehr einfach, sehr anspruchslos, aber farbig, das Zeitalter beleuchtend, überall fesselnd, oft erheiternd. Wie die Familie in die Alpen zum Sommeraufenthalt reist, wie sich die Jungens verlieben, Heu machen, das erstemal ein Hochrad sehen; wie man wieder in das Mietshaus zurückkehrt, der Arzt ins Haus kommt, man zum Tanze geht – in dem allen ist die Kultur des damaligen Bürgers festgehalten.

Vielleicht hat Molo gemeint, daß auch größere geschichtliche und soziale Züge des Zeitalters deutlicher hervortreten würden, als es tatsächlich geschehen ist. Aber Konstruktionen oder Ideologien sind glücklicherweise vermieden worden. Die letzten Partien des Buches, die sich dann doch um größere geschichtliche Entwicklung bemühen, sind etwas gezwungen zum Abschluß gebracht und weniger geglückt, als die im besten Sinne naiven, ja erschütternden Schilderungen des Familienschicksales. *E. D.*

Leben für Berge und Tiere

Zu einer Gedächtnisgabe für den im September 1932 in der Civettawand durch Wettersturz erfrorenen Leo Maduschka, der einer der stärksten und verheißungsvollsten jungen Kämpfer des deutschen Alpinismus war, haben sich einige seiner Freunde zusammengetan und ihm ein Denkmal, herausgegeben von Walter Schmidkunz, gesetzt: „Junger Mensch im Gebirg" (München, Gesellschaft alpiner Bücherfreunde. – Mit 48 Bildtafeln. 6 RM.). Der Herausgeber, Georg von Krauß und Martin Pfeffer sprechen in warmem Gedenken von dem verlorenen Freunde. Der Hauptteil des Buches besteht aus Arbeiten des Verstorbenen: Aufsätze, Gedichte und Tagebuchblätter. Maduschka war den Bergen schon in früher Jugend verfallen, er doktorierte über „das Problem der Einsamkeit in der deutschen Literatur" und lieferte klassisch zu nennende Beiträge zur Kunst der Bergüberwindung. Das Buch ist ein Dokument eines trotz seiner Jugend Vollendeten, da er in einer schönen Besessenheit nicht anders konnte, als sein Leben wirklich den Bergen zu widmen. Aber wen die Berge lieben, den behalten sie, und so deutet auch dieses Leben in tiefer Symbolik die Notwendigkeit des eigenen Opfers für eine große Aufgabe.

Gleichfalls schon als junger Mensch sah Johannes Gebbing früh schon seine Lebensaufgabe darin, sich und sein Leben aus innerster Berufung den Tieren zu weihen. Gebbing ist ein Tiergartenleiter von internationalem Ruf, und so erhält sein Buch „Ein Leben für Tiere" (Leipzig, Bibliographisches Institut. Mit 79 Bildern auf Kunstdrucktafeln) auch weit über den Reiz des persönlich Geschilderten und Erlebten grundsätzliche Bedeutung. Denn in dem Schlußabschnitt „Betrachtungen und Ausblicke" sind Anregungen enthalten, die es verdienen, auf das Ernsthafteste erörtert und geprüft zu werden. Gebbing hat in Leipzig ein wahrhaft künstlerisches Freigehege, den wahren Lebensgesetzen der Tiere entsprechend, geschaffen, und der Ruf seiner Löwenzucht geht weit über Deutschlands Grenzen hinaus. Ein liebender und scharfer Beobachter zeigt, wie man die Entwicklung einer eigenen Persönlichkeit beim Tier fördern und dadurch den schönsten Lohn des Vertrauens ernten kann. Seine Erlebnisse auf den Fahrten zum Tierfang werden bunt und fesselnd erzählt. Das Buch spricht jeden Tierfreund unmittelbar an, die Bilder

sind außerordentlich lebendig, gut aufgenommen und hervorragend wiedergegeben; es bleibt zu hoffen, daß auch die ernsten und grundlegenden Betrachtungen dieses großen Kenners ihr gebührendes Echo findet. *P.*

Politik und Geschichte

Zwei Bücher verdienen hervorgehoben zu werden wegen der Möglichkeiten, durch sie zum Verständnis der großen weltpolitischen Zusammenhänge zu gelangen: Richard v. Kühlmann, „Entwicklung der Großmächte vom Sturz Napoleons bis zur Gegenwart" (122 Seiten, 4,80 RM.), und General a. D. N. Golowin, „Die Weltmacht Großbritannien" (152 Seiten mit 14 Kartenskizzen. 6 RM. Beide Karl Siegismund, Berlin). Der frühere Staatssekretär v. Kühlmann hat in einer Vortragsreihe an einer amerikanischen Universität über das Thema seines Buches gesprochen; die Vorträge über ein ihm aus seiner amtlichen Tätigkeit dringend nahe gebrachtes Geschichtsgebiet haben sich jetzt zu diesem wichtigen Buche ausgeweitet. v. Kühlmann beweist hier, daß er nicht nur die diplomatische, sondern auch die politische und geschichtliche Wirklichkeit der Weltmächte mit offenen Sinnen studiert und zu erkennen sich bemüht hat. Im ersten Teil untersucht er Meere und Ozeane als Zentren von Kulturepochen, behandelt die neuesten Entwicklungen im Mittelmeer, die politischen Folgen des Anwachsens der Massen und des Maschinenzeitalters. Neben einer Betrachtung über den Völkerbund untersucht er die Rohstoffe als Faktoren der Weltgeltung und die Bedeutung der Wehrmachtfaktoren der einzelnen Länder. Im zweiten Teil wird dann in Einzelaufsätzen die Entwicklung der verschiedenen Großmächte bis in die Gegenwart verfolgt. Auch Kühlmanns Buch kann in seiner nüchternen und klaren Sachlichkeit, die ihm die festen Grundlagen zu einer Urteilsbildung geben, wesentlich mit dazu helfen, die kleineuropäische Einstellung zu überwinden, um Europa fähig zu machen, den unausweichbaren großen Auseinandersetzungen, als eine gewisse Einheit zur eigenen Rettung, entgegenzutreten.

Ebenso eindringlich auf die großen Zusammenhänge weist das Buch des früheren russischen Generals Golowin, das N. Freiherr v. Campenhausen aus dem Russischen übertrug und einleitete. Generalleutnant a. D. von Cochenhausen schrieb ein Vorwort. Golowin war schon vor dem Kriege mit wichtigen militärischen Büchern hervorgetreten, in denen er eigene Ideen entwickelte. Sein im Jahre 1912 erschienenes Buch „Die Lehre von der Taktik" hat stark gewirkt. Heute lehrt er an der Pariser Militärakademie. Im Kriege war er zuletzt Chef des Stabes im Oberkommando. Er focht dann bis zum bitteren Ende an der Seite Koltschaks. Als Soldat legt er in seiner von 14 Kartenskizzen unterstützten Untersuchung den wehrgeopolitischen Gedanken zugrunde, der — von manchen erkannt, von anderen wiederum nicht klar gesehen — doch die gesamte Politik Großbritanniens beherrscht. Es sind geistvolle und kühne Betrachtungen eines selbständigen Kopfes, die — wenn sie vielleicht auch nicht in allem das Ziel der englischen Politik von heute zutreffend schildern und in manchem überholt sind — so doch der englischen Politik Wege weisen können, die sie über kurz oder lang zu ihrer eigentlichen großen Aufgabe aus der Erkenntnis ihrer wehrgeopolitischen Situation hinführen werden. Es ist eine große Konzeption, die in den Schlußfolgerungen seiner Untersuchung sich ergibt: die Schaffung eines neuen Völkerbundes rund um den Indischen Ozean, den England nach Golowin zu einem britischen Binnenmeer gemacht hat, selbstverständlich unter kultureller, politischer, wirtschaftlicher und strategischer Oberhoheit Englands. Es ist möglich, daß die Verwirklichung eines solchen gewaltigen Planes die Grundlage und eine Stufe zum Weltfrieden bilden kann, dem man sich freilich wohl oder übel als „Pax Britannica" wird vorstellen müssen.

Gleichfalls in die großen Zusammenhänge und in die Hintergründe der großen Politik führt die Schrift von Johannes Stoye: „Ölmacht—Weltmacht" (Leipzig, B. G. Teubner.

6 Karten, 60 Seiten, 1,20 RM.). Der Plan dieses Buches darf der Zustimmung sicher sein, die verfolgte Absicht ist erreicht. Stoye gibt in leichtfaßlicher Form eine zuverlässige Übersicht über die räumlichen Grundlagen der Erdölkämpfe. Ausgehend von der aktuellen Fragestellung „Erdöl und Abessinien", schildert er die Verwendungsmöglichkeiten dieses wichtigen und so zu furchtbarer Bedeutung gelangten Rohstoffes in Verbindung mit technischen Grundfragen. Es folgt eine genaue Übersicht über die Verteilung der Erdölvorkommen über die Erde, dann werden die großen und entscheidenden Akteure im Erdölkampfe benannt und die Schauplätze, auf denen die Kämpfe offen und heimlich toben. Außerordentlich lehrreich ist die Übersicht in Zahlen über die Haupterdölproduzenten der Erde in Verbindung mit der Zunahme der Automobilerzeugung und der Autos im Gebrauch.

Zur russischen Geschichte sind zwei wichtige Beiträge neu erschienen: Ernst Schüle, „Rußland und Frankreich vom Ausgang des Krimkrieges bis zum italienischen Krieg 1856—1859" (Band 19 der Osteuropäischen Forschungen. 6,50 RM.), und Friedrich Steinmann und Elias Hurwicz, „Konstantin Petrowitsch Pobjedonoszew, der Staatsmann der Reaktion unter Alexander III." (11. Band der Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte. 6,80 RM. Beide Ost-Europa-Verlag, Königsberg). Schüles Buch, eine historische Untersuchung, hat durch die jetzt erfolgte Ratifizierung des französisch-russischen Militärbündnisses eine besondere Aktualität bekommen. Der Verfasser konnte aus ganz neuem Material schöpfen: den Akten des französischen Außenministeriums. Seine historische Untersuchung ist deshalb besonders wichtig, weil sie psychologische Erkenntnisse vermittelt für die Grundlage jeder französisch-russischen Bündnispolitik und neue Aufschlüsse gibt über die von Napoleon III. verfolgte Außenpolitik, die in den behandelten Jahren ganz eindeutig auf die Vernichtung der österreich-ungarischen Doppelmonarchie hinauslief. Das Studium solcher diplomatischen Dokumente ist durchaus nicht nur eine Angelegenheit historischer Forschung, sondern diese Methoden, Politik zu machen, haben sich im Grunde bis heute nicht geändert. — Die Zusammenarbeit von Steinmann und Hurwicz gliedert sich so, daß Steinmann eine biographische Skizze von Pobjedonoszews Leben und Wirken, Hurwicz eine Auswahl aus seinem Archiv in deutscher Übersetzung mit Erläuterungen gibt. Auch bei diesen beiden Autoren kommt der Staatsmann der russischen Reaktion nicht gut weg. Das dem Bande vorgesetzte Bild zeigt wirklich nicht den Kopf eines finsteren Reaktionärs, sondern erinnert vielmehr an Bilder klarer und verantwortungsbewußter führender evangelischer Geistlicher. Steinmann gründet sein Urteil in erster Linie darauf, daß P. kein schöpferischer Geist und nicht zu positivem Aufbau fähig gewesen wäre. Aber auch das beigebrachte Archivmaterial überzeugt nicht, daß man unter dem Aspekt des heutigen Rußland sein politisches Wirken nicht ähnlich positiv bewerten müßte, wie die europäische Entwicklung die „reaktionäre" Politik von Klemens Metternich in ganz neue Beleuchtung gerückt hat.

Das kluge und reife Buch des italienischen Historikers Cesare Giardini: „Don Carlos", ist bei Georg D. W. Callwey, München, erschienen (16 zeitgenössische Bilder. 260 Seiten, 6,80 RM.). Mit überlegener Quellenkenntnis und tief eindringendem psychologischem Verständnis wird hier wohl das endgültige Bild des unglücklichen spanischen Infanten gezeichnet, dessen vermeinte Tragik immer wieder Dichter und Künstler aller Zeiten angezogen hat. Vom Schillerschen Don Carlos bleibt im Lichte der historischen Forschung freilich nichts mehr übrig. Der geschichtliche Don Carlos war ein schwer belasteter, sich selbst und andern zum Unheil lebender armer Mensch, der seinen Vater — bei allen Hemmungen seiner Persönlichkeit, doch ein bedeutender spanischer König — selber durch die Ausbrüche und Planungen seines kranken Geistes zwang, ihn zum Wohle des Volkes und der Dynastie gefangen zu setzen und abzusondern. Giardini gibt in

großen Abschnitten: Johanna die Wahnsinnige — Philipp — Kindheit — Das Geheimnis — Die Niederlande — Das Schweigen — die Erklärung, wie aus schwerster Erbmasse diese Unglückserscheinung entstehen mußte und wie der Vater-Sohn-Konflikt gar nicht anders gelöst werden konnte, als er von König Philipp gelöst wurde. Giardini ist nicht nur ein gewissenhafter Historiker, sondern auch ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens und seiner Gebrechlichkeit und versteht darüber hinaus in einer Form zu schreiben, die jeden Leser fesseln muß. Ein wissenschaftlicher Apparat mit Anmerkungen, Bibliographie, Zeittafel und Stammtafel der spanischen Habsburger ist beigegeben.

Arthur Weigall, früherer Generaldirektor des Britischen Museums, gibt auf Grund seiner eingehenden kulturhistorischen und historischen Kenntnis ein Bild von Nero, Kaiser von Rom (Höger, Wien 1936. 7,50 RM.). Der Vorzug dieses Buches liegt in der außerordentlich lebendigen Schilderung des Roms zu Neros Zeiten. Viele Bilder beleben den mit eindringlicher Psychologie geschriebenen Text. Und doch setzt man hinter das Buch ein Fragezeichen. Denn Weigalls Versuch, eine Art Ehrenrettung Neros vorzunehmen, überzeugt nicht ganz. Beim Abwiegen der Urteile der alten Historiker, trotz mancher berechtigter Kritik, die an der Befangenheit einzelner Berichterstatter geübt wird, hebt sich doch die Schale, in der das Bild des verurteilten Nero liegt. Es bleibt trotz zugegebener gehässiger Vorurteile so viel an Grauenhaftem, daß der Verteidiger Neros mit seinem Plädoyer nicht durchdringen kann.

Unsere Leser haben erst jüngst den wahrhaft konservativen Menschen F. A. Ludwig von der Marwitz in der „Lebendigen Vergangenheit" kennengelernt. Die dort wiedergegebenen Auszüge waren dem Buch entnommen „Preußischer Adel", von dem jetzt unter dem Titel „Preußens Verfall und Aufstieg 1790—1820" das 3.—5. Tausend erschienen ist (Breslau, W. G. Korn. 5,50 RM). Dieser unentbehrliche Beitrag zur preußischen Geschichte und zum Wesen wahrhaft konservativen Denkens ist bekanntlich von Dr. Friedrich Schinkel herausgegeben und mit ganz besonderem Verständnis eigeleitet worden. Das Buch bedarf keiner weiteren Empfehlung, denn es wirkt durch seinen Eigengehalt völlig überzeugend, wie nur je eine echte Biographie wirken kann. Neben der Lebensbeschreibung sind politische Aufsätze und Denkschriften aufgenommen.

Von einem in anderer Beziehung ebenso unentbehrlichen und wichtigen Buch ist im gleichen Verlage eine zweite überarbeitete Auflage erschienen: Jacob Anton Friedrich Logan-Logejus, „Meine Erlebnisse als Reiteroffizier unter dem großen König". Wer wissen will, wie die fritzischen Offiziere wirklich dachten, der greife zu diesem Buch, einem wahrhaften Dokument rein preußischen Soldatengeistes. Geringfügige Fehler der ersten Auflage sind berichtigt, der Vater in seiner militärischen Laufbahn festgestellt. Neben überwältigenden Schilderungen des großen Königs und seiner Generale Zieten und Seydlitz enthalten die Aufzeichnungen Abschnitte, in denen sowohl ein tiefes und echtes Gefühl, dessen sich ein richtiger Reiteroffizier des großen Friedrich nicht schämte, wie auch ein köstlicher Humor zu Wort kommt. Eine Perle in dieser Beziehung bildet die Schilderung der verunglückten Probepredigt, nach der die aufgeregte und wütende Großmutter den Kandidaten der Theologie unverzüglich enterbt und ihn damit recht eigentlich dem Freunde in die Arme treibt, der ihn von der Kanzel weg unter Friedrichs Fahnen führt.

Einen weiteren Beitrag zum Gedenken des 150. Todestages des großen Königs gab Hans Jessen heraus unter dem Titel „Gott und der König" (Berlin-Steglitz, Eckart-Verlag. 234 Seiten, 2,85 RM.). Die hier vereinigten Aufzeichnungen sind geeignet, die landläufigen Auffassungen über Friedrich des Großen Religion und Religionspolitik zu ergänzen und zu vertiefen. Eines wird ganz deutlich: der große König hatte die unerschütterliche Überzeugung bei all seiner Duldsamkeit gegen jedes

Bekenntnis, daß der stärkste Rückhalt seines Preußen der evangelische Charakter des Landes war.

Mit Temperament und innerem Beteiligtsein gibt F. F. von Conring uns in knappstem Rahmen ein Lebensbild von Blücher (W. R. Lindner, Leipzig. 3,80 RM.), das er selber einen biographischen Roman nennt. Es ist dem Verfasser gelungen, den Marschall Vorwärts in seiner ganzen urwüchsigen deutschen Kraft zu beschwören und den Sinn seines Lebens dahin zu deuten, daß Blücher selber ihn einzig und allein in der Befreiung der deutschen Nation aus den Fesseln Napoleons sah.

Kurt von Raumer liefert in der Schriftenreihe „Preußische Jahrbücher" (Berlin, G. Stilke) einen wesentlichen Beitrag zu der Rolle, die der deutsche Schicksalsstrom in der deutschen Geschichte gespielt hat: „Der Rhein im deutschen Schicksal". Hier sind sechs Reden und Vorträge vereinigt, die das Problem in seiner ganzen Größe und Schwere behandeln und in die jüngste Vergangenheit mit Beiträgen zur Saarabstimmung und zum Grenzschicksal und der Grenzaufgabe einmünden. Die stilistische Kunst der Rede und des Schreibens steht auf der gleichen Höhe wie die gründliche historische Bildung des Verfassers.

Eine wichtige Einzeluntersuchung veröffentlicht Karl Hampe, „Wilhelm I. Kaiserfrage und Kölner Dom" (Stuttgart, W. Kohlhammer. 4 RM.). Diese Untersuchung ist deshalb bedeutsam, weil sie eine Überprüfung der landläufigen Auffassung notwendig macht, daß König Wilhelm innerlich dem Gedanken stark widerstrebt habe, Deutscher Kaiser zu werden. Es handelt sich um den Originalbericht des belgischen Gesandten im Haag, Baron de Beaulieu, an König Leopold II. über eine Audienz bei dem italienischen Kronprinzen Humbert Ende Juli 1868, in der der Kronprinz eine Äußerung König Wilhelms vom Juli 1867 wiedergibt: „Er, der König Wilhelm, beschleunige die Vollendung des Kölner Domes, um sich darin zum Kaiser von Deutschland krönen zu lassen." Dieser Brüsseler Archivfund ist gut bezeugt, und Hampe hat in gewissenhafter Quellenforschung nichts unterlassen, um die Äußerung auf ihren Wahrheitsgehalt bis ins Letzte zu prüfen. Er untersucht König Wilhelms I. Haltung in der Kaiserfrage und den Bau des Kölner Doms, dieses „Bruderwerks beider Bekenntnisse", im Zusammenhang mit der Reichsgründung. *D. R.*

Berichtigung

Am Schluß des im Märzheft erschienenen Aufsatzes „Ein Tal verwandelt sich" muß es heißen: Fotos E. Lindenberg, und nicht: Fotos des Verfassers.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. A. F. Kamp, Widdenmeer. — Professor Dr. Karl Sudhoff, Leipzig. — Dr. Werner v. d. Schulenburg, Herford. — Professor Dr. Adolf Meyer, Hamburg. — Helmut Prang, Berlin. — Dr. Hans Grimm, Klosterhaus Lippoldsberg/Weser bei Bodenfelde. — Dr. Johannes Stoye, Leipzig. — Wilmont Haacke, Berlin. — Joachim Günther, Hohenneundorf bei Berlin. — Professor Dr. Paul Wentzcke, Frankfurt am Main. — Eugen Kalkschmidt, München.

Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schriftleitung erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Bei Anfragen ist das Rückporto beizufügen.



Phot. Scherl 6239, freigegeb. d. Verf. d. R. L. M.

Zum Deichbau wird die Erde aus dem Vorland mit Lorenzügen (oben Mitte) herangefahren. Die kleinen weißen Punkte sind Gänse und weidende Schafe.

Landgewinn an der Nordsee

Von Georg Wegener

Vor einiger Zeit habe ich an dieser Stelle „Die Mussolinischen Landbesserungen im Agro Pontino“ geschildert[1]), das am meisten öffentlich interessierende Teilstück der Meliorationsarbeiten, die unter dem Namen „Bonifica integrale“ seit 1923 von der Faschistischen Partei Italiens in Angriff genommen worden sind. Diese Arbeiten, die von der ganzen Welt bewundert wurden – ich brauche ja nur den Namen Littoria in Erinnerung zu rufen – fanden nirgends eine größere Anteilnahme als bei uns in Deutschland.

[1]) Deutsche Rundschau. September 1934.

In Deutschland wie in Italien gilt es ja eine ganz gleiche Aufgabe zu lösen: neuen Ernährungsraum, neues Siedlungsland zu schaffen für die in den letzten Jahrzehnten so außerordentlich angeschwollene Bevölkerung. In beiden Ländern ist es noch in großem Maßstab möglich, solches Neuland durch „friedliche Eroberung" zu schaffen, durch Kultivierung von bisher unbenutztem Ödland im eigenen Staatsgebiet.

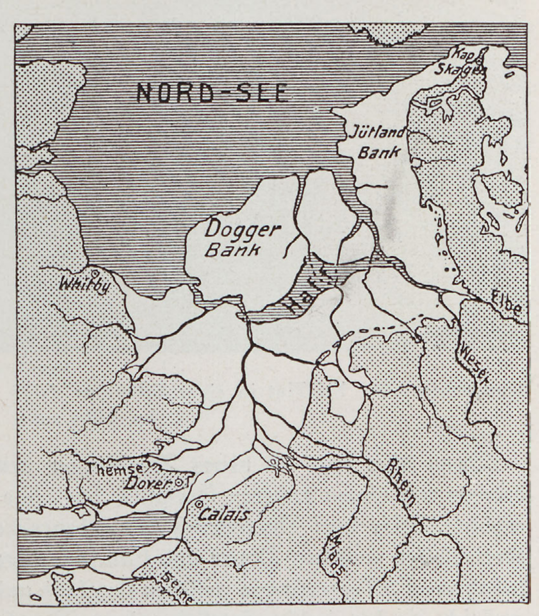
Freilich, in der Art der zu lösenden Probleme selbst bestehen doch außerordentliche Unterschiede zwischen beiden Ländern, entsprechend den grundlegenden Verschiedenheiten der Landesnaturen. Denn um einen Kampf mit der Natur, die immer dem Menschen sich nur widerwillig beugt, handelt es sich hier wie dort. Ganz verschieden ist das mediterrane Klima von dem mitteleuropäischen. Völlig anders der geologische Aufbau Italiens und Deutschlands. Tiefe Unterschiede bestehen in dem Wesen und der Wirkung der beiderseitigen Flüsse, in der Ausdehnung und der Art der Waldbedeckung und so weiter. Auch bei uns in Deutschland gilt es zwar, Sümpfe auszutrocknen, wie die Pontinischen; eines der großartigsten Werke, das seit 1933 bei uns in Angriff genommen wurde, ist die Kultivierung von etwa 20000 Hektar bisher ungenutzten Hochmoores in den gewaltigen Moorgebieten zu beiden Seiten der Ems, bei dem zur Zeit gegen 10000 Arbeiter beschäftigt sein dürften. Aber die Entstehung der norddeutschen Hochmoore ist eine so völlig andere als die der italienischen Maremmen, daß bei uns grundverschiedene Verfahren in Anwendung kommen müssen. Die ungeheure, manchmal fast hoffnungslos anmutende Aufgabe der Italiener, die furchtbare Malariakrankheit zu bekämpfen, die seit dem Altertum in wachsendem Maße ihr Land verheert, kommt bei uns nur ganz unwesentlich in Betracht. Gar nicht die Verwüstung durch vulkanische Kräfte, die für Italien so charakteristisch sind. Dagegen bleibt den Italienern ein so leidenschaftlicher Kampf erspart, wie wir ihn, ebenfalls seit dem Altertum, mit unserer Nordsee zu führen haben.

Der Kampf mit dem Meere an unserer Nordseeküste ist ein besonders dramatisches Kapitel in unserem Ringen mit den Gewalten der Natur. Denn dieser Gegner ist nicht nur passiv widerborstig gegen eine Unterwerfung unter den Willen des Menschen, sondern er geht in hohem Grade selbst angreiferisch gegen den Menschen, sein Land und seine Werke vor, und Niederlage und Sieg wechseln in der stürmischen Geschichte dieses Kampfes so eindrucksreich miteinander ab, daß er immer ganz besonders die Gemüter beschäftigt hat. So ist es auch gegenwärtig wieder. Der Kampf mit der Nordsee ist nur ein Teil der großen Meliorationsarbeiten unserer heutigen Regierung, aber ihn verfolgt die Öffentlichkeit mit ganz besonderem Interesse. Ich greife deshalb, wie seinerzeit aus der gesamten Bonifica Italiens die Arbeiten im Agro Pontino, ihn als Beispiel aus den deutschen Bestrebungen heraus.

Hierbei dürfen wir gleich an einer großen Frage nicht vorübergehn, die seit langem die Wissenschaft beschäftigt, ohne zweifelsfrei gelöst zu sein, die aber praktisch für die Arbeit an unseren Gestaden von der größten Bedeutung

ist. Nämlich, ob unsere Nordseeküste noch heute im Sinken begriffen ist oder nicht. Ist sie das, dann muß ja der Kampf um die Erhaltung unseres Küstenlandes oder gar die Hinzugewinnung neuen Landes immer größere Anstrengung und immer vollkommenere technische Mittel erfordern!

Eins ist wissenschaftlich sicher: beim Schluß der „Eiszeit", als der Rand der letzten Vereisung sich aus Mitteleuropa zurückzog, das heißt nach neuerer Anschauung etwa vor 20000 Jahren, lag die Südküste der Nordsee viel weiter nördlich als heute. Sie lag, wie unser Kärtchen Nr. 1 zeigt, etwa in der Gegend der fischberühmten Doggerbank. Bis dahin ist noch heute die Nordsee überall so flach, daß jeder 40 bis 50 Meter hohe Dorfkirchturm daraus hervorragen würde. Das Grundschleppnetz bringt Torfstücke herauf, hier und dort auch Baumwurzeln, die beweisen, daß diese Gegend zur Zeit von deren Bildung ungefähr so ausgesehen hat wie heute die der Hochmoore an der Ems. Funde an Jagdgeräten bekunden sogar, daß auch der Mensch damals diese Moore durchstreift hat. Sorgfältige Lotungskarten des heutigen Meeresbodens lassen vielfach noch die ehemaligen Flußläufe erkennen. Die Themse, der Humber waren damals Nebenflüsse des Rheins, der, wie Weser und Elbe, erst bei der Doggerbank mündete. Die Nordsee war damals nicht nur kleiner, sondern auch lediglich nach Norden offen; die Straße von Dover gab es noch nicht; England war noch mit Frankreich verbunden.



Karte 1: Das Nordseegebiet vor dem großen Meeresvorstoß

Aus K. v. Bülow, Wie unsere Heimat wohnlich wurde (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart 1933)

Langsam ist dann das Meer südwärts vorgedrungen. Zunächst bis zu einer Linie, die durch die heutige Küste von Belgien, Holland und den friesischen Inseln bezeichnet wird. Hier scheint ein längerer Stillstand geherrscht zu haben, währenddessen sich an der Küste jener lange Dünenstreifen bildete, den wir von den Niederlanden über diese Inseln bis nach Jütland verfolgen können. Im Schutze dieses Dünenstreifens lagerten die aufgestauten Flüsse ihren feinen Schlamm ab und bildeten zwischen ihm und dem höher gelegenen sandigen Hinterlande, der „Geest", jenen fetten Boden, den wir als „Marsch" bezeichnen.



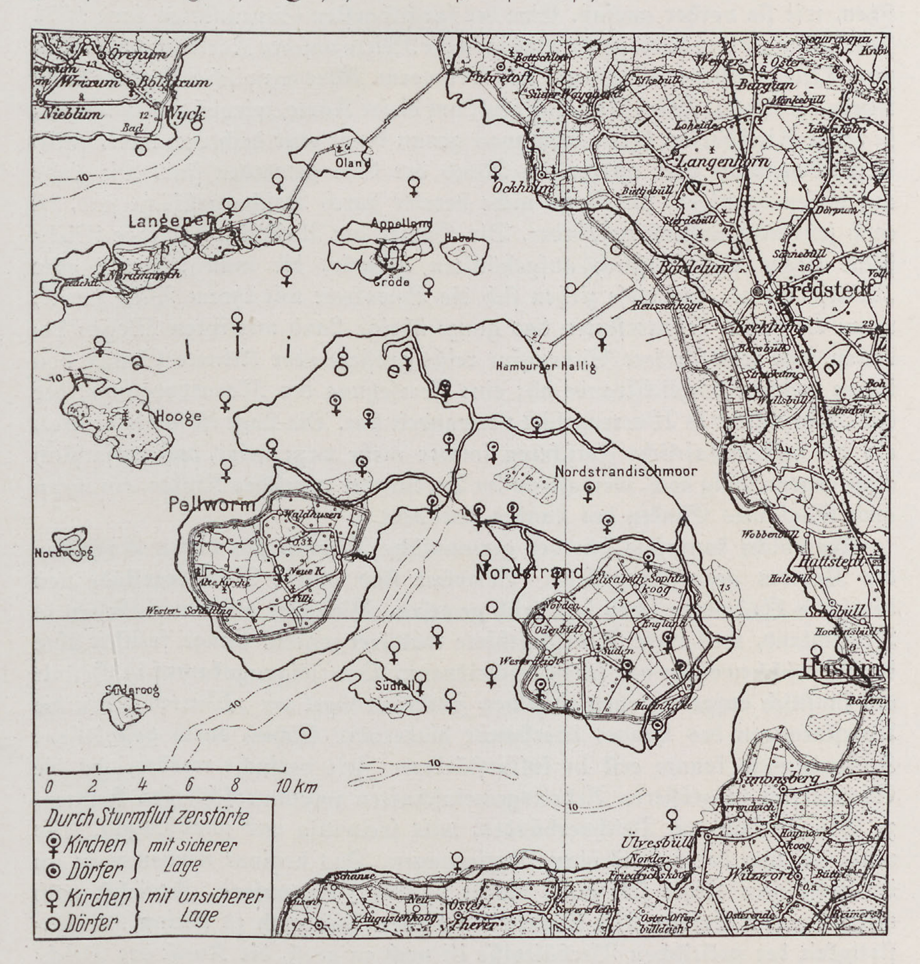
Phot. Hamburger Luftbild 4092, freigegeb. d. Verf. d. R. L. M.

Wattenmeer: Die bei Flut in einer Fahrrinne (Tief) eingefahrenen Fischerboote liegen bei Ebbe auf

Dann aber trat ein neues Vordringen des Meeres ein. Jetzt nun verbunden mit einem anderen Ereignis, das seine Angriffskraft noch wesentlich erhöhte. Mit dem Durchbruch des atlantischen Meeres durch die weichen Kreidefelsen zwischen Dover und Calais und der Entstehung der heute soviel befahrenen Meeresstraße zwischen England und Frankreich. Hierdurch wurde zugleich die bis dahin ziemlich zahme Nordsee mit heftigen Strömungen und sehr viel stärkeren Ebbe- und Flutbewegungen ausgestattet. Springfluten durchbrachen nun die schützende Dünenkette und zerrissen sie zu jenem Streifen einzelner Inseln, der innerhalb des deutschen Gebietes bei Borkum beginnt und bei Sylt endigt. Auf diesen Inseln läßt sich die ehemalige Düne noch überall erkennen. An einer Stelle liegt sie auf heutigem Festlande, am Außenrande der Halbinsel Eiderstedt. Südlich von hier bis Wangeroog ist sie besonders stark zerstört. Ich möchte glauben, daß sie hier nie besonders stark gewesen ist, weil hier die Weser- und Elbemündungen lagen.

Nachdem der Schutzwall zerbrochen war, drang das Meer auch hinter ihm weiter vor, ergriff ein Stück des Marschlandes dahinter nach dem anderen, riß es in Sturmfluten fort und verwandelte es in das „Watt", jenes eigentümliche amphibische Zwischengebilde zwischen Land und Meer, wo zur Ebbezeit der Schlickboden weithinaus trocken liegt, von den Wasserrissen der, — „Priele" genannten — Abflußsysteme durchfurcht, zur Flutzeit dagegen vom Meere überdeckt ist. Wir gelangen nun schon in die historische Zeit. Auch in dieser ist das Meer unzweifelhaft in starkem Vordringen be-

griffen gewesen. Wir können jetzt seine stärksten Vorstöße schon datieren. In Holland schuf eine gewaltige Sturmflut im 13. Jahrhundert den großen Meerbusen der Zuidersee, der vorher ein sehr viel bescheidenerer Binnensee gewesen. Im gleichen Jahrhundert riß auf deutschem Gebiet das Meer den



Karte 2: Kulturbodenverlust und Kulturbodengewinn an der Nordseeküste vom 14. bis 19. Jahrhundert

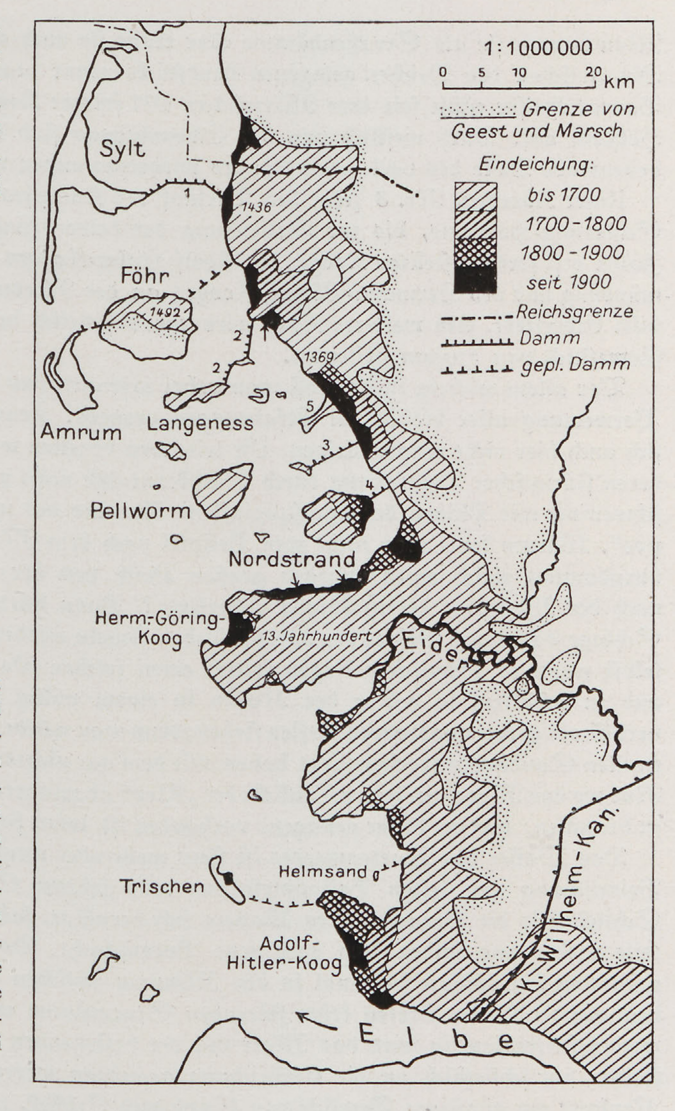
Aus R. Bitterling und Th. Otto, Kulturgeographie von Deutschland (Verlag R. Oldenbourg, München-Berlin 1929)

Dollartbusen in unsere Küste hinein, sowie den Anfang des Jadebusens, den es bis zum 16. Jahrhundert noch erweiterte. Stets mit furchtbaren Katastrophen in dem zu dieser Zeit schon besiedelten Marschlande! Besonders heftig aber waren die Zerstörungen an der den vorherrschenden Westwinden ausgesetzten schleswigschen Küste. So ist zwischen Amrum und Eiderstedt das Meer weithin eingebrochen und hat immer von neuem Äcker und

Siedlungen, ja ganze Dörfer und Städte vernichtet und nur die Landfetzen zwischen den Watten übriggelassen, die wir als Halligen bezeichnen und die das Meer seitdem immer weiter angenagt und in Sturmfluten zerrissen hat. Das ist schon in so kulturheller Zeit, daß wir Karten von jener Gegend besitzen, wie sie vorher aussah. Eine der furchtbarsten Sturmfluten fand 1634 statt. Damals wurde die große Hallig in der Mitte unseres Kärtchens Nr. 2 in zwei Teile zerrissen: Nordstrand und Pellworm. Alles dazwischenliegende Land wurde vernichtet. Man sieht auch sonst auf dieser Karte, wieviel Ansiedlungen, ja sogar Kirchdörfer, deren Lage man genau kennt oder doch vermutet, durch diese Sturmflut oder andere ein Raub der See geworden sind. Die Lage auf diesen Halligen, soweit sie nicht bereits durch Deiche geschützt sind, ist auch jetzt noch äußerst gefährdet. Die Häuser der Ansiedler und ihre Viehställe liegen auf künstlich aufgehäuften Hügeln, die man „Wurt" oder „Warf" nennt. Auf diese ziehen sich die Bewohner mit ihrem Vieh zurück, wenn die hohen Winterfluten das ganze übrige Land mit ihren Wogen bedecken, und jede stärkere Sturmflut reißt größere oder kleinere Stücke von ihrem weichen Schlickstrande ab; eine Fortsetzung des Naturvorgangs, der das Marschland in Wattengebiet verwandelt hat. Die Lage ist um so ernster, als die wissenschaftliche Forschung immer mehr dazu neigt, daß tatsächlich auch gegenwärtig noch, wenigstens im Bereich der deutschen Küsten, ein wenn auch langsames Sinken des Landes andauert.

Aber nicht kampflos hat der germanische Mensch sich diesen Angriffen des Meeres gegenübergestellt. Bewohnt sind unsere Nordseegestade von deutschen Stämmen schon sehr früh gewesen. Vielleicht mit am frühesten in Deutschland, weil diese Marschgebiete waldfrei waren. Lange freilich übte der Marschbewohner nur jenen bescheidneren Verteidigungskampf in Gestalt der künstlich aufgeworfenen einzelnen Zufluchtshügel der „Wurten". Ein die Überflutungen des Landes überhaupt hindernder Schutz durch geschlossene Küstendämme konnte erst in kulturstärkerer Zeit versucht werden, wo die Siedler sich zu größeren Arbeitsgemeinschaften zusammenschließen konnten, zu Genossenschaften, Deichverbänden, teils freiwillig und unabhängig, teils unter Leitung der erstarkenden Regierungen. Das beginnt nennenswert an der friesischen Küste seit etwa einem halben Jahrtausend. Zunächst noch mit geringem Erfolg. Die finanziellen Kräfte sind noch zu gering, die Unstetigkeit der politischen Verhältnisse ist noch zu groß, die Kunst des Deichbaus selbst ist noch zu wenig entwickelt; die Deiche sind noch zu schwach, zu unrichtig profiliert. Welch eine Rolle das richtige Deichprofil spielt, hat ja Storm in seiner bekannten Novelle „Der Schimmelreiter" einem größeren Publikum nahegeführt. Bis 1700 etwa verläuft der Kampf mit dem Meere in der Gesamtbilanz immer noch negativ. Dann aber hat der Mensch hier die notwendige Technik und die ebenso notwendige soziale Einstellung auf Zusammenschluß und gemeinsames Handeln bis zu dem Grade gewonnen, nun seinerseits rückerobernd vorzugehen, ungeachtet des wahrscheinlich weiter andauernden Sinkens der Küste. Seitdem haben seine Deiche im großen

Karte 3: Landgewinnung an der Schleswig-Holsteinischen Nordseeküste seit 1700
Nach Erwin Scheu, Wirtschaftsgeographisch. Probefahrten, (Verlag Ferdinand Hirt, Breslau 1936)



1 Hindenburgdamm; 2 Damm von Dagebüll nach Hallig Oland-Langeness; 3 Damm nach Nordstrandischmoor; 4 Damm nach Nordstrand; 5 Damm nach der Hamburger Hallig, bereits verlandet. — Die durch einen Pfeil gekennzeichneten Kooge sind frühere Sommerkooge, die durch eine Deicherhöhung sturmflutfrei gemacht werden

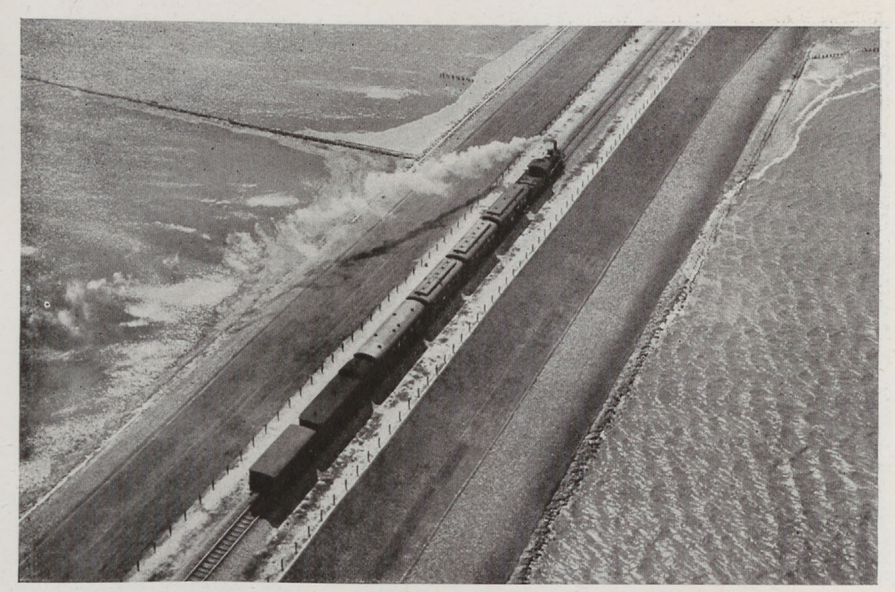
ganzen auch den stärksten Springfluten standgehalten. Freilich ist ihm auch in Fleisch und Blut übergegangen, welch eine Sorgfalt und dauernde Wachsamkeit hier geboten und wie der Einzelne für das Gemeinwohl mitverantwortlich ist. Überall ist heute die Festlandküste gegen das Wattenmeer mit Deichen geschützt, und schrittweise wird von diesen aus die Strandlinie weiter gegen das Meer vorgeschoben, indem vor die alten Deiche, wo es angängig ist, neue gesetzt werden. Man trifft also vom Meere landein in das Marschgebiet wie ein Maschennetzwerk immer ältere Deiche. Die jetzt schon ganz im Binnenland liegenden werden bezeichnend „Schlafdeiche" genannt.

Man benutzt sie als Straßendämme oder trägt sie auch ab zu Neubauten. Die zwischen den Deichen gelegenen Landstücke nennt man „Koog". Reg.-Baurat Heiser zählt seit dem Mittelalter 167 solcher Kooge in Schleswig-Holstein auf. Auch westlich von der Elbemündung sind auf gleiche Weise bedeutende Teile des verlorenen Landes wiedergewonnen worden.

Unser Kärtchen Nr. 3 zeigt den Verlauf des Kampfes an der Westküste Schleswig-Holsteins, bis zur Vollendung der beiden jüngsten, im vorigen Jahre erst fertiggestellten Kooge, des Adolf-Hitler-Kooges nördlich der Elbemündung und des Hermann-Göring-Kooges an der Nordwestecke der Halbinsel Eiderstedt. Ein weiterer Koog wird voraussichtlich in diesem Sommer südwestlich von Husum vollendet.

Vor allem wichtig ist es, daß man dabei besonnen und unter sorgfältiger Verwertung aller bisherigen Erfahrungen vorgeht. Denn die Natur läßt sich auch hier nicht vergewaltigen. Die leitenden Stellen werden von Leuten, deren stürmischer Tatendrang durch Sachkenntnisse nicht gestört wird, überschwemmt mit Plänen der „großzügigsten" Art und des modernsten „Tempos". Warum baue man nicht zum Beispiel nach dem Muster des Hindenburgdamms gleich einen einzigen großen Deich von der Südspitze Sylts nach der Westspitze der Halbinsel Eiderstedt? Dann hätte man mit einem Schlage das ganze Gebiet der nordfriesischen Inseln wiedergewonnen! Nun, selbst wenn es technisch gelingen sollte, einen solchen Damm zu vollenden und zu erhalten, so würde der Nutzen in einem völlig unsinnigen Mißverhältnis zu den ungeheuren Kosten stehen; denn man würde größtenteils einen sterilen Sandboden trockengelegt haben, mit dem gar nichts anzufangen wäre. Nur wo das Meer den fetten Schlick oder „Kley" abgelagert hat, ist der Boden zu brauchen; nur wo dieser genügend vorhanden ist, lohnt sich die Eindeichung.

Das Wasser des Wattenmeeres ist stets mehr oder weniger getrübt durch Beimischung von festen Bestandteilchen: teils feinem Sand, teils jenem Schlick. Wo die Bewegung des Wassers sich beruhigt, fallen diese Bestandteile nieder und bilden dort eine neue Bodenschicht. Das geschieht unter normalen Umständen jedesmal in den Minuten zwischen höchster Flut und beginnender Ebbe. Treten keine störenden Sturmfluten ein, die den Boden wieder fortreißen, so wird das Meer vor der bestehenden Küste also immer flacher bis schließlich an die Eindeichung gegangen werden kann. Ist das Neuland ein günstiges Gemisch von Sand und Schlick, so wird es sich besonders für Ackerbau eignen. Das ist zum Beispiel im Gebiet von Ditmarschen der Fall. Besteht es nur aus Schlick, so ist der Marschboden zu schwer und fett für den Pflug; dann liefert er die vorzügliche Viehweide, wie sie auf der Halbinsel Eiderstedt und in Nordfriesland vorherrscht. Es ist noch heute eine wissenschaftliche Streitfrage, woher diese festen Bestandteile im Meerwasser stammen. Gewiß sind sie zum Teil Zerstörungsprodukte von benachbarter Küste; von den Sanden der friesischen Inseln, von den Marschrändern der Halligen, und infolgedessen bringen sie eigentlich keinen Landgewinn, sondern nur eine Umlagerung. Ebenso sicher stammt ein anderer



Phot. Hamburger Luftbild 898, freigegeb. d. V. d. R. L. M.

Der 11 km lange Hindenburgdamm verbindet die Insel Sylt mit dem Festlande, dient aber auch in hervorragendem Maße der Landgewinnung

Teil von ihnen aber doch von den großen Flüssen wie Weser und Elbe, die ihn weit aus dem Innern des Landes herbeiführen. Endlich dürfte ein nicht unbeträchtlicher Teil organischer Natur sein, Überreste der zahllosen kleinen Lebewesen, die als sogenanntes „Plankton" in ungeheuren Mengen an der Oberfläche des Meeres treiben und immer neu sich bilden und absinken.

Der Mensch hat nun heute auf das raffinierteste die Kunst ausgebildet, das Meer zur Steigerung des Schlammabsatzes zu veranlassen, indem er zu starke Küstenströmungen unterbindet, künstliche Buchten schafft, in denen Flut und Ebbe möglichst ruhevoll ein- und abströmen, oder auch sonst noch den Absatz des Schlammes künstlich fördert.

Hervorragende Dienste hierfür tun bereits die großen Verkehrsdämme, durch die man verschiedene Inseln des Wattenmeeres mit dem Festlande verbunden hat. Unser Kärtchen Nr. 3 zeigt die fertigen und die noch weiter geplanten. Der bedeutendste darunter ist der 1927 vollendete, elf Kilometer lange Hindenburgdamm für die Eisenbahn nach Sylt. Dieser großartige Bau, der die höchste bisher bekanntgewordene Fluthöhe dieser Gegend um etwa zwei Meter überragt, hat die bis dahin zwischen Sylt und dem Festland kreisenden Flut- und Ebbeströmungen in großem Stil unterbunden, und hier vollzieht sich seitdem die — natürlich auch mit den gleich zu erwähnenden Hilfsmitteln geförderte — Ablagerung des Schlicks mit besonderer Schnelligkeit; am meisten in der südlichen Bucht am Ostende des Dammes. Ähnlich wirken auch die übrigen Dämme. Der schon ältere Damm nach der früheren Hamburg-Hallig ist heute bereits eine breite Landenge geworden.



Phot. Hamburger Luftbild 4124, freigegeb. d. V. d. R. L. M.

Gebiet des Hermann-Göring-Koogs vor der Eindeichung: Das mit Gruppen und Lehnungen schachbrettartig aufgeteilte Schlickland ist noch von einem Priel durchflossen

Die Ablagerung des Schlammes vor diesen Dämmen ebenso wie vor den Deichen wird dadurch noch gesteigert, daß man von ihnen aus in das Wattenmeer hinein sogenannte „Lahnungen" zieht, buhnenartige Bauten aus parallelen eingerammten Pfahlreihen, die durch Reisiggeflecht und Draht zu festen Wänden verbunden werden. Oder auch aus Steinpackungen. Man gestaltet sie auch als gewölbte Dämme, über die die Flut, ohne sie anzugreifen, leicht hinwegspült, und schützt sie durch „Bestickung" mit kleinen, dichtgesetzten, drahtbefestigten Strohbündeln. Diese Lahnungen beruhigen das bewegte Wasser. Von ihnen aus werden dann rechtwinklig weitere Lahnungen gebaut, so daß ein Maschenwerk von Buchten entsteht, die das Gezeitenwasser langsam füllt und leert und wo es sehr zur Ruhe kommt. Innerhalb dieser Bassins werden durch mit großen Wasserstiefeln angetane Arbeiter noch überdies parallele spargelbeetartige Dammstreifen aufgegraben, die sogenannten „Grüppen". In den schmalen Gräben dazwischen sammelt sich der Schlick besonders rasch an und kann alle paar Wochen neu ausgehoben und auf die Dämme gehäuft werden, die bald über die normale Fluthöhe hinauswachsen.

Ist der Wattenboden bis zu einer gewissen Flachheit seines Durchschnittswassers aufgehöht, so kommt die organische Natur dem Menschen in eigentümlicher Weise zu Hilfe. Die erste Pflanze siedelt sich von selbst an: der Queller. Ein amphibisch lebendes, ein paar Dezimeter hoch werdendes Gewächs, das den Wattenboden bald wie eine grüne Wiese überzieht. Sein dichter, krautartiger Wuchs beschleunigt die Ablagerung des Schlicks ungemein. Damit schafft er sich aber selbst seinen Untergang, denn bald ist der



Phot. Ubbo Müller

Der Queller oder Krückfuß (Salicormia herbacea) ist die erste Pflanze im Anlandungsgebiet

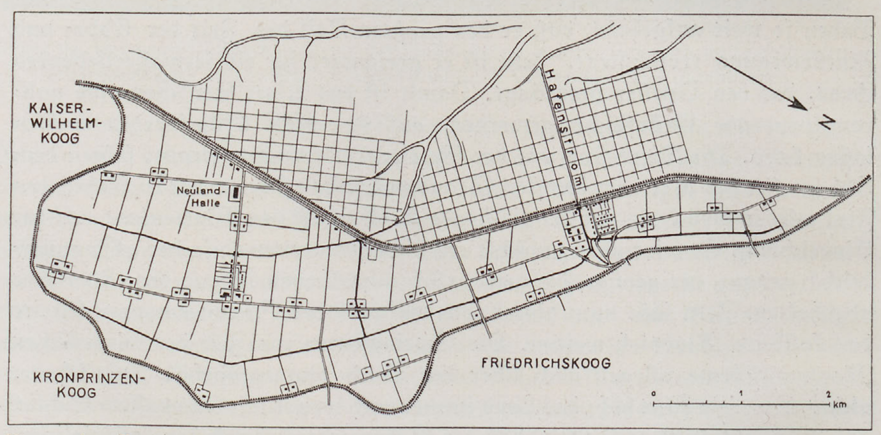
Boden so weit aufgehöht, daß er den größten Teil der Zeit der Ebbe= und Flutbewegung trockenliegt. Jetzt ist er geeigneter für ein seewasserliebendes Gras, das den Queller verdrängt. Damit ist das Watt hier schon eine nahrungspendende Grünfläche geworden, auf der man Schafherden weiden lassen kann. Die Tiere sind mit der Gezeitenbewegung vertraut, folgen dem Ebbewasser bis zu seinem fernsten Stand und ziehen sich vor der rückkehrenden Flut wieder zurück bis auf den Küstendeich. Bald ist das Wattenland reif zur Eindeichung. Es wird aber zunächst erst ein sogenannter einfacher „Sommerdeich" gebaut, der genügt, die gewöhnlich mittelhohen Fluten des Sommers abzuhalten. Jetzt läßt man hinter ihm während der Sommermonate bereits das kostbare Rindvieh weiden. Die Springfluten zur Zeit der winterlichen Nordweststürme pflegen noch über den Deich hinwegzugehen. Das schadet nichts, denn jede Flut höht das Land immer noch weiter mit wertvollem Schlick auf. Schließlich ist es so weit, daß der Sommerdeich durch den kostspieligen, mit größter Sorgfalt zu errichtenden Seedeich ersetzt werden kann, der jeder Flut Halt gebietet.

Das Material zu seiner Aufschüttung muß in den meisten Fällen mit Baggerung aus dem benachbarten Watt entnommen werden, da der Sand des Geestrandes zu weit entfernt ist. Sein Bau, seine Profilierung — die steile Seite nach innen, die sanfte nach außen, damit sich die Brandungswellen darauf totlaufen —, seine Befestigung mit Grassoden, die Entwässerungsdurchlässe, die etwaigen Schleusen für Schiffsverkehr und so weiter werden auf Grund all der angesammelten Erfahrung und mit der höchsten Sorgfalt durchgeführt.

Für all diese Arbeiten an der Schleswig=Holsteinischen Küste ist jetzt ein großer einheitlicher Gesamtplan entworfen, der unter Leitung der preußischen

Regierung die einzelnen Arbeiten aufeinander abstimmt, so daß sie sich nicht durchkreuzen, nicht durch unrichtige Eingriffe in die Strömungen, die Abwässerungsverhältnisse des Hinterlandes einander stören, nicht als private Konkurrenzunternehmungen die Mittel unzweckmäßig vergeuden und so weiter; der aber anderseits auch finanzielle Mittel auf lange Sicht hinaus sichert. Das ist der 1934 aufgestellte sogenannte „Zehnjahresplan" des Oberpräsidenten Lohse.

Dieser Plan sieht vor, daß innerhalb von 10 Jahren etwa 16000 Hektar Watt vor der Küste neu in Bearbeitung genommen werden; 6000 Hektar bereits in Vorbereitung befindlichen Watts sollen deichreif gemacht, 10000 Hektar bereits deichreifen Landes sollen eingedämmt und größenteils neu besiedelt werden. Dazu kommen noch „Binnenarbeiten". Es sollen rund 160000 Hektar, die überwiegend höchst wertvolles Land darstellen, heute aber mehr oder minder durch Überschwemmungen leiden, durch Flußregulierungen und sonstige Meliorationen verbessert und ebenfalls in Neusiedlungsgebiet verwandelt werden. Das Zeitmaß der Arbeiten soll der jeweiligen Arbeitsmarktlage und der Dringlichkeit angepaßt werden, es ist aber im allgemeinen Arbeitsgelegenheit für 8000 bis 10000 Mann je Jahr

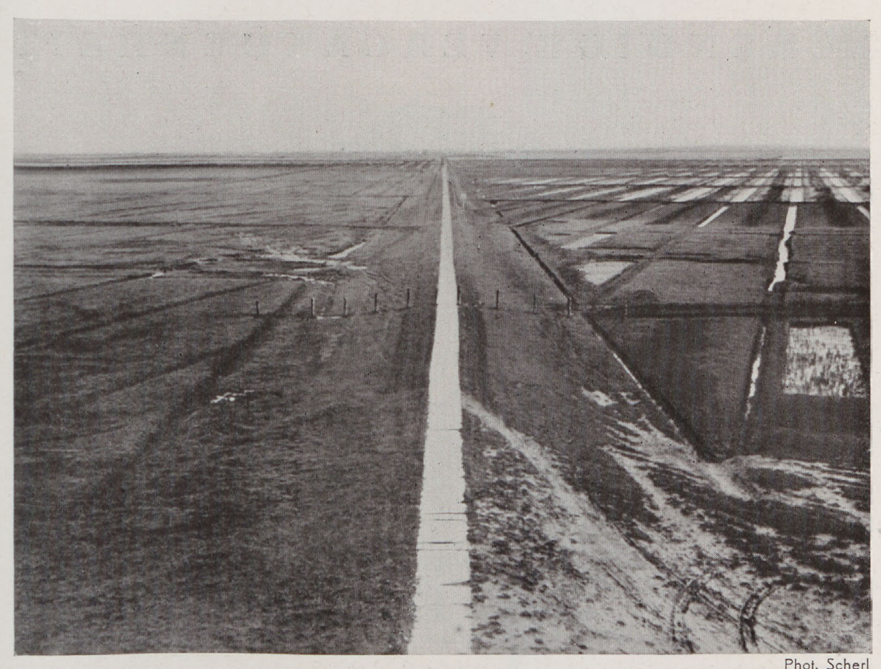


Karte 4: Besiedlungsplan des neueingedeichten Adolf-Hitler-Koogs
Nach Abb. 27 der „Denkschrift zur Einweihung des Adolf-Hitler-Kooges", herausgegeben vom Oberpräsidenten und Gauleiter der Provinz Schleswig-Holstein (Berlin, o. J.)

in Aussicht genommen. Die Gesamtkosten werden auf rund 150 Millionen Reichsmark veranschlagt. Küstenschutz und Landgewinnung gehen dabei zu Lasten Preußens. Von den Binnenarbeiten tragen der preußische Staat 50 Prozent, das übrige die Eigentümer. Die Siedlungsaufgaben verteilen sich auf Staat, Provinz, Kreis und private Verbände.

Unser Kärtchen Nr. 3 zeigt auch die Lage der im vorigen Jahr unter besonderer Anteilnahme der Öffentlichkeit fertig gewordenen und der Siedlung übergebenen Kooge, die nach Adolf Hitler und Hermann Göring benannt wurden.

Der Adolf-Hitler-Koog ist ein Wunderwerk der Arbeitsenergie, wenn man bedenkt, daß der erste Spatenstich zur Aufführung des ihn abschließen-



Phot. Scherl

Zu beiden Seiten eines Dammes erkennt man den Fortschritt der Anlandung. Auf den schon trockenen Flächen wächst bereits Gras

den Seedeichs erst im Juni 1933 getan wurde. Schon im Frühjahr 1935 konnte das neue Siedlungsland verteilt und die Ackerbauarbeit von den Siedlern begonnen werden, die zunächst selbst noch in Baracken wohnten, während ihre Gehöfte erbaut wurden. Es sind Wohnstätten vorgesehen für Handwerker und Arbeiter, Kleinbauern und Großbauern. Hier der Siedlungsplan dieses Koogs (Karte Nr. 4). Er schmiegt sich an den Deich des älteren Friedrichs-Koogs an. Seine Gesamtgröße ist 1333 Hektar, von denen etwa 1100 Hektar Neusiedlungsfläche sind, verteilt auf 92 Feuerstellen. Und zwar in Streusiedlung, bei der jedes Gehöft inmitten seiner Ländereien liegt. Die Areale der einzelnen Besitzer schwanken zwischen unter 10 Hektar, 10–15, 15–20, 20–25 und 25–30 Hektar. Die Siedler stammen aus Dithmarschen und Nordfriesland. Sie haben das Land erworben unter der Form der sogenannten „tragbaren Rente", durch die sie es allmählich zum Eigentum erwerben. Die Häuser werden nach einem landesüblichen, sehr geschmackvollen Typ errichtet. Verschiedene Gemeindebauten, wie Kirche, Versammlungshalle, sind vorgesehen und bei der Länge der Siedlung zwei Schulen. Auch ein Fischereihafen ist geschaffen worden. Die Gesamtherstellungskosten des Koogs wurden auf etwa 4 Millionen Reichsmark veranschlagt, wovon etwa 70 Prozent auf Arbeitslöhne fielen. Die erste Ernte ist bereits im Herbst 1935 eingebracht worden in Gestalt von etwa 70000 Zentnern Hafer. Schon im nächsten Jahr erhofft man etwa 80000 Zentner Weizen zu ernten.



Nicolas Chamfort

(1741—1794)

Gedanken, Maximen, Anekdoten, Dialoge

Es ist eine Quelle philosophischen Vergnügens, die Ideen zu analysieren, welche in den verschiedenen Urteilen dieses oder jenes Menschen, dieser oder jener Gesellschaft einen Einschlag bilden. Noch interessanter ist oft die Prüfung derjenigen Ideen, welche von Fall zu Fall die öffentliche Meinung bestimmen.

Ich mache die Beobachtung, daß die ganz außerordentlichen Menschen, die Urheber der geistigen Revolutionen, welche das Werk allein ihrer Begabung zu sein scheinen, stets an den günstigsten Umständen und am Geiste ihrer Zeit Rückhalt fanden. Man weiß, wieviel Versuche bereits unternommen waren, bevor Vasco de Gama seine große Reise nach Ostindien antrat. Es ist bekannt, daß mancher Seefahrer überzeugt war, es gebe große Inseln und zweifellos Festland im Westen, bevor es Columbus entdeckt hatte. Er selbst hatte ja die Papiere eines hervorragenden Piloten in Händen,

mit dem er in Verbindung gestanden. Philipp von Mazedonien hatte schon zum Perserkriege gerüstet, als er starb. Mehrere Ketzersekten, die gegen die Mißbräuche der römischen Kirchengemeinschaft auftraten, waren die Vorläufer Luthers, Calvins und selbst Wiclefs.

Wie mit den Kartenspielen und ähnlichem, so geht es mit unseren Ideen. Manche galten ehedem für so gefährlich und gewagt und sind dann marktgängig, fast trivial geworden. Sie kamen eben an Menschen, die ihrer nicht würdig waren. So werden auch manche von den Ideen, die wir heute gewagt nennen, unseren Nachkommen schwach und gewöhnlich erscheinen.

Mit der Bewertung der Menschen steht es wie mit der der Diamanten. Bis zu einer gewissen Größe, Reinheit und Vollkommenheit haben sie ihren bestimmten und bekannten Preis. Über diese Größe hinaus haben sie keinen Preis und finden keine Käufer.

Charakterschwäche und innere Leere, mit einem Worte alles, was uns hindert, mit uns allein zu leben, sind der Grund, daß weniger Menschen menschenfeindlich sind, als es sein möchten.

Folgende Gegensätze sollte man vereinigen lernen: Tüchtigkeit mit Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Meinung, Arbeitsfreudigkeit mit Gleichgültigkeit gegen den Ruhm und die Sorge um seine Gesundheit mit der Gleichgültigkeit gegen das Leben.

Man ist noch kein geistvoller Mensch, wenn man viele Ideen hat. Ein General mit vielen Soldaten ist noch kein guter Feldherr.

Die Leute, die sich in allem nach der öffentlichen Meinung richten, gleichen den Schauspielern, die dem Beifall eines geschmacklosen Publikums zuliebe schlecht spielen. Mancher könnte schon besser spielen, stünde er vor einem besseren Publikum. Der anständige Mensch spielt seine Rolle so gut er kann und denkt nicht an die Galerie.

Fast alle Menschen sind Sklaven, aus demselben Grunde, den die Spartaner für die Unfreiheit der Perser angaben. Sie behaupteten, die Perser könnten nicht nein sagen. Das Wort aussprechen lernen und allein leben können! Es gibt keine anderen Mittel, um Freiheit und Charakter zu bewahren.

Die Natur scheint die Menschen für ihre Absichten zu brauchen, ohne sich weiter um ihre Werkzeuge zu kümmern, fast wie die Machthaber, die sich derjenigen entledigen, die ihnen gedient haben.

Um die richtige Anschauung vom Wesen der Dinge zu gewinnen, muß man jedes Wort in der Bedeutung verstehen, die seinem allgemeinen Gebrauch entgegengesetzt ist. Menschenfeind, schlechter Patriot heißt nur: ein guter Bürger, den gewisse abscheuliche Mißbräuche empören, heißt Philosoph, Mensch von geradem Verstand, der weiß, daß zweimal zwei vier ist.

Körperschaften, Parlamente, Akademien, Versammlungen können sich erniedrigen, wie sie wollen, sie halten sich durch ihre Masse, und man kann nichts gegen sie ausrichten. Lächerlichkeit und Schande prallen an ihnen ab, wie Flintenkugeln an einem Eber oder einem Krokodil.

Wer immer aus dem Volke hervorgegangen ist, der hilft zu seiner Unterdrückung. Der Söldner, der Krämer, welcher Hoflieferant wird, der Geistliche ländlicher Herkunft, der Ergebung in die Willkürherrschaft predigt, der höfische Geschichtsschreiber, der aus bürgerlichem Kreise stammt. Die Krieger des Kadmus! Kaum haben sie Waffen in den Händen, so stürzen sie sich schon auf die Brüder.

Läßt ein Minister seinen Herrn Dummheiten und Fehler machen, die der Allgemeinheit schädlich sind, so festigt er damit oft nur seine Stellung. Man könnte sagen, daß sie durch eine Art Komplizenschaft aneinander gebunden seien.

Wie kommt es, daß man sich selbst unter dem entsetzlichsten Despotismus noch zur Fortpflanzung entschließt? Weil die Gesetze der Natur sanfter, aber auch nachdrücklicher sind als die der Tyrannen, und weil das Kind seiner Mutter zulächelt unter Domitian wie unter Titus.

Wie können sich Völker verständigen?

von

EUGEN DIESEL

Man kann Feindschaft und die Kriege in ihrem Gefolge ansehen als — allerdings sehr zahlreiche — Ausnahmen zwischen gleichsam normalen Friedenszuständen, und man kann sogar der Auffassung sein, daß durch die Friedens- und Freundschaftszeiten die Möglichkeit einer dauernden Verständigung der Völker grundsätzlich erwiesen sei. Umgekehrt kann Feindschaft als die Regel, und Verständigung als die Ausnahme, als Atempause zwischen ewigem Krieg, aufgefaßt werden.

Schon aus dem Leben des Einzelnen ist Feindschaft nicht zu bannen. Den Mitmenschen so zu verstehen, daß sich ein wirklich tragfähiger Grund bildet, der auch bei plötzlichen Gefahren nicht nachgibt, so daß man vor Haß und Feindschaft bewahrt bleibt, ist sehr schwer. Innerhalb eines Staates wird freilich die Anwendung der offenen Gewalt durch Gesetze und Macht in der Regel verhindert. Jedenfalls ist Gewaltanwendung zwischen Einzelnen untersagt. Aber solches Gesetz gilt nur innerhalb der Staaten. Darum leben die Völker untereinander eigentlich gesetzlos, und das Völkerrecht hat diese Anarchie bisher nur sehr mangelhaft zu beseitigen versucht. Man braucht sich hierüber nicht zu verwundern. Denn Völker müssen sich noch viel fremder und gleichgültiger gegenüberstehen als die Angehörigen eines Volkes. Außerdem ist ja sogar viele und machtvolle Propaganda mit der Wachhaltung und Erregung von Feindseligkeit unentwegt befaßt, und an Konfliktsmöglichkeiten zwischen benachbarten und auch nicht benachbarten Völkern besteht niemals Mangel. Das muß zu unaufhörlichen Gefühlen der Abneigung und zu Auseinandersetzungen führen. Dabei ist selbstverständlich, daß zwischen den Völkern auch vieles mit friedlichen Mitteln bereinigt werden kann. Die große Frage ist, ob dem Grundsatz nach wie zwischen Einzelnen auch zwischen den Völkern alles mit friedlichen Mitteln bereinigt werden könnte. Erst wenn ein solcher Zustand erreicht ist, wird man von *wahrer* Verständigung sprechen dürfen.

In unserer Zeit hat sich ein merkwürdiger Zwischenzustand ergeben, der weder Krieg ist, noch Frieden. Aber aus diesem ewigen Schwebezustand zwischen Krieg und Frieden ist zu schließen, daß man immerhin nach der Möglichkeit Ausschau gehalten hat, zwischen den Völkern höhere Macht- und Ordnungsprinzipien zu errichten. Darum spielt auch der Völkerbund eine wenn auch höchst unvollkommene Rolle.

Die Zustände Europas und der Welt haben sich, wie die großen Führerreden darstellten, so entwickelt, daß Verständigung beinahe schon als etwas *Notwendiges* angestrebt wird. Die sich abzeichnenden Konflikte drohen immer gefährlicher und universaler zu werden. Das Prinzip der Feindschaft verliert, in Europa wenigstens, viel von den mit seiner Anwendung verknüpften Möglichkeiten und muß zu einer allgemeinen Katastrophe führen.

Früher hat man Feindschaft und Krieg als selbstverständlich hingenommen, ohne Probleme und Philosophie Kriege geführt, um dann wieder Frieden zu

schließen. Solche Epochen des Friedens waren gewiß auch auf einer Art von Verständigung begründet. Aber das Wort hat heute eine grundsätzlichere Bedeutung und sagt mehr als Frieden schließen und eine Zeitlang halten, will mehr als Verträge oder ein System von Verträgen. Grundsätzliche Verständigung zwischen den Völkern anzustreben, ist eine Strömung des 19. Jahrhunderts. Hierbei spielten die rationalistischen und humanen Lehren des 18. Jahrhunderts eine Rolle, die dann über den Liberalismus und Pazifismus[1]) hinweg in die noch mannigfach verworrenen, zum Teil schon sehr andersartigen Verständigungsbestrebungen unserer Zeit einmünden.

„Verständigung" wird heute angestrebt durch eine politisch-ethische Strömung, der gewisse politische Methoden, freundschaftliche Aussprachen und eine gemeinsame Propaganda der Völker vorschweben, wobei freilich die Instanz, welche zur Durchführung einer Verständigung notwendig wäre, unklar bleibt. Allenfalls stellt man sich darunter den Völkerbund vor oder gewisse Pakte grundsätzlicher Art (Kelloggpakt), zu deren Durchführung oder Wahrung aber eine kraftvolle Instanz gleichfalls noch nicht herangewachsen ist. Das Streben nach Verständigung gründet sich auf die „Vernunft", auf den Gemeinschafts-, Schiedsgerichts- und Friedensgedanken, dem der Vorzug gegenüber dem Krieg gegeben wird. Man vermeint, über politische, kulturelle, philosophische und organisatorische Mittel zu verfügen, um die Verständigung zu verwirklichen. So ungefähr stellt sich das durch den parlamentarischen Stil getragene Streben nach Verständigung dar. Die Führerreden entsprechen, wie es nicht anders sein kann, nicht diesem parlamentarischen Stil, sondern sie greifen ganz unmittelbar die Probleme auf.

Der Augenschein spricht zunächst gegen die Möglichkeit der Verständigung. Man muß die grotesken Schwierigkeiten ins Auge fassen; denn irgendwelche Illusionen haben Enttäuschungen im Gefolge und würden der Verständigung schaden.

Noch heute „befreundete" Völker sind sich, dem überalterten politischen Stil Europas entsprechend, morgen feindlich und umgekehrt, zuweilen aus lächerlichen, zuweilen aus gewichtigen Gründen. Solch jäher Wechsel ist oft von tragischer Komik, da das hochgepriesene „befreundete" Volk von gestern plötzlich in unserer Vorstellung mit den abscheulichsten und minderwertigsten Eigenschaften behaftet erscheint. Die Völker aber kennen sich wenig und erscheinen einander in solchem Abstand, daß die Gefühle und Vorstellungen eigentlich nur um Fiktionen kreisen. Völker haben sich nun einmal nicht so unmittelbar vor Augen wie zwei Menschen oder zwei konkurrierende Geschäfte. Das Verhältnis der Völker ist im allgemeinen nur durch Umstände und Mächte zu regulieren, über welche die Völker gar keine oder nur eine eingebildete und in vielen Fällen nicht mehr zutreffende Kontrolle besitzen. Zwischen ihnen steht — das ist nun einmal so und muß auch so sein — ein diplomatisch-politischer Stab von mehr oder weniger Begabten und ein propagandistischer Apparat. Dieser arbeitet leider

[1]) Engländer verstehen unter Pazifismus einfach Friedensliebe, zu der wir Deutschen uns ja auch bekennen. Wir sind jedoch gegen den Pazifismus der Art, der das eigene Volk auch dann wehrlos wünscht, wenn der Nachbar schwer gerüstet ist. Aber wir sind Mißverständnissen ausgesetzt, weil wir ständig unsere Friedensliebe versichern und doch gegen den Pazifismus reden. Der Politiker eines anderen Volkes wird uns zwar bis zu einem gewissen Grade verstehen, aber sein Volk nicht über unsere Auffassung aufzuklären vermögen.

wie ein Sieb, das die Lage, die Ansprüche, die ehrlichen Beweggründe des anderen Volkes durchläßt, während es die eigenen Beweggründe, Auffassungen, Forderungen und so weiter als dicke Brocken zurückbehält und verweist. So wird nur zu leicht das Beste und Gerechteste des eigenen Volkes gegen das Schlechteste und Ungerechteste des fremden Volkes in die Waagschale geworfen. Selten mutet man dem eigenen Volk Verständnis für das andere zu. Im Gegenteil, ein solches Verständnis lähmt ja die Stoßkraft des eigenen Volkes für den Fall einer Verwicklung und wird daher sogar durch die politische Apparatur vermieden (außer in dem Falle, daß „Freundschaft" plötzlich nötig erscheint). Trotzdem verlangt man Verständnis vom anderen Volk und ist über seine Verständnislosigkeit erbost. Dies Verfahren ist in sehr vielen politischen Aufsätzen der Weltpresse festzustellen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß Feindschaft oder auch Freundschaft der Völker durch Propaganda, somit durch Willkür, ferner durch politische Situationen verhältnismäßig leicht entstehen kann, daß aber meistens und am leichtesten die Feindschaft gemacht wird. Wenn sich die wichtigsten Führer der Welt zu einer Eidgenossenschaft verbänden, mit dem Zweck, alle politischen und propagandistischen Mittel wirken zu lassen, um einmal eine allgemeine und grundsätzliche Verständigung zu erzielen, dann würde sich nach solchem Trommelfeuer ein Anfangserfolg zweifellos einstellen.

Indessen würde ein solches Vorgehen scheitern, wenn es nur mechanisch und propagandistisch wäre. Völkerverständigung ist freilich nur durchzuführen durch die Zusammenarbeit der Politiker, die sich aber einer solchen Aufgabe bloß unterziehen dürfen, wenn eine werbende unerschütterliche Idee ihrem Handeln als Triebkraft zugrunde liegt, und wenn die Verständigung nicht nur als ein Mittel zur Erreichung politischer Ziele gedacht ist. Andererseits ist eben bei der großen Vielgestaltigkeit der Probleme und des Wesens der Völker eine Verständigung auf die Dauer doch nur denkbar, wenn sich das große Geheimnis „Volk" daran beteiligt. Abneigung und Freundschaft zwischen den Völkern beruht nicht allein auf den Politikern und ihren technischen, psychologischen und ethischen Mitteln, sondern beides hat auch andere, schwer faßbare Gründe.

Wenn wir im Kreise der Erdenvölker umherblicken, so erschüttert uns, feststellen zu müssen, daß es eine echte Völkerverständigung, wenn man von den Mitgliedern des Britischen Weltreiches absieht, eigentlich bisher nicht gibt, außer in dem einen Fall Skandinavien, wo sie unter günstigen Vorbedingungen gewachsen ist und auch dauerhaft erscheint.

Alle Politiker alten Stils, die eine Art von Verständigung herbeizuführen berufen wären, sind schwer gehemmt. Jeder wähnt, daß das ihm anvertraute Volk stets irgendwie benachteiligt oder bedroht ist. Gefühle der Feindschaft im eigenen Volk erwecken zu können, ist daher ein wichtiges politisches Werkzeug, um die Benachteiligung beseitigen zu helfen. Es ist Verantwortungsgefühl, daß die Politiker nicht nur Freundschaft, Versöhnung, Verständigung und so weiter erwecken wollen. Man muß offenbar den Pfeil der Feindschaft im Köcher haben. Denn wehe, wenn das Nachbarvolk sich entschieden zur Feindschaft bekennt und man selbst auf die Freundschaft schwört! Bleibt also nur eine einzige größere Macht beim Grundsatz der Feindschaft stehen, so

frißt sich dieses Prinzip auch bei den anderen Völkern wieder durch. Kein einziges Volk wird freiwillig den Anfang mit einer einseitigen Abrüstung machen können. Deshalb müßten alle gleichzeitig beginnen. Für die Durchführung dieses Vorgehens fehlt aber wiederum jegliche Instanz. Aber vielleicht beginnen sich in unserem Zeitalter solche Instanzen zu entwickeln. Man müßte sie, ob man nun Pessimist oder Optimist ist, auf alle Fälle fördern und pflegen; wobei der Streit zurückzustellen wäre, ob man die Form und den politischen Stil solcher Instanzen zweckmäßig findet oder nicht.

Auch aus anderen Gründen kann dauernde Freundschaft zwischen den Völkern nur nach größter Mühsal erweckt werden. Die Völker lassen sich nicht wie bloße psychologisch beeinflußbare Mechanismen führen. In den Völkern laufen viele seelische Strömungen zusammen, aus denen Feindschaft oder Freundschaft hervorgehen. Darum bleibt es ein ungeheures Unternehmen, durch Verständigung und Pakte Freundschaften hervorrufen zu wollen, wenn unter der Decke ein Feuer fortschwelt, das der geschaffenen künstlichen Lage widerspricht, oder wenn der leiseste Ansatz von Taktik oder Unaufrichtigkeit wahrzunehmen ist. Damit sagen wir nicht, daß man am besten nichts unternähme. Wir wollen nur wiederum darauf hinweisen, daß aus dem politischen Mechanismus allein die Verständigung nicht hervorgehen kann, sondern daß dazu ein höherer geistiger und kultureller Einsatz gehört, der die Völker erst zur Aufnahme der politischen Verständigung reif macht. Darum ist während eines langen, dauernden Erziehungs- und Reifungsprozesses darauf hinzuwirken, daß die im Völkerleben noch geltende Zwiespältigkeit und Unaufrichtigkeit verschwinden. Verständigung muß sowohl von den Führern wie von den Völkern gleichzeitig erarbeitet und gewollt werden. Jeder Widerspruch in dieser Situation würde unweigerlich in neues Verderben führen.

Die Idee der Völkerverständigung im Sinne des 19. Jahrhunderts ist, was ihre Methode betrifft, erschüttert. Man hat einsehen gelernt, daß das Problem viel schwieriger und ungeheuerlicher ist, als man es sich während des Fortschrittglaubens ausmalte. Seit einigen Jahren ergeben sich neue Konstruktionen oder Ideen zur Vermeidung eines etwa heraufziehenden Unheils. Man spricht von „kollektiver Sicherheit", welche mit allem nur erdenklichen Rüstzeug von Verträgen, Pakten, Wirtschaftsmaßnahmen mit oder ohne Hilfe des Völkerbundes herbeigezwungen werden soll. Es wäre töricht, verneinen zu wollen, daß mit greifbaren Mitteln und gewaltiger Macht an der Schaffung einer kollektiven Sicherheit gearbeitet wird. Dieser kollektiven Sicherheit könnte man dann auch den Namen „Verständigung" geben. Wir wollen nicht um Worte streiten. Es sei nur festgestellt, daß ein neuer politischer Stil heraufzieht, der sich von dem des 19. Jahrhunderts unterscheidet. Das Deutsche Reich ist dabei, einen solchen Stil zu erarbeiten, aber die anderen Länder auch, jedes auf seine Weise. Dieser Unterschied in der Form, zum Teil auch im Wesen, kann erneut zu schweren Mißverständnissen führen.

Es wird unmöglich sein, nur mit einem System von Pakten oder nur mit der Kulturidee oder nur mit der Propaganda oder politischen Taktik Verständigung zu erreichen. Das Problem ist so verwickelt und stellt solche Ansprüche an den Geist, an reine und offene Charaktere, die Verständigung setzt ferner so

besonders günstige kulturelle und politische Lagen voraus, daß man nur schwierig und langsam zu Ergebnissen kommen kann, die wirklich Stand halten. Es sind Strömungen aus den Völkern heraus vonnöten, über die wir nur wenig Gewalt haben, die aber ihrerseits doch wieder den reinen und großen Führer benötigen. Diese Augenblicke der Gnade oder der Reife werden aber eines Tages begriffen werden. Dazu gehört nicht nur das eigene Volk, sondern mehrere Völker. Die Weiterführung und Gestaltung der neuen europäischen Politik wird freilich in der Hand weniger politischer Führer liegen müssen. Solche Politik muß auf der geistigen Arbeit und dem ethischen Willen der Besten aller Nationen gegründet sein.

Es ist lächerlich, zu erwarten, daß Heuchelei, politischer Betrug und Unaufrichtigkeit von heute auf morgen verschwinden werden. Aber es ist doch ein großer Unterschied, ob man diese Greuel zum Grundsatz erhebt, oder ob man sich durch dieses giftige Gestrüpp durchzuhauen versucht. So wirr und undurchdringlich selbst dem genialsten Mann die Lage der Menschheit sich heute darstellt, so sind wir doch der Anschauung, daß gerade dieser ungeheuerliche Wirrwar und das Versagen der alten Mittel mehr als je die Möglichkeit zu einer echten Verständigung vorbereiten helfen. Es wird sich immer mehr zeigen, daß die Mittel der alten Politik und Diplomatie ihre Wirkung einbüßen und daß die Verständigung Utopie bleibt, wenn nicht ein höheres Maß von gegenseitigem Vertrauen in die Welt kommt.

Die Verhältnisse in Europa sind so in Fluß geraten, daß wahrhaft geniale Führer im Grunde freieres Spiel haben und über souveränere, von den alten Regeln abweichende Mittel verfügen als früher. Die Führerreden wichen von den alten Regeln ab und beschworen den ungeheuren Zustand der Politik vor die Seele der Völker.

Wir sind davon überzeugt, daß jeder nationale Politiker dem Ziele seines Volkes am besten dient, wenn er die Atmosphäre der Verständigung und des Vertrauens vorbereiten hilft. Im gleichen Augenblick aber müssen immer noch viele von ihnen den Mechanismus der Politik so ablaufen lassen, daß die rechte Hand nicht weiß, was die linke tut. In diesem Zwiespalt stecken wir nun einmal drin. Er entspricht der Tatsache, daß eine neue Zeit heraufzieht, die alte aber noch nicht abgelaufen ist. Man könnte mit den Symptomen der alten Zeit beweisen wollen, daß alle Völkerverständigung utopisch bleibt. Aber genau so gut sind Gesetze eines neu heraufziehenden Zeitalters in Wirksamkeit, die die Verständigung erfordern, wenn wir nicht eine Katastrophe erleben wollen.

Nationen sind verwandte und durch fortschreitende Verständigung immer verwandter gewordene Menschengruppen, die sich schließlich auf Grund politischer Entwicklungen, bei denen Vertrauen und Verständigung eine große Rolle spielten, zu großen Gruppen zusammengeschlossen haben. Eine ungeheure Summe von Leid, Opfer, Begeisterung und Zielbewußtsein ist nötig gewesen, um solche Ergebnisse zu erzielen. Noch mehr wird gefordert werden, um das Gesetz der neuen Zeit zu erfüllen. Das Ziel zu erreichen, ist nur möglich durch fanatischen und opferwilligen Einsatz, der ebenso lebendig nnd ehrlich zu sein hat, wie der, den für sein eigenes Volk zu leisten man heute für selbstverständlich hält.

Werden die Völker hierzu imstande sein?

Der Einbruch der Photographie

von

PAUL FECHTER

Die meisten Erörterungen über die heutige Lage der bildenden Kunst übersehen eine Tatsache, die grundlegende Änderungen im Verhältnis der neuen Generationen zur Welt wie zur Kunst hervorgerufen hat: daß nämlich heute unendlich viel mehr gesehen werden will und muß als früher, so daß für Kunst und künstlerische Betrachtung höchstens noch die halbe Kraft übrigbleibt. Wir haben seit etwas mehr als einem Menschenalter den Einbruch der Photographie und seit etwas weniger als einem Menschenalter den Einbruch des Films. Vor einem halben Jahrhundert sah der normale Bürger in seinem Journalzirkel wöchentlich einmal die Gartenlaube und das Daheim, Über Land und Meer und die Leipziger Illustrierte – und in all diesen Blättern sah er Zeichner, Holzschneider am Werk. Es gab da Reproduktionen von Kunstwerken in Holzschnitt – Xylographie, sagte man gebildet; es gab aktuelle Bilder „von unserm Spezialzeichner", wie die Redaktion stolz vermerkte. Es gab da und dort in den Familien Prachtwerke, die der Reisebuchhandel dorthin getragen hatte, die Bibel mit den Zeichnungen von Doré, Scheffels Gaudeamus, illustriert von Anton von Werner, und ähnliches. Das Entscheidende war: alle diese Bücher und Hefte brachten Sichtbares, Besehbares, aber durch Vermittlung von Künstlern oder zum mindesten von Handwerkern der Kunst. Es gab allerhand zu sehen, aber das stand immer noch in wenn auch losen Beziehungen zur Kunst und zu Künstlern.

Nun kam um die Jahrhundertwende die ständig zunehmende Ausbreitung der Photographie und ihr Einbruch in die Drucktechnik auf dem Weg über die Zinkätzung, die Autotypie. Die Illustration breitete sich in nie geahntem Umfang aus: der Spezialzeichner, der Holzschneider verschwanden. Der Zeichner suchte sich andere Aufgaben, der Xylograph als Beruf entschwebte: die Photographie und der Druck nach der Photographie ersetzten ihn. Früher gab's die Bilder zum Text, jetzt begann es den Text nur noch zu Bildern zu geben. Alle Bücher begannen nach Illustrierung durch die Photographie zu schielen: illustrierte Blätter waren solche, die Bilder zum Besehen, nicht Text zum Lesen brachten. Die Welt dessen, was gesehen werden wollte, wuchs und wuchs – und ging über alle Ufer, als wenig später der Film seinen Siegeszug antrat. Da begann die Masse dessen, was gesehen werden wollte, ins Ungemessene zu wachsen – und alle diese Sichtbarkeit war von sehr anderer Art als die bisherige.

Alle die früheren Bilder und Zeichnungen und Stiche und Lithographien waren Werke zweiäugiger Menschen mit lebendigen Händen gewesen: die Photographien und die Autotypien und die bewegten Lichtbilder des Films

waren Ergebnisse der einäugigen Kamera und technischer Prozeduren, Ergebnisse von oft sehr großen, ganz neuen, aber ganz anders gearteten Reizen, als es die Reize der Kunst gewesen waren. Die Sichtbarkeit und das Reich des zu Betrachtenden nahmen ungeheure Dimensionen an — und wurden zugleich ein Reich von ganz anderer Art als das der Kunst. Die war einst die Alleinherrscherin der Sichtbarkeit gewesen; jetzt erhob sich neben ihr eine zweite Macht, mit Mitteln ausgestattet, die gegenüber dem Ganzen, gegenüber der Allgemeinheit Wirkungen erzielen konnten, von denen die Kunst sich in ihren größten Zeiten nichts, aber auch nichts hatte träumen lassen. Gewiß, auch das Reich der Kunst wuchs in diesem Menschenalter zu Ausmaßen, an die man früher nie gedacht hätte: Tausende von Malern malten, Hunderte von Ausstellungen zeigten ihre Werke bei allen Völkern. Was aber besagte das neben dem Reich der Photographie? Die Welt des Einäugigen siegte so sehr über die Welt des Zweiäugigen, daß zuletzt selbst die erst zur Wirkung kam auf dem Umweg über die Photographie. Ein vielgereister Mann gab einmal einem Freunde, der nach Italien ging, den guten Rat, er solle sich zwar überall die Schaukästen der Photographen namentlich in den Vorstädten ansehen — da lerne er das Volk und seine Ideale am besten kennen: er solle aber nicht in die Galerien und Museen gehen. Denn die Bilder kenne er ja doch alle von Ansichtskarten. In diesem Scherz ist die Situation der Kunst neben der Photographie bereits auf eine knappe Formel gebracht: man kennt das Werk der Kunst aus der technisch mechanischen Reproduktion, nicht mehr aus dem Original. Die Kenntnis der Kunst ist verbreitet — nicht die Kunst.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: darin liegt natürlich eine ungeheure positive Leistung der Photographie. Man vergegenwärtige sich einmal, um sie ganz zu ermessen, den Stand der Kenntnis etwa unserer deutschen Plastik um 1900. Es gab Bodes Geschichte der deutschen Plastik; darin sah man die Stifter, die Bamberger Sibylle, Straßburg, Magdeburg in steifen Holzschnitten. Sonst sah man von diesen Werken bei Volk und Bürgertum so wenig wie zur Zeit Goethes, der oft in Naumburg war und die Stifter offenbar nie gesehen hat; denn er spricht nie von ihnen. Heute sind nicht nur diese Werke, die Weltruhm der deutschen Kunst sind, in Millionen von Abbildungen, als Postkarten, in Bilderbüchern, Kunstgeschichten, Reisebüchern bis in alle Winkel verbreitet: die Photographie hat unsern Gesamtbesitz an Werken der Kunst bis ins kleinste Nest gesammelt, registriert der Nation vorgelegt. Unser Besitz an Kunst oder genauer: unser Bewußtsein und Wissen um unsern deutschen Kunstbesitz ist in den letzten Jahrzehnten ungeheuerlich ausgeweitet. Wir können uns unsern Bestand an deutschen Meistern der Plastik und der Malerei heute ohne allzu viel Mühe in den Bücherschrank stellen, können uns neben unserer heutigen lebendigen Produktion Jahrhunderte künstlerischen Schaffens jederzeit sichtbar machen — in Photographien. Das ist eine ungeheure Leistung, über deren Bedeutsamkeit man kein Wort zu verlieren braucht: es ist aber zugleich eine ungeheure Gefahr! Denn diese

ganze unendlich vergrößerte Masse Sichtbarkeit lehrt uns photographisch sehen, nicht künstlerisch. Zeigt uns Reize und Wirkungen, die in unzähligen Fällen mit dem, worauf es bei dem Dargestellten künstlerisch eigentlich ankommt, kaum noch etwas zu tun haben.

Hier sind wir an einem Punkt angekommen, an dem eine wesentliche Schwierigkeit in der heutigen Situation der Kunst sichtbar wird. Nicht nur, daß der Film und die Photographie einen sehr großen Teil der vorhandenen Energie des Sehens, die eigentlich der Kunst gehören müßte, für sich verbrauchen und absorbieren, so daß für die Kunst nur noch ein Rest übrigbleibt: die Photographie und der Film bringen den menschlichen Augen ganz andere Arten des Sehens bei, als sie die Kunst erfordert. Kunst verlangt zweiäugig gesehen zu werden: Film und Photographie bieten einäugig, durch ein Objektiv Aufgezeichnetes dar, in Kombinationen und Ausschnitten, deren Wirkungen oft ans Künstlerische grenzen, aber von völlig anderen Gesichtspunkten her. Das Werk der Kunst lebt aus seinem Erfülltsein vom Leben des Künstlers, das Werk der Photographie vom Erfülltsein vom Leben der Fläche. Die Photographie entwöhnt die Augen vom Sehen der künstlerischen Erfülltheit und gewöhnt sie ans Sehen von bestimmten Ausschnitten und Ansichten. Der Holzschnitt, der einst die Uta darstellte, zeigte immerhin die Uta; die Photographie zeigt die Leistung des Photographen an dem Standbild der Uta. Die kann sehr interessant sein, sehr künstlerisch wirksam sogar: was wirkt, ist aber in den meisten Fällen nicht mehr die in Gestalt und Gesicht der Naumburger Markgräfin eingefangene künstlerische Kraft, sondern eine neugeschaffene Welt, in der Uta ebenfalls vorkommt, aber nur noch mitwirkt. Die Photographie hat uns ein ganz großes Gebiet unseres deutschen wie des fremden Kunstbesitzes überhaupt erst eröffnet, zum Sehen vorgelegt; sie hat gesammelt, registriert, aufgezeichnet: sie hat sich zugleich der Werke als ihrer Objekte bemächtigt, hat über ihrer Welt eine neue, nicht mehr nur photographierte, sondern photographische Welt aufgebaut. Sie hat das Sehen unvermerkt von dem im Werk verewigten Leben abgelenkt auf *ihr Leben*, auf *ihre* Wirkungen in dem von ihr geschaffenen Bild.

Man könnte einwenden, was besagt das gegenüber der Tatsache, daß die Photographie mit jedem Bild, wenn auch in neuer Fassung ein Werk der Kunst an den Betrachter heranbringt? Kunst ist Kunst, und der Unterschied ist nur klein. Demgegenüber ist zu sagen, daß der Unterschied doch nicht so gering ist, wie man annimmt, weil er nämlich ans Grundlegende rührt. Die Photographie nämlich schaltet in ihren Ergebnissen gerade das aus, was das Werk der Kunst, das Bild, die Plastik will und braucht: das Mitgestalten, die Produktivität der Augen und der Seele des Betrachters. Das Bild verlangt den zusammensehenden Betrachter, der aus den Elementen der Malerei im Betrachten sich wieder die Vision des Malers, seine seelische Welt, wie sie sich an einem Stück Vorstellung oder einem Stück Sichtbarkeit ausgewirkt hat, aufbaut und sie so ebenfalls gewinnt. Zeichnungen Rembrandts,

Blätter Slevogts, Bilder van Goghs sind an sich Linien- oder Farbengefüge von bestimmter gegenständlicher Bedeutung: erst im Auge und in der Seele des Beschauers wachsen sie zum Bild, zur Vision, zu einem Stück Kunst zusammen. Die Photographie kann davon nichts geben – sie ist an den Apparat, an das Verfahren und an das Objekt gebunden. Sie kann auf die Phantasie nur gegenständlich anregend wirken: ihre Erzeugnisse sind fertig und wollen nur auf Qualität der Arbeit, auf Geschmack und Bildsinn betrachtet, aber nicht in der zusammensetzenden Seele erst wieder ganz verwirklicht werden. Sie sind selber wirklich und bleiben im Bann der Wirklichkeit: sie haben zum produktiv Künstlerischen nur reproduktiv, auf dem Weg über die Wiedergabe Zugang. Sie haben unsere Welt unendlich bereichert, haben sehr viel wertvolle Schönheit und wunderbare Leistungen geliefert: sie haben die heutige Situation der Kunst ungeheuer erschwert. Nicht nur durch die Konkurrenz, die die Photographie auf verschiedenen Gebieten vom Porträt bis zur Landschaft der Sommerfrische geübt hat und übt, sondern weil sie die Unklarheit in allen Betrachtungen und Unterhaltungen so ungeheuer vergrößert, die Verwirrung der Standpunkte unendlich vermehrt hat. Sie hat die Genüsse für unsere Augen großartig vermehrt, hat die Masse des zu Sehenden ungeheuer erweitert – sie hat aber gleichzeitig unsere Augen bequem und unsicher und träge gemacht. Man erzählt von einem sehr berühmten Kunsthistoriker, er hätte seine Erörterungen und selbst seine Wertungen fast nur vor Photographien der Bilder abgegeben, um die es sich gerade handelte, und wäre unruhig und unsicher geworden, wenn ihn ein boshafter Galeriedirektor zwang vor einem Werk selbst Entscheidungen zu treffen. Selbst wenn die Geschichte erfunden ist, ist sie zeitgemäß erfunden: denn sie zeigt den Wandel, den unsere Augen durch den Umgang mit der Photographie bereits durchgemacht haben, wie an einem Schulbeispiel. Ein witziger Mann behauptete einmal, die Häuser und Kirchen der modernen Architekten seien erst fertig, wenn sie auf dem schönen Kunstdruckpapier der Kunstzeitschriften von oben und von unten, von vorn und von hinten reproduziert seien. Darin liegt ganz die gleiche Erkenntnis: die Photographie hat sich zwischen die Kunst und den Betrachter geschoben, die unmittelbare Wirkung des Werks und damit die unbequeme Forderung der lebendigen Mitarbeit des Betrachters am Werk aufgehoben. Sie liefert dem Sehen auch die Kunst schon gebrauchsfertig gemacht, hebt die peinliche Anstrengung auf, die die Kunst vom Betrachter kraft ihres besten Sinns und Wesens fordern muß. Eine Galerie mit ein paar hundert Gemälden entläßt den Besucher ausgenommen und gerädert, weil da, ob er will oder nicht, auf dem Weg über das Sehen und die Augen gelebt werden muß: ein Band mit photographischen Reproduktionen derselben Bilder läßt sich ohne Mühe und Anstrengung stundenlang betrachten – weil hier kein Hineingehen in die Welt der Maler, kein Mitgestalten mehr nötig und möglich ist. Die Folge ist, daß nachher auch für die Kunst und ihre strenge Welt nur die halbe Kraft angeliefert wird, die für Film und Photo völlig ausreicht und deren Welt darum so angenehm leicht eingehend

und unverpflichtend macht. An Kunst kommt man aber mit dieser halben Kraft so wenig heran wie an das Leben; da muß man schon die ganze herbeirufen, wofern man wirklich die großen Erlebnisse, Erfahrungen und Abenteuer der Seele mitleben will, die wir mit dem vieldeutigen Wort Kunst zu umschreiben pflegen. Es ist durchaus im Sinn des hier Entwickelten, wenn ein Kreis junger Kunsthistoriker, der von einem bekannten Buch mit sehr schönen Aufnahmen aus dem Naumburger Dom zu den Stiftern kam, zunächst eine ganz tiefe Enttäuschung erlebte und bekannte. Werke der Kunst sind nun einmal nicht in Momentaufnahmen der Augen zu erfassen, sondern verlangen Zeit und Einsatz.

Aus meinen Lehr- und Wanderjahren

ERLEBNIS EINES HANDWERKSBURSCHEN

Von Friedrich Frommholz

Ich, der Tischlermeister Friedrich Frommholz, bin am 1. Dezember 1861 zu Codram, Kreis Usedom-Wollin, geboren, woselbst mein Vater Martin Friedrich Frommholz, einen ansehnlichen Bauernhof besaß. Ich war der jüngste von seinen vier Söhnen, und da mein ganzes Sinnen und Trachten auf die Seefahrerei gerichtet war, so lernte ich bald nach meiner Einsegnung in Stettin kochen und ließ mich dann als Schiffskoch bei dem Kapitän Freese in Swinemünde verdingen. Dieser hatte einen Segler mit zwölf Mann Besatzung. Meine erste Fahrt ging von Stettin nach Rochefort in Südfrankreich. Der Kapitän hatte übrigens seine eigenen Manieren, einen aufs Glatteis zu führen: Es gab an Bord zwei verschiedene Sorten von Zucker, eine weiße Sorte, die nur für den Kapitän und den Steuermann bestimmt war, und braunen Zucker für die Mannschaft. Von dem weißen Zucker wurde immer nur eine Büchse gefüllt, die sich der Kapitän im Spint seiner Kajüte aufbewahrte. Ich wollte nun mal ausprobieren, was rechts und links ist und kostete heimlich von dem weißen Zucker, wobei ich zwar bemerkte, daß beim Aufheben des Deckels zwei Fliegen aus der Büchse flogen, mir aber nichts weiter dabei dachte. Ich stellte nur fest, daß der weiße Zucker bedeutend süßer als der braune schmeckte, und da ich das Loch im Zucker wieder fein eben machte, dachte ich, daß der Olle es nicht merken würde. Doch als ich ihm bald darauf seinen Kaffee in die Kajüte brachte und er die Zuckerbüchse öffnete, frug er ganz trocken: „Fritz, kannst du mir viel-

leicht sagen, wo die beiden Schiffsfliegen geblieben sind?" Ich bekam einen Schreck, daß mir das Blut in die Wangen schoß und mein Kapitän wußte Bescheid. Er wurde aber nicht ärgerlich, sondern meinte nur: „Hast wohl noch auslernen wollen; ein guter Schiffskoch muß auch wissen, wie weißer Zucker schmeckt."

Als wir nun kurz vor Rochefort waren, rief der Kapitän: „Land in Sicht!" die Lotsenfahne wurde gehißt und als wir einen Lotsen an Bord genommen hatten, wurde die Lotsenfahne heruntergenommen und die deutsche Reichsfahne gehißt. Am Tage nach unserer Ankunft beauftragte mich der Kapitän, an Land zu gehen und zwei Weißbrote einzukaufen. Ich könne mir dabei auch mal die Stadt ansehen. Ich ziehe voller Freude meinen sauberen blauen Matrosenanzug an, stecke mir die für zwei Pfennig erstandene Tonpfeife zwischen die Zähne und gehe an Land. Im stillen denke ich bei mir: „Ach, wenn Vater und Mutter dich so sehen würden, die würden ihre Freude haben!" Ich schlendere nun durch die Straßen der Stadt, es kommt mir alles wunderlich und neuartig vor. Die Ladenbesitzer bieten ihre Waren auf offener Straße vor ihren Geschäften aus. Es herrscht ein buntes Treiben, das Gezwitscher von allerhand Papageien dringt an mein Ohr. Ich erstehe verschiedene kleine Andenken zum Mitbringen für meine Eltern. Dann kaufe ich auch zwei große schöne Weizenbrote.

Über all den Einkäufen und dem Anschauen der Läden ist es Abend geworden und ich will zum Hafen zurückgehen. Ein dicker Nebel ist aufgestiegen und ich glaube schon die Masten der Schiffe im Hafen zu sehen, da sind es aber beim Herankommen hohe Maulbeerbäume. Mit den Passanten, die ich um Auskunft fragte, konnte ich mich nicht verständigen; denn ich konnte wohl etwas englisch, aber kein Wort französisch sprechen. Ich irrte umher und traf eine vornehme, in Schwarz gekleidete Dame. Ich faßte mir ein Herz und fragte sie nach dem Weg zum Hafen. Zu meiner Überraschung antwortete sie mir auf deutsch: „Ach, Sie sind ja ein Preuße. Sie gehen in entgegengesetzter Richtung. Ich werde Ihnen den Weg zeigen." Dabei nahm sie mich unter den Arm, ich warf schnell meine Tonpfeife fort, weil es mir nicht schicklich schien, mit einer so vornehmen Dame, die Pfeife im Munde, einherzugehen. Wir kamen bald an eine große Kaserne. Die Dame wechselte einige Worte mit dem davor stehenden Posten, der uns dann durchließ. Auf den langen Kasernenfluren standen die Gewehre in Pyramidenform aufgestellt und viele Soldaten gingen auf und ab. Ich dachte: „Nun bist du deinen Kopf los!" Die Dame führte mich zwei Treppen hoch in eine Offizierskantine, in der sich zwei Offiziere befanden, denen sie mich vorstellte. Der eine von ihnen fragte mich auf deutsch, was ich für ein Landsmann sei, und als ich ihm antwortete: „Ein Pommer von Usedom-Wollin," da freute er sich sehr und sagte: „Ich bin 70 und 71 Gefangener in Kolberg gewesen und habe es dort in der Kriegsgefangenschaft so gut gehabt wie bei meinen Eltern zu Hause." Darauf verließ uns die Dame, der Offizier aber war so erfreut und begeistert, in mir einen Pommern vor sich zu haben, daß

er eine Flasche Sekt kommen ließ und sie mit mir zusammen leerte. Dann ging er mit mir von einem Hotel ins andere und stellte mich überall seinen Kameraden und Freunden voll Stolz als den treuen Pommer vor. Natürlich wurde dabei überall auch etwas getrunken und wir waren beide in der heitersten Stimmung. Der Offizier ging mit mir untergehäkelt auf der Straße, aber je länger dieser Umzug dauerte, desto häufiger stolperte er über seinen Krummsäbel und wäre wohl auch lang hingefallen, wenn ich ihn nicht gestützt hätte. Ich knickte zwar auch manchmal etwas in die Knie, aber ich war doch noch nüchterner als er und da ich gemerkt hatte, daß er mich ordentlich „einseifen" wollte, sagte ich zu ihm: „Herr Leutnant, die pommersche Haut ist doch zäher als ihre; die läßt sich schlecht gärben," worauf er meinte: „Ja, das habe ich in Kolberg erfahren, ich wünschte, ich käme noch einmal nach Kolberg." Schließlich fragte ich ihn, ob wir nicht lieber eine Droschke nehmen und zum Hafen fahren wollten; denn ich sah ein, daß ich auf solche Weise mit dem Leutnant und meinen zwei Weizenbroten nie zum Hafen kommen würde. Der Leutnant sagte daraufhin ein paar Worte zu einem Soldaten, der vor einer Kaserne Posten stand. Der Soldat stellte sogleich seine Knarre in das Schilderhaus und holte eine Droschke herbei, die uns nun zum Hafen brachte. Dort verabschiedeten wir uns voller Rührung und ich freute mich nach diesem langen Ausflug endlich doch wohlbehalten mit meinen zwei Weißbroten an Bord der „Ückermünde" zu kommen. Wie ich nun die Strickleiter hochgeklettert war und über die Schanzkleidung steigen will, rutsche ich aus und plumpse mit meinen Weißbroten ins Wasser. Der Schreck und das kalte Naß ernüchterten mich sofort und ich paddelte wie ein Hund ans Ruder, wo die zwei Rettungsboote lagen, klettere an einem herabhängenden Tau an Deck und schleiche mich wie ein begossener Pudel nach meiner Lagerstatt.

Beim Erwachen am nächsten Morgen fallen mir sofort meine beiden Weißbrote ein und ich denke: Ach, was wird nun der Kapitän sagen! Nun gibts gewiß was aus der Armenkasse! Ich stehe auf, gehe an Deck und blicke mich nach allen Seiten um. Da fallen mir auf einmal zwei große weiße Flecke auf, die in ziemlich weiter Entfernung auf dem Wasser schwimmen und ich denke: Ach, ob das wohl Schwäne sind? Ich hole mir das Fernglas und erkenne durch dasselbe meine beiden Weißbrote, die, von der Feuchtigkeit hoch aufgeschwollen, traulich nebeneinander schwimmen. Während ich nun so in diesen Anblick versunken dastehe, haut mir einer von hinten auf die Schulter, daß ich fast in die Knie sinke. „Wo hast du deine Weißbrote?" „Herr Kapitän!" sag' ich – und das Weinen ist mir näher als das Lachen – „Herr Kapitän, da hinten schwimmen sie!" Nun mußte ich meinem Kapitän die ganze Geschichte erzählen, wie sich alles zugetragen hatte. Statt des erwarteten „Vergißmeinnicht aus der Armenkasse", mit dem ich schon öfters bei derartigen Gelegenheiten Bekanntschaft gemacht hatte, hörte ich nur: „Koch Kaffee, Fritz!" und im Weggehen brummte der Alte vor sich hin: „Auch mal jung gewesen!" Als dann gegen Abend aber der französische Leutnant

mit anderen Offizieren und einer Militärkapelle am Hafen erschien, um mir und meinem Kapitän ein Ständchen zu bringen, und als die Musik so feine Weisen spielte, daß die Fische im Wasser tanzten, da war die Freude groß und der Kapitän meinte schmunzelnd: „Na Fritz, dich werde ich öfters an Land schicken. Dies ist mir lieber als zwei Weißbrote!" Die Offiziere kamen an Bord und wir hatten alle einen feinen Abend bei Musik und Wein, von dem manch ein Glas auf das ferne Pommernland geleert wurde.

Auf der Rückfahrt ging die „Ückermünde" bei schwerem Sturm in der Nordsee an der Küste von Dänemark unter, die ganze Besatzung, außer einem Mann und mir, ertrank. Da ich nun so mit knapper Not dem Tod in den Wellen entronnen war, wollten mich meine Eltern nicht mehr zur See lassen. Ich lernte das Tischlerhandwerk zunächst in meinem Heimatdorf. Dann tippelte ich als achtzehnjähriger Handwerksbursche los in die weite Welt und fand meine erste Arbeit bei dem Tischlermeister Pirping in Loetz. Er bekam hin und wieder den Veitstanz, war aber sonst ein guter Mann. Ich blieb etwa dreiviertel Jahr bei ihm, dann begab ich mich wieder auf Wanderschaft und nahm in Rostock eine Stelle bei dem Tischlermeister Selz an, der in der Apostelstraße ein großes Geschäft hatte und bei dem ich zwei Jahre als Werkführer blieb. Das Hauptgeschäft bestand in der Herstellung und in dem Verkauf von Särgen. Es gab zwar mehrere Sarggeschäfte in Rostock, Selz aber genoß allgemein den Ruf, die besten und feinsten Särge zu haben und dazu hatte nicht wenig die Totenfrau beigetragen. Diese wurde nämlich, wenn sich in einem vornehmen Hause ein Todesfall ereignete, meist von der Herrschaft ausgeschickt, sich in der Stadt nach einem schönen und passenden Sarge umzusehen. Wenn sie dann von ihrem Erkundungsgang zurückkam, beschrieb sie die Vorzüge und Nachteile der verschiedenen Särge, wobei es denn immer darauf hinauslief, daß ein brauchbarer und passender Sarg eigentlich nur bei Selz zu haben war. Die Särge in den anderen Geschäften waren zwar auch ganz hübsch, aber sie waren am Kopfende so furchtbar schmal gearbeitet, daß der Verstorbene nur ganz eingeklemmt darin liegen könne. Darob entsetzte sich denn die Witwe oder der Hinterbliebene und entschloß sich schleunigst, einen Sarg bei Selz zu kaufen, nicht ahnend, daß die besondere Breite seiner Särge nur dem Umstand zu verdanken war, daß er der Totenfrau für jeden durch sie verkauften Sarg ein Goldstück zu geben pflegte. Es verdienen die Tischler überhaupt an keinem Möbel so viel wie an einem Sarg. Sei es nun aus Trauer, sei es aus Freude — für einen Sarg geben die Leute immer gern ein gut Stück Geld aus, und da das Ding nach drei Tagen auf Nimmerwiedersehen unter der Erde verschwindet, können sie ja auch gar nicht feststellen, wie lange es hält. Die Hauptsache ist deshalb bei einem Sarg, daß er äußerlich ein gutes Aussehen hat, ob innen der Wurm steckt, spielt keine Rolle, und was unter der Erde passiert, geht uns auf der Erde nichts mehr an.

Während meiner Rostocker Zeit erlebte ich folgende schnurrige Geschichte: auf dem Boden meines Meisters stand seit langen Jahren ein alter, vom Wurm angefressener Sarg, den sich einst ein Schiffskapitän bei seinen Lebzeiten bestellt hatte, aber dann nicht benutzen konnte, weil er auf hoher See seinen Tod fand. Als nun mein Meister im Hochsommer auf einige Tage nach Warnemünde fuhr, sagte er zu mir, ich solle doch versuchen, diesen alten Sarg endlich an den Mann zu bringen. Ich machte mich nun gleich an die Arbeit, rieb den alten Kasten ordentlich mit Petroleum ein und strich ihn über, so daß er wieder wie neu aussah. Dann stellte ich ihn zu den anderen Särgen unten in den Verkaufsraum. Es dauerte auch nicht lange, da erschien eine vornehme Dame mit langem Witwenschleier und verlangte einen Sarg für ihren verstorbenen Mann, den Rittergutsbesitzer Herrn von Oertzen-Grünhagen. Ich zeigte ihr nun die im Schaufenster aufgestellten Särge, sie fragte bei jedem nach dem Preise und nickte jedesmal mit dem Kopf, wenn ich den Preis nannte, der sich je nach der Qualität zwischen einhundert und fünfhundert Mark bewegte. Aber es schien ihr keiner so recht zu gefallen. Schließlich kamen wir an den aufpolierten Kapitänssarg, der sich mit seinen am Kopf- und Fußende angebrachten geschnitzten Engeln, die Posaunen bliesen als wollten sie mit dem Toten gleich zum jüngsten Gericht fahren, ganz stattlich machte. „Wieviel kostet dieser Sarg?" Ich kratze mich hinter dem Ohr: „Ja, gnädige Frau, das ist ein ganz besonderes Kunstwerk. Sehen sie hier bloß diese geschnitzten Engel und dann ist der Sarg ja auch besonders breit und lang gearbeitet." Sie holt ihr Taschentuch heraus: „Mein seliger Mann war auch ein besonders stattlicher Herr!" Nun, denke ich, dann ist wohl auch eine besonders stattliche Summe der richtige Preis. Die Dame geht um den Sarg herum und betrachtet ihn von allen Seiten. „Was soll er denn kosten?" fragt sie nochmal. „Ja, gnädige Frau, ich getrau' mich gar nicht recht, den Preis zu nennen, aber unter tausend Mark wird ihn der Meister sicher nicht verkaufen." „Mein armer Mann", jammert sie, „er ist in den letzten Jahren so korpulent geworden, ich fürchte, er wird in den anderen Särgen gar nicht recht Platz haben." Ich markiere den Erschrockenen. „Das wäre ja schrecklich, gnädige Frau, man muß sich doch im Sarge wenigstens mal umdrehen können." Sie sieht mich entsetzt an. „Ich wollte sagen, man muß doch im Sarge wenigstens bequem liegen können." „Sie haben Recht! Ich kaufe diesen Sarg. Aber ich zahle keinen Pfennig über tausend Mark." „Nun gut, gnädige Frau, ich nehm's auf meine Kappe." „Und nun noch eins: Können Sie mir von Ihrer Firma aus vier zuverlässige Leute stellen, die eine Nacht über die Totenwache am Sarge halten, mein Förster und Gärtner und Kutscher können nicht drei Nächte hintereinander wachen." Ich sicherte ihr das zu und wir verabredeten, daß der Sarg am nächsten Tage abgeholt werden sollte, die vier Mann Totenwache sollten dann gleich mitkommen. Am nächsten Tage folgte ich mit drei Gesellen in einer Glaskutsche dem vor uns herfahrenden Wagen mit dem Sarge nach Grünhagen. Obgleich wir alle

vier schwarze Gehröcke angezogen und schwarze Zylinderhüte aufgesetzt hatten, waren wir doch in Erwartung der fünfzig Mark, die Frau von Oertzen uns als Totenwache versprochen hatte, recht guter Laune und legten einen Teil dieses Verdienstes schon in den Dorfkneipen an, die wir auf der Fahrt nach Grünhagen passierten. Dort angelangt wurde die Leiche des Herrn von Oertzen, der in der Tat ein recht beleibter Herr war, im Sarge aufgebahrt, doch so, daß der Sargdeckel noch offen blieb. Als nun die Nacht herankam, löste ich mit meinen drei Gesellen die Totenwache ab. Der Sarg stand in einem großen Raum, der neben einem langen Flur lag. An seinem Kopfende brannten zwei große silberne Kandelaber, deren Licht auf die Leiche fiel, aber auch den Raum selbst ganz gut erhellte. Herr von Oertzen trug um die Schulter und Brust gelegt ein breites Ordensband, das ich als Abzeichen der Freimaurer erkannte, weil mein Großvater Freimaurer gewesen war. Unter seine halb übereinandergelegten Hände war ein Buch gesteckt. Als nun einige Stunden vergangen waren, meinte einer der Gesellen, er möchte doch zu gern mal sehen, was das für ein Buch sei, das man da dem Herrn von Oertzen mit in den Sarg gegeben habe. Ich sagte ihm, er solle man lieber seine Finger davon lassen, denn so viel ich gehört habe, besäßen einzelne Freimaurer noch das sechste Buch Mosis und mit dem solle man sich lieber nicht befassen. Nach diesem kurzen Gespräch war wieder alles still, ich saß am Fußende des Sarges, den Rücken gegen die Leiche gekehrt und mochte wohl ein wenig eingenickt sein, als ich plötzlich von einem furchtbaren Krach zusammenfahre und mich unwillkürlich nach der Leiche umsehe. Herr von Oertzen hat sich im Sarge aufgerichtet und sieht mit einem drohenden Blick auf den Gesellen, der ihm das Buch weggenommen hatte, um darin zu lesen. Der Geselle schreit laut, läßt das Buch fallen und stürzt zum Zimmer hinaus, gefolgt von uns anderen. In der Eile stolpere ich über die Stufe, die vom Zimmer auf den Flur führt, und reiße mir mein ganzes Hosenknie mitten durch. Auf dem Flur fängt der große Bernhardiner an zu heulen. Wir denken, der Teufel ist los und wollen die Treppe hinunter, da kommt uns aus einem Zimmer vom anderen Ende des Flurs eine weiße Gestalt entgegen. Es ist Frau von Oertzen in einem weißen Nachtgewand. „Ich weiß, was geschehen ist!" sagt sie zu mir. „Ich hätte Ihnen sagen sollen, daß niemand das Buch anrühren darf."

Mit der Freimaurerei ist das doch wohl so ein eigen Ding und ich möchte hier gleich eine andere sonderbare Geschichte erzählen, die ich in einer Freimaurerloge in Stralsund erlebte. In dieser Loge sollte ein Zimmer ganz schwarz poliert werden. Ich war mit dieser Arbeit beauftragt worden und arbeitete nun eines Tages wie immer allein in dem Raum, da bemerke ich, daß die Tür zum Nebenzimmer nur angelehnt ist und meine Neugierde treibt mich, zu sehen, was das wohl für ein Zimmer ist. Ich gehe hinein und gewahre einen langen Tisch, an dem elf Stühle stehen. Vor jedem Stuhl liegt auf dem Tisch ein schwarzer Zylinderhut. Ich denke, das ist doch eine schnurrige Sache! und probiere mir aus Scherz einige von den Zylinderhüten

auf, lege sie dann aber wieder an ihren Platz. Dann verlasse ich das Zimmer, um nach Hause zu gehen. Doch wie ich von oben die Treppe hinuntergehen will, kommt mir von unten auf der Treppe plötzlich ein kleiner Herr in schwarzem Gehrock und weißer Weste mit einem Zylinderhut auf dem Kopf entgegen. „Mahlzeit, Herr Jungmeister!“ ruft er mir zu, „liegen Ihnen die elf Zylinderhüte im Wege?“ Ich bekam so einen Schreck, daß mir schwarz vor den Augen wurde und ich mich nur mit Mühe am Treppengeländer festhielt. Als ich wieder zu mir kam, war der Herr spurlos verschwunden und niemand konnte mir sagen, wer dieser Herr gewesen war, denn keiner hatte ihn je gesehen.

Von Rostock ging ich nach Hamburg, von dort nach Kiel und von dort nach Essen, wo ich in der Tischlerei des alten Herrn Alfred Krupp einundeinhalbes Jahr arbeitete und viel Geld verdiente. Von Essen ging ich über Köln, Koblenz, Aachen, Trier nach Malmedy, Brüssel, Lüttich. Überall in diesen Orten frugen mich die Meister immer zuerst, ob ich evangelisch oder katholisch sei, und wenn ich sagte „evangelisch“, nahmen sie mich gar nicht erst in Arbeit, weil ihnen die Pfaffen gesagt hatten, das brächte ihnen kein Glück. Von Lüttich ging ich nach Straßburg im Elsaß und arbeitete dort drei Monate lang. Die Leute fragten mich, woher ich käme, und als ich antwortete, „aus Preußen“, sagten sie: „Na, habt ihr eure fünf Milliarden denn schon aufgefressen, daß ihr zu uns kommt. Bleibt doch zu Hause, wie wir zu Hause bleiben!“ Darüber ärgerte ich mich denn so, daß ich fortzog, und zwar ging die Reise über Freiburg, Donaueschingen, Luzern, St. Gotthard bis nach Rom, wo ich vier Wochen lang in einem deutschen Asyl wohnte. Von dort wollte ich nach Neapel, wurde jedoch auf dem Wege dorthin von der Polizei aufgegriffen und, da mein Paß abgelaufen war, in einem Viehwagen per Schub nach Deutschland abgeschoben. Ich gelangte nach Konstanz am Bodensee. Von dort tippelte ich über München nach Passau. Von dort fuhr ich auf einem Holzfloß nach Linz. An der Landstraße nach Linz exerzierte österreichisches Militär; ein General, der mit zwei Burschen am Wege stand, fragte mich, woher ich denn käme. Ich antwortete: „Aus dem Land, wo der alte Blücher herstammt.“ Da freute er sich und fragte nach meiner engeren Heimat und als ich ihm erzählte, daß ich von der Insel Usedom stammte, da war die Freude noch größer, denn er war vor drei Jahren mit seiner Frau in Misdroy gewesen, wo es ihm sehr gefallen hatte. Er schenkte mir drei Gulden und ich tippelte weiter nach Wien. Dort blieb ich anderthalb Jahre bei dem Schreinermeister Ulrich, der ein netter Mann war. Überhaupt sind die Wiener sehr liebenswürdige Leute und hat es mir sehr gut dort in Wien gefallen.

(Schluß folgt.)

ZWISCHEN KREUZ UND MONOLITH

Abessinische Kulturelemente

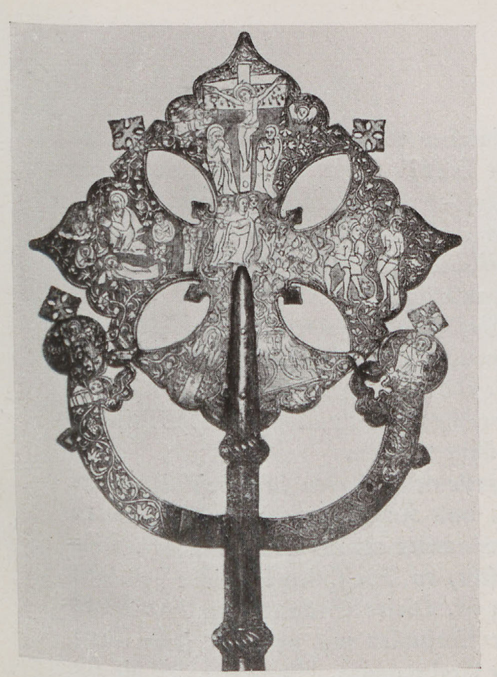
Von Leonhard Adam

Eine Seite der abessinischen Kultur ist bisher nur unzureichend gezeigt worden: Kunst und Kunsthandwerk. Was auf diesem Gebiete in Bildern hier bekannt geworden ist, ist einmal die Kirchenarchitektur, deren Bauten teils den achteckigen Grundriß der koptischen (d. h. christlich-ägyptischen) Gotteshäuser aufweisen, zum kleineren Teil dagegen rund und mit konischen Dächern versehen sind – ein Typus, der sich, wie man mit Recht annimmt, aus dem schlichten Eingeborenenhause herausgebildet hat. Auf der anderen Seite sind Proben der Malerei, der kirchlichen wie der weltlichen, durch Reproduktionen bekannt geworden, aus denen sich eine völlige Abhängigkeit von der byzantinischen Tradition ergibt. Die religiösen Gemälde stellen die Gottesmutter mit dem Christuskinde, von Engeln und Heiligen umgeben, oder zum Beispiel Sankt Georg in einer schematisierenden Weise dar, die zum Verwechseln an die spätbyzantinischen Ikone Ost- und Südosteuropas erinnert. Die außerordentliche Lebenskraft dieser freilich längst erstarrten künstlerischen Tradition ist nur durch die Existenz klösterlicher Priestermaler erklärbar. Diesen hätte ein Aufgeben der konventionellen Darstellungsmittel und Darstellungsgegenstände sündhaftes Tun bedeutet. Gleichwohl führt die Kenntnis biblischer Stoffe und der Heiligenlegenden die frommen Künstler nicht gar zu selten zur Schöpfung von Gemälden, deren Gegenstände weniger durch Herkommen gebunden sind. Aber solche Szenen, wie etwa das Bild des ersten Menschenpaares zur Seite von Apfelbaum und Schlange, das Dr. Rikli wiedergibt, dürften der neueren Zeit angehören. Hier ist schon die Perspektive bekannt, die optische Verkürzung und Verkleinerung von Personen und Gegenständen im Mittelgrund und Hintergrund, überhaupt die Anordnung nach der Tiefe, wie sie das menschliche Auge empfindet. Ältere Werke weisen dagegen jenen Mangel an Perspektive auf, der zur Darstellung aller Personen neben- und übereinander und in gleicher Größe führt. Diese naive Art des Sehens und somit der Zeichnung finden wir auch in den weltlichen Bildern der Neuzeit, die ihre Themata mit Vorliebe dem Kriege mit den Italienern und dem Siege bei Adua 1896 entnehmen. Ein großes kriegerisches Gemälde dieser Art befindet sich in der afrikanischen Abteilung des Berliner Museums für Völkerkunde (Raum XXIV); ebenda sieht man auch eine vorzügliche Reproduktion aus dem Innern der Kirche Madhane Alam in Adua mit einem Kolossalwandbilde von St. Georg in konventionell-byzantinischem Stil. Die moderne Malkunst Abessiniens vereint die byzantinischen Elemente mit starken europäischen Einflüssen und ist daher für die Kulturgeschichte der Abessinier nur insoweit interessant, wie sie aufs Neue eine Abhängigkeit von fremder Einwirkung

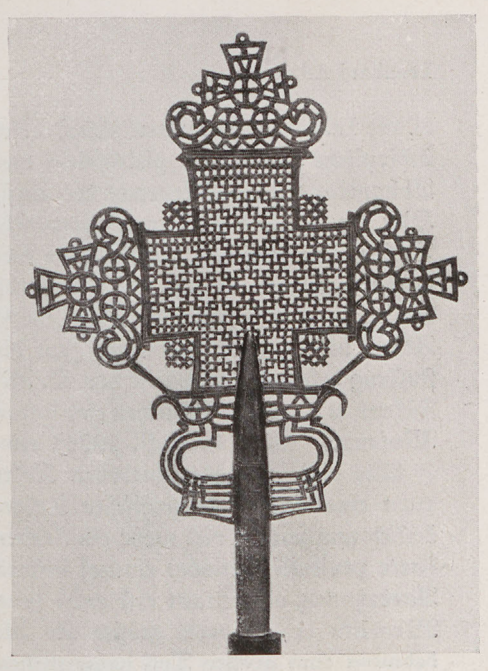
beweist. Damit kommen wir zu der wesentlichen Frage: gab es überhaupt jemals eine abessinische Kunst von bodenständiger Eigenart? Diese Frage kann jedoch schon aus dem Grunde nicht einheitlich beantwortet werden, weil es kein einheitliches abessinisches Volk gibt.

Zwar ist Abessinien bekanntlich schon im vierten Jahrhundert n. Chr. von Ägypten aus christianisiert worden; der erste abessinische Bischof, Frumentius, wurde von Athanasius persönlich geweiht (340–346). Es wäre aber irrig, anzunehmen, daß wir es bis zur heutigen Zeit mit einem christlichen Reiche zu tun hätten. Prof. D. Zscharnack (Universität Königsberg) hat erst jüngst in einem lehrreichen Aufsatz über „Das Christentum in Abessinien" (DAZ. Nr. 59/60 vom 6. Februar 1936) dargelegt, daß zwar das Christentum, in seiner besonderen abessinischen Form, Staatsreligion ist, daß aber von den rund zwölf Millionen Einwohnern tatsächlich nur ein Drittel sich zum Christentum bekennt, und daß daneben Mohammedaner und Heiden vertreten sind. Der Verschiedenheit der Religionen entspricht eine noch größere Mannigfaltigkeit der Stämme. Diese sind aus semitischen und hamitischen Elementen zusammengesetzt, zu denen sich von Süden her, hauptsächlich durch Vermittlung der stark negerhaften Galla, auch ein nicht zu unterschätzender Negerbestandteil gesellt. Ob es nun so gewesen ist, wie vielfach angenommen wird, daß zuerst eine Urbevölkerung von Negerrasse im Lande ansässig war, daß sich dann, in weit vorgeschichtlicher Zeit, ein hamitischer Völkerstrom aus seiner vermutlich südwestasiatischen Heimat über das Hochland ergossen hat, und daß schließlich aus Arabien die semitische Einwanderung erfolgte, läßt sich heute nur für die letzteren beiden Bevölkerungsteile mit einiger Gewißheit sagen. Aber noch weitere Völkerelemente sind vertreten. So finden sich heutzutage in Abessinien zahlreiche indische Kaufleute, die selbst (bzw. deren nächste Vorfahren) in der Neuzeit eingewandert sind. Es läßt sich dagegen gegenwärtig nichts Sicheres darüber angeben, ob die Einwanderung von Indern nicht schon in sehr frühe Zeiten zurückzudatieren ist. Hierfür würden gewisse indische Kulturelemente sprechen, die sich bis an die Westküste Afrikas verbreitet haben und deren historische Ableitung noch nicht einwandfrei gelungen ist. Außer diesen indischen Einflüssen sind nun aber weiter auch europäische, nämlich portugiesische, wirksam gewesen, deren Spuren in der religiösen Kunst nachweisbar sind.

Diesem Völkergemisch entspricht eine Vielgliedrigkeit der Stile und der Technik in Kunst und Kunsthandwerk. Im Süden und Südwesten, wo der eigentlich afrikanische, negerhafte Einfluß stark ist, d. h. wo wir es mit Primitivkulturen zu tun haben, gibt es primitive Schnitzwerke wie die Grabstellen der Konso, die die von Dr. Jensen geleitete letzte Frobeniusexpedition mitgebracht hat. Der Phalluskult hat plastische Symbole geschaffen, teilweise von monumentaler Größe. All dies ist mehr völkerkundlich und archäologisch als künstlerisch interessant. In das Gebiet der Hochkulturen führen die mächtigen, manchmal drei- bis vierfache Menschengröße erreichenden Steinmonolithen bei Aksum, die J. Theodore Bent (The Sacred City



Abessinisches Prozessionskreuz
Messing, vergoldet. Höhe ca. 65 cm
(London, Brit. Museum)



Abessinisches Prozessionskreuz
Kupfer. Höhe ca. 50 cm
(London, Brit. Museum)



Abessinisches Räuchergefäß
Silber. Höhe ca. 28 cm
(London, Brit. Museum)



Abessinischer Kirchenkelch
Silber. Höhe ca. 21 cm
(London, Brit. Museum)

of the Ethiopians, London 1893) beschrieben und abgebildet hat und deren äthiopische Inschriften gleichzeitig von David Heinrich Müller in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Wien entziffert wurden. Hier im Norden darf man ägyptische Einflüsse vermuten, gehen doch die Beziehungen zwischen Ägypten und Abessinien bis weit in vorchristliche Jahrhunderte zurück. Aksum war Landeshauptstadt zu der Zeit, als mehrere hundert Jahre v. Chr. der arabische Einfluß von Yemen her einsetzte. Daß Aksum und seine Kultur lange Zeit hindurch auch griechisch-römische Beeinflussung erfahren haben, ist von O. M. Dalton (in dem von ihm verfaßten Führer zu den frühchristlichen und byzantinischen Sammlungen des Britischen Museums, 1903; 2. Aufl. 1921) erwähnt worden.

Alle diese grundverschiedenen Kulturelemente haben in Abessinien nicht etwa eine einheitlich gemischte Kultur und Kunst hervorgebracht, sondern örtlich und zeitlich viel mehr ein Nebeneinander als ein Durcheinander. Dies hatte zweierlei Gründe: einmal historische, da Abessinien in seiner heutigen Ausdehnung als Staat erst recht jung ist. Dieses Staatswesen, das Werk Meneliks II., ist weit größer als Alt-Abessinien und verdankt seine Ausdehnung zum großen Teil neuzeitlichen Eroberungen. So war z. B. die im Südwesten gelegene Landschaft Kaffa, deren Bewohner die hauptsächlich von dem Wiener Ethnologen Friedrich J. Bieber erforschten Kaffitscho sind, ein selbständiges Kaiserreich, bis es 1897 von den Abessiniern unter Ras Wolde Giorgis nach äußerst erbittertem Kriege unterworfen wurde. Der andere Grund liegt in der rassemäßigen, religiösen und sonstigen kulturellen Verschiedenheit. Zum Beispiel konnten Darstellungen religiöser Gestalten, wie die Christi, der Gottesmutter, verschiedener Heiliger und Engelsgestalten, nur im Schoße der abessinisch-christlichen Kirche auftreten, während dem Islam die religiöse Menschendarstellung fremd ist.

Wir haben es also in Abessinien nicht mit einer teils aus sich heraus, teils unter fremden Einflüssen erwachsenen Kunst zu tun, sondern mit einer Reihe national, zeitlich und wertmäßig (nach europäischem Urteil) voneinander stark abweichender künstlerischer Kulturen. Als solche mögen auch diejenigen gelten, bei denen wir lediglich Ornamentik und ornamental angewandte Metalltechnik antreffen. Das völkerkundlich und historisch interessanteste Kunstgebiet ist sicherlich das der frühesten Zeit, deren Erforschung erst in den Anfängen steckt und wesentlich von den Ergebnissen der jüngsten Frobeniusexpedition erhofft werden darf. Einstweilen haben wir, wenn wir von abessinischer Kunst sprechen, an die Kunst und das Kunsthandwerk des christlichen Herrschervolkes der Amharen zu denken. Von dieser Kunst besitzt das Britische Museum eine im Jahre 1868 erworbene Sammlung schöner Stücke, von denen wir einige besonders erlesene mit freundlicher Erlaubnis der Trustees des British Museum im Bilde vorführen. Die Stücke Nr. 2 und 3 waren bisher nicht veröffentlicht.

Unsere beiden ersten Abbildungen zeigen Prozessionskreuze, die bei den kirchlichen Umzügen auf den Spitzen langer Stangen getragen werden.

Das erste Exemplar, etwa 65 cm hoch, besteht aus vergoldetem Messing und fällt durch seine reich gegliederte Form sowie durch die ziselierten bildlichen Darstellungen und Ornamente auf. Die verschiedenen Szenen sind der Passionsgeschichte entnommen, an der Spitze sieht man die Kreuzigung, rechts die Geißelung. Der Stil der Figuren wie auch der Ornamente ist byzantinisch, doch weisen gewisse Einzelheiten auf westeuropäischen, nämlich portugiesischen Einschlag, worauf wieder Dalton aufmerksam gemacht hat. Hierzu rechnet man zum Beispiel die Art, wie die Nagelung Christi ans Kreuz dargestellt ist. So sieht man hier, wie auch auf abessinischen Bildern, die Füße des Heilands nur mit einem einzigen Nagel durchbohrt, während, wie Dalton vermerkt, die östlichen Kruzifixe sowie die westeuropäischen bis zum 13. Jahrhundert beide Füße getrennt genagelt aufweisen. Tatsächlich haben in Abessinien portugiesische Einflüsse im 16. Jahrhundert gewirkt. Nachdem bereits unter König Eskender (1478–1494) ein Gesandter des Königs von Portugal in Abessinien gewesen war, schloß König Lebna Dengel 1526 mit Portugal ein Bündnis. Lebna Dengel hatte dauernd harte Kämpfe mit dem mohammedanischen Emirat von Harar zu bestehen, dessen Herrscher, mit dem Beinamen „Gran" (= „linkshändig") fast ganz Abessinien eroberte[1]). 1541 erhielt Lebna Dengels Sohn Galaudeos (Claudius) unerwartete Hilfe durch ein vierhundert Mann starkes portugiesisches Expeditionskorps, das unter Christoph da Gama, dem Sohne des großen Seefahrers und Entdeckers, in Massaua gelandet war, die Mohammedaner besiegte und Abessinien vor dem Untergange rettete. Die meisten dieser portugiesischen Soldaten blieben im Lande und heirateten eingeborene Frauen, worauf doch wohl zum Teil die helle Hautfarbe der herrschenden Schicht zurückzuführen ist. Die Truppen hatten sicherlich Heiligenbilder aus der Heimat mitgeführt; vielleicht war auch ein Künstler unter ihnen. Aber auch die Jesuiten, die etwas später ins Land kamen, freilich ihr Ziel, die Kirche zum Anschluß an Rom zu bewegen, nicht erreichten, mögen die portugiesischen Anklänge in der Kunst hervorgerufen haben. Jedenfalls beweisen die westlichen Züge, daß Werke, bei denen sie sich finden, frühestens der Mitte des 16. Jahrhunderts zugewiesen werden dürfen. Da die Prozessionskreuze indessen bereits äthiopische Inschriften zeigen, also wahrscheinlich von äthiopischen Händen verfertigt wurden – was immerhin eine gewisse Zeitspanne der Entwicklung voraussetzt – so empfiehlt sich eine noch jüngere Datierung.

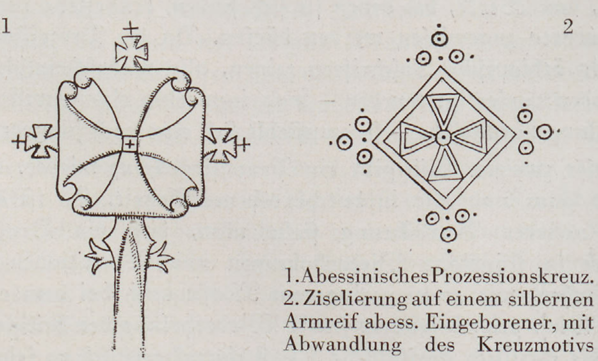
Auch unser zweites Bild gibt ein Prozessionskreuz wieder, diesmal aus Kupfer und ganz und gar in durchbrochener Arbeit. Es ist etwa 50 cm hoch. Bei näherer Betrachtung sieht man, daß die Ornamente fast ausschließlich in ständigen Wiederholungen und Variationen des Kreuzmotives bestehen, wie es in geringerem Maße auch bei dem ersten Stück der Fall ist. Diese ganz besonders starke Wiederholung des heiligen Symbols scheint für die christlich abessinische Kunst charakteristisch zu sein. Hier mag

[1]) Vgl. Enno Littmann, Geschichte der äthiopischen Literatur (= Geschichte der Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen, Bd. 7), Leipzig 1909, S. 198f.

das primitiv-magische Moment der verstärkten Wirksamkeit durch Wiederholung mitgespielt haben. Ein weiteres Beispiel der schier unerschöpflich abwechslungsreichen Kreuzformen, bei dem ebenfalls die mehrfache Wiederholung des Symbols gut zu beobachten ist, zeigt unsere Schlußvignette; daneben ein Schmuckmotiv primitiver abessinischer Eingeborener, aus dem die rein dekorative Abwandlung in der Volkskunst hervorgeht. – Das große durchbrochene Kreuz ist auf dem Schaft mit einer äthiopischen Inschrift versehen, deren Erklärung wir dem ausgezeichneten Abessinienkenner Dr. H. Schlobies (Berlin-Nikolassee) verdanken: „zĕmasqal za'abuna takla hāimānot" – „Dies Kreuz gehört dem Abuna Takla Haimanot." Das Kreuz entstammt somit einer Kirche, die dem Takla Haimanot geweiht ist. Takla Haimanot ist ein abessinischer Nationalheiliger, der im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts lebte und dessen Lebensgeschichte in drei Versionen erhalten ist.

Das dritte Bild gibt ein silbernes Räuchergefäß wieder, dessen Bekrönung, ebenso wie die durchbrochene Arbeit des Deckels, wieder das mehrfache Kreuzmotiv zeigt. Die beiden ziselierten primitiven Engelsköpfe mit Flügeln kennen wir schon aus frühen byzantinischen Stücken. Bemerkenswert ist das Stufenpyramidenmuster auf dem Sockel. Das Alter dieses Stückes ist schwer bestimmbar, es mag älter sein als die beiden Prozessionskreuze.

Schließlich sehen wir im vierten Bilde einen silbernen Kelch (Höhe etwa 21 cm), der sich durch seine schlichten und edlen Formen, unter Verzicht auf jeden zeichnerischen Schmuck, auffallend von den übrigen Stücken unterscheidet. Seine schön abgewogenen Proportionen beweisen einen hohen Stand kunsthandwerklichen Könnens und ausgezeichneten Geschmack. Hier fällt die geschickte Gliederung des Fußes auf, durch die bewirkt wird, daß das Stück bei aller Einfachheit nicht langweilt. So vermittelt uns diese zwar kleine, aber erlesene Auswahl von Kultgeräten eine Vorstellung von dem hohen Stande der abessinischen kirchlichen Kunst und von ihrer engen Verbundenheit mit der Geschichte des Landes seit dem Mittelalter.



1. Abessinisches Prozessionskreuz.
2. Ziselierung auf einem silbernen Armreif abess. Eingeborener, mit Abwandlung des Kreuzmotivs

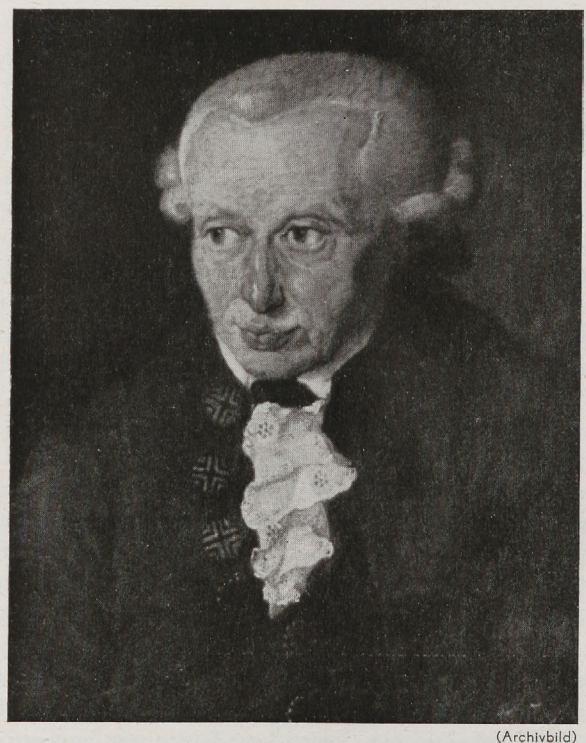
(Alle Bilder mit freundlicher Erlaubnis der Trustees of the British Museum)

Vom Gesicht des deutschen Denkers

VON JOACHIM GÜNTHER

Es gibt Beschäftigungen, welche, ohne deswegen gleich Spielereien zu sein, sich doch nur gut und in ihrer Art sinnvoll erweisen, wenn sie nicht gar zu ernsthaft und systematisch betrieben werden. Physiognomische oder auch graphologische Bemerkungen können gut, treffend und an ihrem Platze sein, wenn man sie vorsichtig, einmalig und im rechten Augenblick anbringt, wobei sie am besten in größere Zusammenhänge des Lebens selber oder auch der Dichtung, des Essais usw. hineingefügt sein wollen. Nackt auf sich selbst gestellt, sterben sie jedoch meistens rasch an Geistlosigkeit ab. Es gibt in diesen Bezirken eben nur eine halbdunkle Art Wissen, aber nimmermehr eine eigentliche Wissenschaft. Insofern möchte nun eine allgemein orientierte Plauderei vielleicht die angemessenste Form sein, in zusammenhängender Weise ein wenig Gesichtsdeutung zu treiben. Denn aus dem engen Rahmen dessen, was das Antlitz eines Menschen allein aussagt, ließe sich, wenn man ganz streng nur darauf fußt, recht wenig von Belang und Interesse orakeln. Der Deutende muß vielmehr eine Bildungswelt schon mitbringen. Er muß insbesondere vieles, was ihm sonst über den Gegenstand seines physiognomischen Nachsinnens bekannt ist, in seine Auslegung hineinflechten, wenn eine einigermaßen lebendige Bildübertragung in das Medium des Wortes zustande kommen soll. Und auch dann wird alles nur Versuch und Wagnis bleiben mit dem Ziele, anzuregen, doch beileibe nicht irgendwelche gesicherten Erkenntnisse zu vermitteln. Liegt darin ein Schade? Mit nichten; der lebendige Aufbau unseres menschlichen Geistes bedarf erfahrungsgemäß der Anregungen ebensosehr wie der Erkenntnisse und kommt ohne Salz ebensowenig aus wie ohne Brot, wenn nur die Dinge allemal ihren rechten Namen behalten und die Sphären nicht miteinander vermengt werden. So seien denn die nachfolgenden physiognomischen Bagatellen zu den Bildern einiger deutscher Denker hinausgelassen als das, was sie nur darstellen möchten: stumme Unterhaltungen, Monologe, Ansprachen, welche sich Antwort und Bestätigung selbst geben müssen, ähnlich wie jemand in dunklen Räumen am Rückschall seiner eigenen Stimme die Wände, Gänge und die gesamte Modellierung abzutasten versucht.

Immanuel Kant. Trotz der gewaltigen Stirn ein unauffälliger, ein leise gedrückter, nach vorn geneigter Kopf, der in den eigentlichen Gesichtspartien durch ein geheimes Moment des Alterns schon frühe verkleinert und zusammengegangen erscheint. Er weiß sich klug und genau einzuordnen,



(Archivbild)

Kant

ist nicht auf extreme Geltung bedacht, um so bestimmter aber darauf, „doch auch sein Verdienst zu haben". Der schlichteste, eitelkeitsloseste unter allen unseren Denkern. So entgegengesetzt seine Gabe auch war, so nahe ist gerade er im menschlichen Kerne doch Goethe verwandt. Vor allem darin, wie er in seine Werke und Aufgaben auf die natürlichste Weise, ganz ohne die Peitsche der Ambitionen hineinwächst. Diese beiden Gründer und Erstlinge haben fortan dem deutschen Geiste die Höhe bestimmt und das Maß angegeben, zu welchem sich die Nachkommenden meistens erst unter Wachstumskrämpfen emporkämpfen mußten; ähnlich wie die ersten hohen Bäume eines Waldes alle nachwachsende Vegetation magnetisch in ihre Höhe zu ziehen scheinen. Man vermutet eine gedämpfte, nicht sehr tonvolle Stimme hinter dem Antlitz Kants. Es verrät gewiß nicht viel Blut und vitale Kraft und Leidenschaft. Wo wäre dieser Kopf inwendig gehämmert von den aller Welt so athletisch erschienenen Forderungen des kategorischen Imperativs, die er selber doch aufgestellt hat und an denen seltsamerweise gerade so viele offenbare Kraftnaturen gescheitert sind: Schiller, Kleist und zuletzt noch der halbgeniale Otto Weininger. Vielleicht hätten sie Kant nicht nur lesen, sondern auch sein Gesicht etwas genauer betrachten müssen, um hinter die Fehlerquelle ihrer eigenen Interpretationen zu kommen. Denn für Kant selber muß jener ominöse Imperativ recht erträglich gewesen sein und nicht viel mühebringender als die stetige tägliche Arbeit.

Es wird eine Geschichte erzählt, wonach Kant einmal „beinahe geheiratet" hätte. Der Gedanke macht uns lächeln und erweckt nicht weiter auszumalende Assoziationen. Dieser Kopf hätte es schwer, ein richtiges Anrecht auf Schicksal und auf ein robust ausgelebtes Leben geltend zu machen. Auch eine generationenalte kleinbürgerliche Gedrücktheit ist wohl nicht völlig aus ihm heraus-

geläutert worden. Kinn und Mund, Charakter und Leidenschaft scheinen edel aber schwach, oder wenn wir es ruhig in Nietzsches boshafter Zuspitzung ausdrücken wollen, „brav aber unbedeutend". Eine Anekdote, welche von Josef Haydn im Zusammenhange mit seinem englischen Aufenthalte berichtet wird, könnte auch für Kant gelten: daß ein Frechling auf ihn zugehen, ihn genau ansehen, ja am liebsten ein Fernrohr in Anwendung bringen möchte, um sich der Tatsache zu vergewissern, daß „so nun ein großer Mann aussähe". Es hat eine ganze Menge nicht gerade törichter Leute gegeben, die sich über Kants Ruhm den Kopf zerbrochen haben und an irgendeinen riesigen Irrtum glauben mochten. Wie fein, daß sein Antlitz nicht sehr dazu angetan ist, ihnen oder uns das Nachdenken über diese Fragen leichter zu machen!

Dafür zeigt Johann Gottlieb Fichtes Kopf um so deutlicher, wie man so sagt, „ein bedeutendes Gesicht". Um Kant ist es gedämpft, er geht dem Lärm aus dem Wege; um Fichte braust es, er drängt sich auf einen vorderen Platz. Er reißt die Wissenschaften an sich. Er kommandiert sie, wie ein Schiffer in heulenden Sturm Befehle hineinbrüllt. Ein Redner- und Agitatorengesicht spricht aus Fichtes Bilde ebenso wie das eines Denkers, und es lädt mächtig aus vor allem in den Stimme bildenden Teilen. Er will, wie er sagte, „zum Verstehen zwingen" und hat zu allererst sich selber bei der Kantschen Philosophie zum Verstehen nur gezwungen in einem Lebensalter, wo es aus der Natur dieser Dinge heraus noch gar nicht möglich gewesen wäre. „Man kann die Kantsche Philosophie in gewissen Jahren, glaube ich, ebensowenig lernen wie das Seiltanzen", hat der besonnene Lichtenberg einmal angemerkt und ist damit gerade von den entschiedenen Kantianern am allerwenigsten beachtet worden. Gehetzt und fast flackernd mutet der Blick Fichtes an. Hinter seiner Stirn scheint es zu glühen, als ob bei ihm Kopf und Herz die Standorte verwechselt hätten. Wahrlich der Prototyp eines Philosophen, wenn man diesen Titel einmal ohne alle pythagoräisch-sokratische Schalkheit wörtlich auffassen wollte: es fehlt ihm nichts, nur die Weisheit. Daß Fichte ein großer Denker wurde, liegt vielleicht nicht zu allerletzt an dem Charakter seines und unseres Vaterlandes. Am deutlichsten spricht in diesem Antlitz die Motorik, ein eminenter Wille, der aus sich machen kann, was er will, und seinen mehr zufälligen ersten großen Eindrücken die Entscheidung über seine Bahn anheimgestellt hat. Schopenhauer, welcher Hegel gegenüber so auf dem Holzwege gewesen ist, hat die Fichtesche Achillesferse wohl richtig herausgefunden. Mehr ein Buch als eine ursprüngliche, naturgewachsene Beziehung zur Sache selber hat den jungen Fichte zum Philosophen gemacht, und es ist ihm bis in spätere Jahre ein stark emotioneller Zug verblieben. Eine Luther verwandte Natur und auch ähnlich bieder, ehrlich und ohne eigentliche Schauspielerei. Nur die Gemütstiefe und in allem Trotz gewahrte Demut des Wittenbergers mangelt Fichte, weswegen das, was bei Luther und in dessen Zeit wirkliches großes Geschick werden konnte, bei ihm mehr provoziert bleibt durch ein halb ernstes,



(Archivbild)

Fichte

halb eitles Pathos. „Offrir son coeur", wie die Franzosen sagen. „Einsatzbereitschaft für die eigenen Gedanken", „Identität von Leben und Werk", darin ist Fichte groß, wie unphilosophisch solcherlei Schlagworte sich bei genauerem Nachdenken auch erweisen würden. Goethe hat dieses Halbechte bei dem Atheismusstreiter ebenso herausgefühlt wie Jean Paul bei dem Redner an die deutsche Nation; und doch ist keiner von den großen deutschen Philosophen als nationale Kraft bis heute so lebendig geblieben; als eine Kraft, zu der sich besonders der preußische Deutsche immer wieder bekennen wird und die ihn tiefer anspricht als alle Goethesche Weisheit und aller Jean Paulsche Zauber. Fichtes Antlitz müßte man lebendig, redend gesehen haben. Von ihm gilt mehr als von anderen, die hier herangezogen wurden, die physiognomische Maxime des Sokrates: „Sprich, damit ich dich sehe."

Ruhe, Würde, Kraft strahlen unmittelbar aus dem Antlitz Hegels zurück. Ein ungemein männlicher Kopf. Hegel ist zur Wirkung erst im vollen Mannesalter gekommen und ist gestorben, noch ehe er die Schwelle des Greisenalters richtig erreicht hatte. Die Augen hat man sich blau zu denken, die Haare ergraut. Die Zähne sollen noch in vorgerückten Jahren weiß und schön gewesen sein. Auffallend ist auch die mächtige Nase, an der nur vielleicht die Spuren einer uns heute recht unappetitlich vorkommenden Leidenschaft nicht ganz verwischt sind. Hegel hat geschnupft, ebenso wie Schiller. Aus der Kantschen, immer ein wenig kleinbürgerlichen Bescheidenheit ist bei Hegel großbürgerliches Selbstbewußtsein geworden. Die Kraft und die Ruhe und die Würde sind schon ein wenig chargiert. Er hat die Professorentracht sicherlich nicht ungern umgehängt. Einer der von Dürer gemalten Nürnberger Ratsherren hätte ähnlich aussehen können. Es liegt etwas väterlich Strenges in diesem Gesicht, nicht die spätere Güte und

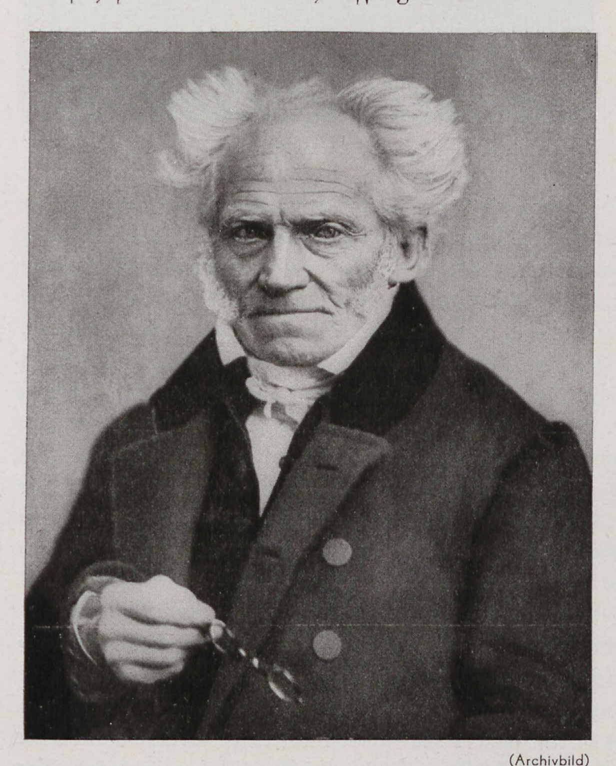
Hinneigung des Greises zu den Menschen und Dingen. Wer kein Vater ist, ist kein Mann, hat Hegel gesagt, dabei allerdings nicht beachtet, daß ihm selber die eigene, recht späte Heirat fast schon wie ein unwahrscheinliches Glücksgeschenk vorgekommen ist. Man kann nicht eigentlich vertraut mit ihm werden, geschweige denn ihn lieben, so wie Freunde lieben. Ein rastloser und vielleicht auch etwas ungemütlicher Arbeiter. Erst das allerletzte Wort seiner Philosophie hieß Genuß. Das philosophische Lächeln, der Sinn für gütigen Spott hat ihm wohl gemangelt. Unzählige unwirsche Explosionen mögen statt dessen im Laufe des Lebens über sein Antlitz gehuscht sein allemal, wenn er sich fortwandte, etwas ausstreichen wollte, unwillig über einer Seichtheit oder Sinnlosigkeit die Geduld verlor, denn alles Wirkliche ist sicherlich auch für ihn selber nicht vernünftig gewesen. Ein Schulmeister, ja ein Zuchtmeister großen Stiles steckt in Hegel, dem einzigen deutschen Denker, der zu Lebzeiten wie die antiken Philosophen in umfassender Weise schulebildend gewesen ist. Er war in allen wesentlichen Punkten ebenso äußerlich wie innerlich. Vergraben in sich selbst ist sein Antlitz und doch zugleich wundersam geöffnet und nichts weniger als versponnen oder versonnen. Die Augen liegen nicht tief, sondern fast goethisch frei, wenn auch das sie umrahmende Gesicht gedrungener, zerwühlter und in jedem Sinne kleiner gewesen sein mag als das des Stielerschen Goethe.


(Archivbild)

Hegel

Bei Arthur Schopenhauers Antlitz fällt in seiner wuchtigen Altersschönheit wohl am meisten die edle, schmerzliche Linie des Mundes auf. Schopenhauer muß, wie viele, die in die Askese verliebt sind, zeit seines Lebens eine Leidenschaft darin gehabt haben, dem Menschen auf den nackten Mund zu sehen. „Ein Bart ist obszön, weil er als Geschlechtsmerkmal offen

im Gesicht zur Schau getragen wird", lautet einer seiner geistreichen physiognomischen Gedankenblitze. Wäre es aber nicht gerade von seinem Gesichtspunkte aus folgerichtiger gewesen, lieber umgekehrt den Bart des Mannes als das naturgewachsene Feigenblatt seiner Seele zu interpretieren? Sollten nicht die Körperteile, welche so innig mit der menschlichen Scham in Beziehung stehen wie die Linien des Mundes, dann besser verhüllt werden, auch wenn sie sich sehen lassen können? Aber es ist eben nicht die Schamhaftigkeit bei Schopenhauer et hoc genus omne, sondern eine geheime, sehr bestimmte, wenn auch nicht jedermann bekannte Lust, gewisse Züge um die menschlichen Lippenpartien zu betrachten. Nur noch bei den Augen sieht man so tief wie hier gleichsam unter das metaphysische Hemd in die Seele des Menschen, was auch der große Gesichtskenner Leonardo gewußt hat. Dessen bekanntes Altersbild verrät in dieser Hinsicht eine raffiniert geistreiche Kombination von Bart und Bartlosigkeit, indem er den vollständig freirasierten Mund mit der Würde eines langen weißen Bartes, der ihn umrahmt, zu vereinen wußte. In den Linien vom Nasenflügel zum Mundwinkel und in den Lippen laufen die Zügel der Seele zusammen. Über diese Züge muß man die Gewalt behalten, muß sie kontrollieren und gleichsam bei sich selber von innen her spiegeln können — eine geheime Praxis, die der Asket jedoch sehr genau kennt — wenn man immer oben reiten und auf dem Pferde seiner seelisch-sittlichen Kräfte aufsitzen bleiben will. Um den Mund sammeln sich die niederen Dämonien des Menschen an. Dort werden sie sozusagen objektiv sichtbar, und ein Blick auf das Gesicht kann unter Umständen wieder klare Wertordnungen schaffen, wenn einmal auch die Kasuistik eines geschulten Gewissens versagen will. Allerdings nur, solange man noch dem schwankenden Wertgefühl und Wertbewußtsein jene übertriebene, große Bedeutung beimißt, wie

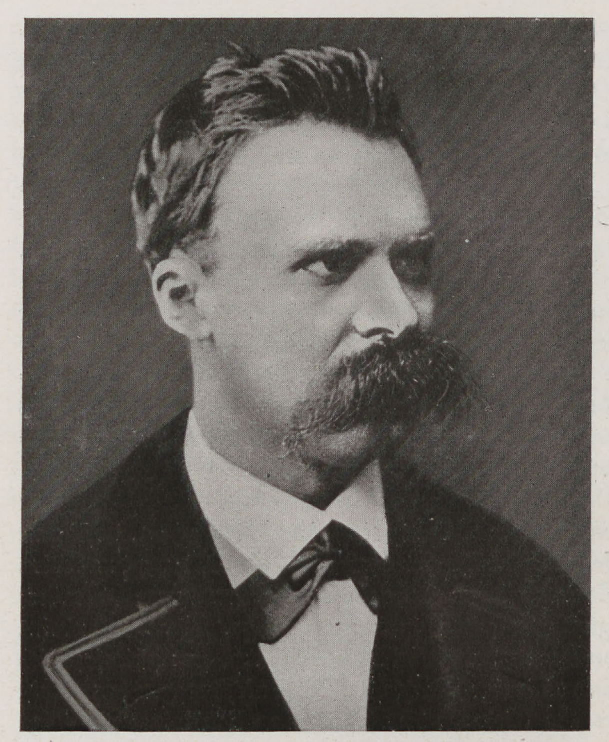


(Archivbild)

Schopenhauer

sie zu den Asketen und Heiligen in ihrer ständigen, übersichtigen Selbst-beobachtung hinzugehört. Keiner der großen deutschen Philosophen hat persönlich so sehr auf Gesichter geachtet und der Physiognomik auch für die Werkdeutung so viel Wert beigemessen wie Schopenhauer. Kein Gesicht strahlt demgemäß so viele eingeatmete Spiegelung wieder zurück, auch wenn es sich lange von den groben Formen der Eitelkeit freigemacht hat. Schopenhauer liebte die an sich so widersprüchliche und gefährliche Verquickung von Schönheit und Leiden auch im Antlitz, wie sie ja einem bloß tief wühlenden Denken ohne das parallel laufende und in reale Leidenstiefen führende Schicksal entspricht. Dabei aber welcher Ernst, welche Wucht der Persönlichkeit, welche Zuverlässigkeit und welcher gewaltige Bildungsgrad in den schlechthin großartigen Zügen dieses Gesichtes, an dem offensichtlich ein Leben lang wie an einer Statue restlos gearbeitet und gefeilt wurde und das erst im Alter dann seinen vollen, selbstbewußten und selbstgenossenen Ausdruck erlangt hat.

Den Denker, so scheint es beim Bilde Friedrich Nietzsches, bestimmt physiognomisch nicht so sehr die Größe und auch nicht die Bildung der Stirn — Künstler, Dichter, Staatsmänner haben oft nicht geringere „Denkerstirnen" — sondern das gleichsam zurückgenommene Auge. Wenn irgendeine der hier angeführten Physiognomien als philosophisch und nur philosophisch gedeutet werden muß, dann diejenige Nietzsches. Aber nicht wegen des gewiß wunderbaren Ebenmaßes der Stirn, nicht durch die edlen leidenden Züge um Nase und Mund, zu denen der buschige Polenbart einen sehr sinnreichen Kontrast bildet, sondern allein durch das Auge. Unsere Zeichnung stammt aus den späteren Jahren der geistigen Lähmung und trägt viel Glaubwürdigkeit in sich. Auch nach dem Zeugnis vorsichtiger Beobachter, wofür nur der Hamburger Architekt Fritz Schumacher angeführt sei, soll sie dem wirklichen Eindruck gut entsprechen. Cosima Wagner hat gestanden, daß nur noch die Augen des Königs Ludwig mit denen Nietzsches hätten verglichen werden können, und in den Bruchstücken der Dionysos-Dithyramben finden sich auch zwei Stellen von ihm selber, welche sicherlich auf eine stille Selbstspiegelung zurückgehen: „Ein vornehmes Auge, mit Samtvorhängen: selten hell, — es ehrt den, dem es sich offen zeigt . . . langsame Augen, welche selten lieben: aber wenn sie lieben, blitzt es herauf wie aus Goldschächten, wo ein Drache am Hort der Liebe wacht." Ist es seltsam, oder ist es nicht vielmehr vollkommen verständlich, wenn diese Augen schon so früh durch Brillengläser verdeckt wurden und in ihrer natürlichen Sehkraft vielleicht gerade vor innerem Feuer nachließen? Den Homer haben sich die Griechen blind vorgestellt, obwohl es doch derselbe Dichter ist, der aus seinen Augen in so unvergleichlicher Weise gleichsam Greifwerkzeuge gemacht hat und die Dinge und Vorgänge erst im Lichte Schritt für Schritt abfühlte, ehe er sie in Worte faßte. Auch in scheinbar widersprechenden Eigenschaften, wie sie die Völker ihren Göttern oder Heroen beilegen, steckt oft viel


(Archivbild)
Nietzsche

verborgene Weisheit. Man verliert die Augen, wenn man zu deutlich und zu leidenschaftlich sehen will! Warum hätte der dreiviertelblinde Nietzsche sonst gerade die Welt des Sichtbaren so genießen und in seiner Lyrik am liebsten Musik aus ihr herauspressen mögen? Ein ungeheures Pathos des Sehens hat dieses Gesicht geprägt, bis es der Unendlichkeit selber von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand. Alle physiognomische Einzeldeutung wird demgegenüber in einer allgemeinen Ergriffenheit wie von selber zum Schweigen gebracht.

Wir kommen zur Gegenwart, und die Auswahl eines Beispiels, das die bisherige Kette fortsetzen könnte, gewinnt damit an Schwierigkeiten und auch vielleicht an Parteilichkeit. Der feine Physiognomiendeuter Max Piccard hat den Zeitgenossen überhaupt die Gesichter abgesprochen, ähnlich wie Stefan George in der „Porta Nigra“ von „gedunsnen larven mit erloschnen blicken“ redet. Uns will aber doch scheinen, daß unter den zeitgenössischen Denkerphysiognomien Oswald Spenglers von Fett gepolsterter, fest auf dem Nacken sitzender Glatzkopf einen überragenden Eindruck macht. Die Haarlosigkeit dieses Schädels möchte man für mehr als nur eine Äußerlichkeit ansehen. Es ist der einzige derartige Fall in unserer Reihe, und der Kopf scheint erst durch dieses Moment jene betonte Prosa zu gewinnen, die in Parallele zu seinem Werk steht. Man hat auf die „römischen“ Züge darin hingewiesen, und es sind auch wohl einige Parallelen zum italienischen Duce da. Trotzdem ist das Gesicht kaum ein Politikergesicht und noch weniger ähnlich dem eines angelsächsischen Kaufmannes oder Bankfürsten. Es bleibt ein Denkerkopf mit eminent geistigem Ausdruck. Der Apostel des Raubtieres Mensch ist immerhin persönlich und in seinen Werkansprüchen doch einer der stärksten lebendigen Geister der Zeit. Ein Theoretiker, Ideologe und somit auch Idealist weit mehr, als es das realistische

Pathos seines Denkens wahrhaben möchte. Der wirkliche Realist schriebe keine Prophetien, welche ja kein anderes Schicksal haben können, als durch die Ereignisse um so deutlicher widerlegt zu werden, je geistreicher sie geschaut waren. Die Stirn scheint nicht überaus hoch, die Nase ist vielleicht am feinsten modelliert, der Mund geballt, kraftsammelnd, nicht ohne Betonung. Ein Gesicht mit wenig oder gar keiner Poesie und Schwingung darin, herrisch, vornehm, machtbewußt. Es fehlt ihm wohl bedenklich an Liebe. Wie sagt doch Goethe einmal: „Die Liebe herrscht nicht, aber sie bildet, und das ist mehr.“ Spengler dagegen hat in den letzten Schriften zunehmend ein Wort gegen die Goethesche „Weichheit“ fallen lassen, je mehr er sich selber in die Rolle dessen, der politisch-historische Verantwortung trägt, hineindachte und derlei Lasten mit den Gedanken umwog. Und doch was für ein Gesicht und Schädel, der splittern könnte wie Glas vor innerer Spannung. Es wären wohl nicht viele in gleicher Weise sprechende Physiognomien unter den gegenwärtigen Männern mit Namen und Ruf herauszulesen.



(Phot. Hilsdorf, München)

Oswald Spengler

Rundschau

Neue Schwierigkeiten ringsum. Über dem durch die Tagespresse in gewissem Sinne überblendeten diplomatischen Hin und Her, das sich um die beiden Achsen, den englisch-italienischen Konflikt und die deutsche Anregung zur dauerhaften Befriedung Europas, dreht, ist die Aufmerksamkeit für andere Vorgänge, die vielleicht das ganze diplomatische Spiel von heute auf morgen mit einer recht bedenklichen Wirklichkeit konfrontieren können, ungebührlich abgeschwächt worden. Über die Vorgänge in Europa ist nicht wesentlich Neues zu sagen: Mussolini hat seine Zeit zu nutzen verstanden und durch rücksichtslosen Einsatz von Menschen und Material den wohl endgültigen militärischen Zusammenbruch Abessiniens erreicht. Sein Auftreten in Europa wurde noch fester. Die Franzosen haben mit Erfolg die englische Absicht vorläufig abgebremst, Italien durch Verschärfung der Sanktionen auf die Knie zu zwingen oder doch nachgiebig zu machen. Durch die geschickte Hinauszögerung des sogenannten Fragebogens, den Eden der deutschen Reichsregierung vorlegen soll, bis nach den französischen Wahlen wird einigermaßen eindeutig dokumentiert, daß der Schlüssel zu den großpolitischen Entscheidungen von London wieder nach Paris gewandert ist. Man wird wohl mit recht erheblicher französischer Aktivität nach der Feststellung des französischen Wahlergebnisses Mitte Mai rechnen müssen.
Zu den über diesen Fragen nicht genügend beachteten politischen Ereignissen gehört in vorderster Linie die Verschärfung des sowjetrussisch-japanischen Gegensatzes mit ernsten Zwischenfällen in der Mongolei, der allmählich Formen annimmt, die eine kriegerische Entscheidung mit Notwendigkeit herbeiführen müssen. Die Forderung der Türkei auf Befestigung der Dardanellen, die auch von dieser Seite aus einem der Pariser Vorortsverträge ein Ende bereitet, ist wohl vielfach beachtet, aber in ihren möglichen Konsequenzen, vor allem für die Kräfteverlagerung im Mittelmeer, nicht gebührend gewürdigt worden. Es gehört zu den politischen Sonderbarkeiten der undurchsichtigen europäischen Lage, daß grade Sowjetrußland sich hierbei unbedingt auf die Seite der Türken gestellt hat, und daß auch Englands Haltung in dieser Frage sich nicht unbedingt mit der großen Linie der englischen Politik in Einklang bringen läßt. Die Erledigung der sogenannten Friedensverträge macht auch sonst schnelle Fortschritte: Österreich hat die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, und sowohl Ungarn wie Bulgarien versuchen, die letzten Fesseln ihrer Souveränität, Überbleibsel aus den unseligen Verträgen, abzustreifen. In Österreich und Polen bereiten sich Entscheidungen vor.
Die gesamte arabische Welt ist in Bewegung gekommen, und alle die dort unmittelbar oder mittelbar beteiligten Mächte haben alle Veranlassung,

sich möglichst noch rechtzeitig den Kopf über die hier heraufziehenden Gefahren zu zerbrechen. Es darf auch weiter nicht übersehen werden, daß auf der iberischen Halbinsel Dank der Nachhilfe Moskaus fürchterliche Gärung herrscht, deren Folgen für die Ordnung Europas gleichfalls nicht abzusehen sind. Freilich darf man hierbei nicht vergessen, daß die Unruhen in Spanien nicht auf rein kommunistischen Treibereien beruhen, zu deren Lasten allerdings alle die entsetzlichen Greuel der letzten Zeit fallen, sondern daß das spanische Volk sich anscheinend anschickt, in sehr heftiger Form die Zeit der Reformation in anderen Ländern, die in Spanien durch die Inquisition unterdrückt wurde, jetzt nachzuholen. In Summa: für den aufmerksamen Beobachter der weltpolitischen Vorgänge wird durch alle diese Ereignisse die Forderung nach einer europäischen Neuordnung jenseits der alten Methoden zu einer immer gebieterischer auftretenden Notwendigkeit.

Ewald Ammende †. Am 15. April 1936 starb in Peiping an den Folgen eines Schlaganfalles Dr. Ewald Ammende. Sein Tod bedeutet einen Verlust nicht nur für das gesamtdeutsche Volk und die Nationalitätenbewegung in Europa, sondern auch für alle die, welche um eine Neuordnung Europas in einer neuen Rechtsordnung ringen, gestützt auf den Glauben an die Heiligkeit des Volkstums. Ammende, der am 22. Dezember 1892 als Sohn einer alten baltischen Kaufmannsfamilie in Pernau geboren wurde, nahm nach Abschluß seiner Studien in Riga und Tübingen mit der Doktorpromotion in Köln schon 1918 als Vertreter der estländischen und livländischen Stände an wirtschaftlichen Verhandlungen in der Ukraine teil. Den Inhalt und das Ziel seines Lebens fand er nach einer kurzen Tätigkeit an der „Rigaischen Rundschau" mit seiner Hingabe an die europäische Nationalitätenbewegung. Nachdem 1922 unter seiner entscheidenden Teilnahme der Verband der deutschen Volksgruppen gegründet war, gelang es ihm, auch andere europäische Minderheiten, wie die Ungarn, die Ukrainer, die Großrussen, die Slowenen, die Katalanen u. a. zum ersten gemeinsamen Nationalitätenkongreß zu vereinen, der alsbald eine wichtige Funktion im ungeordneten Europa einnehmen sollte. Wie kaum sonst jemand war Ammende berufen, dieser Bewegung führend und ratend zum Durchbruch zu verhelfen, denn in ihm brannte das heilige Feuer eines unabdingbaren Rechtsgefühls, getragen von einer großen politischen Konzeption. Er war eine der bekanntesten Persönlichkeiten der internationalen Politik. Seine Verdienste für die Nationalitätenfrage, ohne deren Lösung eine Befriedung des unseligen Europa nicht möglich ist, gehören der Geschichte an. Er führte ein scharfes Schwert des Geistes und des Wortes im Kampfe für das Recht der Unterdrückten; wie eine lebendige Fackel setzte er alle seine Kräfte zur Aufhellung des furchtbaren Unrechts ein, das in der Unterdrückung des Volkstums in Europa herrscht. Er besaß die so seltene Zivilcourage, die ihn die Wahrheit unter allen Umständen aussprechen ließ, auch dann, wenn sie den Hörern

sehr unbequem war. Und er tat das in einer Form, die nicht nach den Folgen für ihn selber fragte, aber immer der Sache diente und sie vorwärts treiben wollte. Sein Tod ist um so tragischer, als er in einem Augenblick erfolgte, da Europa mehr denn je davon entfernt zu sein scheint, den berechtigten Forderungen der Minderheiten Rechnung zu tragen und da gerade sein Weitblick, seine Übersicht und seine Energie dazu hätten beitragen können, das schwer bedrohte Schiff der Nationalitätenbewegung durch die gegenwärtigen und die kommenden Stürme ungefährdet durchzusteuern. Auf die letzte große Arbeit dieses aufrechten und tapferen Mannes: „Muß Rußland hungern?" wird an anderer Stelle hingewiesen werden.

Die Glaubensbewegung ohne Kopf. Die im Schatten der nationalsozialistischen Umwälzung gegründete „Deutsche Glaubensbewegung", welche besonders im ersten Jahre ihres Bestehens oft mit dem Gedanken spielte, sich als dritte Konfession neben die beiden großen christlichen Bekenntnisse zu stellen, hat aus ihren eigenen Reihen heraus einen schwerwiegenden Schlag erhalten. Der Reichsleiter der Bewegung, Professor Wilhelm Hauer aus Tübingen und sein Stellvertreter, Graf Reventlow, haben ihren Austritt aus der Bewegung erklärt, so daß diese sich fortan nun nicht mehr in ihrem Untertitel „Hauer-Bewegung" wird nennen können. Das Ereignis traf zeitlich nahe zusammen mit dem gleichfalls in der Öffentlichkeit mehrfach besprochenen dann dementierten Eintritt des Erzählers Gustav Frenssen in die Glaubensbewegung. Die übriggebliebenen Leiter der einzelnen Landesgemeinden der Glaubensbewegung haben sich daraufhin in Berlin versammelt und eine Erklärung abgegeben, daß sie einen konfessionsähnlichen Zusammenschluß für die Zukunft ablehnen, und daß auch an die Stelle der Ausgeschiedenen keine neue zentrale Führung mehr bestellt werden solle. Überraschend schnell hat sich hiermit — aus welchen einzelnen Beweggründen mag dahingestellt bleiben — eine Entwicklung vollzogen, wie sie ein Astronom der Seele, wenn auch nicht gerade nach Zeit und Stunde, wohl hätte vorausberechnen können. Das tragende Fundament der Bewegung werden also fortan nicht mehr einzelne Männer, sondern nur ein System allgemeiner Glaubensvorstellungen bilden, womit der Bewegung zum mindesten viel von ihren dynamischen irrationalen Kräften genommen wurde. Verhält es sich auch nicht so, daß die Bewegung mit Hauer notwendig stehen oder fallen müßte, so bedeutete seine weit über die Kreise der Anhängerschaft geachtete Gelehrtenpersönlichkeit doch ein Element der Ernsthaftigkeit gegenüber anderen konventikelartigen Bewegungen ähnlicher Prägung, das auch von ausländischen Beurteilern nicht unterschätzt wurde. Es ist daher wohl nicht zuviel gesagt, daß die Deutsche Glaubensbewegung nunmehr „ohne Kopf" versuchen muß, weiterzuleben, gestützt auf die nach wie vor starken und unausgeglichenen hyperprotestantischen Kräfte der deutschen Religiosität. Ob nun für Hauer selber, der die sprichwörtliche schwäbische Eigenwüchsigkeit

auch durch seine längeren Auslandsaufenthalte nicht verloren hatte, der kurze Vorstoß ins reformatorische Gebiet, welcher ihn berühmt gemacht hat, sich zuletzt zu einem „Wege nach Damaskus“ verwandeln wird, scheint heute nach den wenigen ausgegebenen Erklärungen noch nicht klar ersichtlich. Es wäre aber auch nur mehr von persönlicher Bedeutung, wie umgekehrt der Neueintritt dieser oder jener bekannteren Persönlichkeit in die Glaubensbewegung, an der fortschreitenden Klärung der innerdeutschen religiösen Problematik nicht viel verändern wird.

Moellers sechzigster Geburtstag. Am 23. April dieses Jahres wäre Arthur Moeller van den Bruck sechzig Jahre alt geworden. Der Verfasser des „Dritten Reichs“ und „Preußischen Stils“, des „Rechts der jungen Völker“ und der „Deutschen“ gehörte zu der Generation, der die Aufgabe gestellt war, die Entwicklung zum empfundenen Nationalismus bewußt in sich zu erleben, formulierend festzustellen und so den Boden für das Kommende zu bereiten. In Moeller vollzog sich sinnbildlich der Übergang aus der Welt des gestalteten in die des gestaltenden Geistes, aus dem Bereich der Kunst in den der Politik. Er begann seine Laufbahn im Kreis moderner Dichter und Maler, im Haß gegen den Staat von 1900, der achtlos und ahnungslos an der Welt des Lebendigen vorüberglitt und einen politischen Aufbau des Reichs mit den toten Mitteln einer Geistigkeit von gestern und vorgestern versuchte: er endete mit der Arbeit für ein neues Reich, das aus dem lebendigen Anteil aller am lebendigen Geist erstehen sollte. Er war nicht eigentlich ein politischer Mensch, insofern er nicht selbst handelnd und formend in die Welt des Lebens eingriff: er war ein Denker des Politischen, ein Mensch der Klärung und Durchleuchtung, ein Denkender, wie so viele der Besten seiner Generation. Eine Zeit politischer Aktivität wird geneigt sein, dies als sekundär beiseite zu schieben: man darf aber nicht vergessen, daß gerade die jüngste Vergangenheit, die Generation Moellers und die ihr folgenden, diese Vorarbeit unbedingt brauchten, um den neuen Begriff einer unmittelbar lebendigen vitalen Politik fassen und mitleben zu können. Arthur Moeller van den Bruck hatte in seinem eigenen Leben den für seine Zeit typischen und sinnvoll notwendigen Übergang aus der Welt eines Mitlebens nur im Geistigen in die eines Beteiligtseins an der Totalität des Lebens der Nation vollzogen: er begann mit einer „Modernen Literatur“ und endete mit einem Buch der modernsten Politik. Er blieb beim Buch: dafür gehörte er zu einem Geschlecht, dem der unmittelbare Anteil am Leben des Staates erheblich schwerer gemacht wurde als heute. Er hätte, wäre sein Leben nicht vor der Zeit abgerissen, den Zugang auch zum politischen Leben, nicht nur zum politischen Schreiben gefunden: hätte er die Sechzig erlebt, er hätte neben die beiden ersten Phasen seines Lebens sicher die dritte, die politisch aktive, gestellt.

Promotion mit Winnetou. Der Bann um Karl May ist gebrochen. Der jahrzehntelange Streit braver Pädagogen um den erzieherischen Wert oder Unwert der fünfzig spannenden, abenteuerlichen Bände aus der Feder des reiselustigen Sachsen Karl May ist begraben. Seine Bücher haben millionenfache Auflagen erlebt, sind von Millionen Lesern aus drei Generationen mit Begeisterung gelesen worden. Das hat schließlich einem jungen Mann unserer Tage zu denken gegeben. Mit der Erlaubnis weitherziger akademischer Lehre hat er eine Dissertation über Karl May geschrieben, konnte mit ihr erfolgreich zum Doktor promovieren. Wie Erkundigungen bei der philosophischen Fakultät in Jena ergaben, hießen Titel und Thema der Arbeit: „Der Volksschriftsteller Karl May, ein Beitrag zur literarischen Volkskunde." Man erkennt daraus, daß der tapfere Student, der sich für seine Jugendliebe vor einer ernsten, würdigen Wissenschaft nicht genierte, ihr zur rechten Zeit und mit glücklichem Griff den Zopf abgeschnitten hat. Karl May hat ja nicht nur die Silberbüchse und „Rih" erfunden, nicht nur den Mythos des edlen Indianers mit christlichem Herzen verbreitet, sondern er fühlte sich, wie er vor Jahrzehnten in seiner Verteidigungsschrift „Ich" niedergelegt, einmal als Freund der Jugend, die er zu Fairneß leitete, weiter als Lehrer all seiner Leser, deren geographischen Horizont er als Meisterschilderer fremder Landschaft weitete. Für dies und andere seiner stillen Tendenzen wird ihm posthum von wissenschaftlicher Seite Anerkennung gezollt. – Die meisten Mühlen des Daseins scheinen mit denen Gottes gemeinsam zu haben, daß sie zwar sehr langsam, doch – last not least – gerecht mahlen.

Bilanz des Berliner Theaters. Mit dem Mai ist die ehrgeizige Zeit der Theater im allgemeinen vorüber: man kann rückblickend auf acht Monate Spielzeit eine Bilanz ziehen, ohne in Gefahr zu geraten, sich noch allzusehr korrigieren zu müssen. Schon die Statistik sieht ganz unterhaltsam aus: wir haben, wenn wir absehen von Oper und Operette, rund 90 Premieren gehabt — in 17 Theatern. 16 davon galten den Klassikern, unter denen diesmal an der Spitze Shakespeare mit sechs Neu-Aufführungen marschiert; dann kommt Goethe mit vier, Grillparzer und Hebbel mit je zwei, Kleist und Schiller mit je einer. Hauptmann hat es auf drei Premieren gebracht, Gogol auf zwei, Calderon auf zwei, Ibsen und Sudermann auf je eine. Von dem Rest von 65 Erstaufführungen kamen 50 auf lebende Autoren des In- und Auslandes. — Fragt man weiter, welches die großen Erfolge dieser Spielzeit gewesen sind, so ergibt sich, daß am günstigsten die beiden Staatstheater abgeschnitten haben, vor allem das Kleine Haus. Der Intendant Gründgens hat einen ausgezeichneten Instinkt für das Theaterwirksame bewiesen, im alten wie im neuen, und er hat wie kein zweiter Berliner Theaterdirektor für bestes lebendiges Schauspiel gesorgt, ganz gleich, ob er selber mitspielte oder nicht. Der Riesenerfolg seiner Hamletinszenierung, in der er selber den Dänenprinzen spielte, konnte leider um seines Erholungsurlaubs

willen nicht voll ausgenutzt werden: das Kleine Haus hatte mit einem Spiel wie „Donna Diana", mit einem Scherz wie „Himmel auf Erden" wochenlang volle Häuser, und der „Ministerpräsident" von Wolfgang Goetz wurde der größte Erfolg eines Lebenden in dieser Spielzeit, dem sich jetzt „Das kleine Hofkonzert" anzuschließen scheint. — So gut hat keines der anderen Theater abgeschnitten — mit Ausnahme des Hauses am Schiffbauerdamm, das immer noch „Krach im Hinterhaus" spielt, des August Hinrichstheaters, das früher Lessingtheater hieß, und des Renaissancetheaters, in dem Sardous „Madame Sans-Gêne" monatelang lief. Das Deutsche Theater war das fleißigste: es brachte vierzehn Premieren, die Volksbühne folgte mit zwölf — die großen Erfolge mußten beide dem Staatstheater lassen. Interessant ist noch festzustellen, wieweit an den Erfolgen die Autoren, wieweit Schauspieler beteiligt waren. Der Hamlet des Staatstheaters war ein Erfolg des Intendanten, der den Prinzen spielte: in den der Goetz'schen Bismarckkomödie teilen sich der Autor und Herr Jannings als Bismarck. An „Donna Diana" und Hebbels „Gyges" hatte Herr Krauß wesentlichen Anteil, das „Kleine Hofkonzert" ist ein Erfolg von Frau Dorsch, „Madame Sans-Gêne" verdankte ihre Wiederbelebung Hilde Hildebrandt. Das Agnes Straubtheater lebte in der Hauptsache vom Spiel der Prinzipalin — „Krach im Hinterhaus" und Hinrichs allein vom Stück und vom Ensemble, Frau Polenska (in der Komödie) von der guten Laune von Frau Wüst, der „Tatzelwurm" von Ralph Arthur Roberts' Bühnensicherheit (Theater in der Behrenstraße). Wie man denn überhaupt feststellen muß, daß die Mehrzahl der großen Erfolge ohne Star heiteren Stücken beschieden war: die Tragödien lebten nur von den großen Darstellern — Herr Wegener hat noch den Michael Kramer vier Wochen hochgehalten. Eine Wertbilanz der einzelnen neuen Dramen wäre verfrüht: darüber wird erst zu urteilen sein, wenn weiteres von den Autoren erprobt ist.

Fünflinge erwünscht? In Nordamerika sind vor einiger Zeit fünf Kinder auf einmal einer glücklichen Mutter vom Geschick beschert worden. Die überraschten Eltern waren arm. Infolgedessen übernahm der Staat die Unterstützung der plötzlich siebenköpfigen Familie. Das ist beinah zwei Jahre her. Inzwischen sind die Kinder reiche Leute geworden, die schon heute ihre Eltern ernähren, ihre Heimatstadt florieren lassen, ihren Vaterstaat Ontario reichlich unterstützen und bereits in jüngsten Jahren die Hände für immer in den Schoß legen können. Denn sie haben es nicht mehr nötig, zu arbeiten. Sie sind ein Stück Reklame geworden. Die Sensationslust kommt sie täglich mit tausend Autos besuchen, die Pressefotografen überschütten sie mit Serien von Lichtbildblitzen, die Filmoperateure stellen die Linsen ihrer Kurbelapparate auf sie ein, die Industrie sichert sich ihren Namen für Babyernährung, Kleinkindkleidung, Medikamente und alle möglichen Konsummittel. Die kleinen Bürger scheffeln Dollars, indem sie lächeln oder weinen, essen oder verdauen, wachen oder

schlafen, denn ganz Nordamerika sieht ihnen zu und bezahlt dafür. Sie leben in einem modernsten Glashaus mit Pflegerinnen, Ärzten und einer eigenen Schutzpolizei. Zwei Stacheldrahtzäune umgeben die Fünflinge, die täglich einmal von der Veranda Tausenden gezeigt werden. Gegen Parkgebühr, eine örtliche Benzinsteuer, erhöhte Hotelpreise und ähnliche Geldschneiderei. Die Schattenseite dieser vergoldeten Angelegenheit bilden leider die Eltern. Das waren früher brave, zufriedene, fleißige Bauersleute. Heute wohnen sie in einigem Abstand von den Kindern in der alten Hütte und sehen scheel zu ihnen hinüber. Sie möchten mehr Geld haben, obgleich sie soviel kriegen, daß sie alle Arbeit an den Nagel hängen konnten. Sie murren. Da sie als Eltern ausgeschaltet sind, ist ihr Dasein sinnlos geworden. Das geschenkte Geld bekommt ihnen nicht. Das alte Märchen „Vom Fischer un siner Fru“ wiederholt sich im grotesken Rahmen eines Amerikanismus, der auf stilles Familienglück pfeift, wo Geld winkt. Viele Fragezeichen stellen sich hinter den Satz, was in der Zukunft aus den Kindern werden soll. Eins ist aber sicher, sie müssen um jeden Preis als Fünflinge wie Pech und Schwefel zusammenhalten. Splittert nur ein Fünftel von ihnen ab, so haben sie allen Seltenheitswert verloren. Vierlinge sind längst keine Rarität mehr. Aber Fünflinge kommen unter siebenundfünfzig Millionen Geburten nur einmal lebendig ans Licht der Welt. (Das verrät eine amerikanische Ziffer.) Es kann noch viel geschehen mit diesen Fünflingen, die den fortschrittlichsten Medizinmännern der Gegenwart ihre bisherige Weiterexistenz fast allein verdanken. Sie können sich bald sehr zanken, dann ist es mit ihrem Wohlleben vorbei. Oder einer dieser bekannten Kinderräuber Amerikas stiehlt bei Nacht und Nebel einen der Fünflinge, den er nicht eher herausgibt, bis er von allen fünf Fünfteln eine Lebensrente erpreßt hat, auf der sich gut ruhen läßt. Bestenfalls können die Fünflinge ihr Leben lang Schaustück bleiben. Doch sollen alle Sensationen mit der Zeit Runzeln bekommen. Vielleicht begegnen sie uns eines Tages in einer Vorstadt im ärmlichen Lärm einer Jahrmarktsbude wieder. Daß sie überhaupt ein Anziehungspunkt des allgemeinen Interesses sind, scheint das Zeichen einer enormen Langeweile unter ihren Zuschauern zu sein. Wie glücklich ist dieses alte Europa, daß es zwar an mancherlei, doch nicht an solchen geschmacklosen Umgangsformen mit Kindern leidet!

Die Fremdheit. Auch der zweite Aufsatz, den Paul Fechter hier über die Fremdheit zwischen den beiden großen Konfessionen veröffentlicht, hat wie auf evangelischer Seite (in der Deutschen evangelischen Monatsschrift „Wartburg“ 1936, Heft 3, in der „Saale-Zeitung“ u. a.) auch auf katholischer Seite weiter Beachtung gefunden: „Die Schildgenossen“ brachten im Februar-Märzheft einen offenen Brief ihres Herausgebers Karlheinz Schmidthüs an Fechter; das „Hochland“ druckte im Aprilheft eine kritische Antwort von Ernst Michel. Das Gespräch, das damit weitergeführt wird, geht

auf die Tatsache der Fremdheit, auf ihre Ursachen und ihre Überwindung ein. — Was die Tatsache der Fremdheit anbetrifft, so macht vor allem Michel darauf aufmerksam, daß im Westen und Süden des Reiches und in konfessionell schon länger gemischten Gegenden die Fremdheit sich doch nicht so bis in die Alltäglichkeit des gesellschaftlichen Lebens hinein fortsetzt, als daß die von Fechter geschilderten Verhältnisse allgemein sein könnten. Wichtiger aber ist sein Hinweis darauf, daß in den letzten fünfzehn Jahren beide Konfessionen durch eine tiefgreifende Selbsterneuerung in sich selbst zum Wesenhaften vorgedrungen seien und dadurch auch den Blick für das Wesenhafte der anderen bekommen hätten. Im Anschluß an Alois Dempf, der unabhängig von unserem Fremdheitsgespräch im Märzheft des „Hochland" über die Begegnung der Konfessionen gehandelt hatte, weist Michel darauf hin, daß die katholische Liturgische Bewegung und die protestantische Theologie der Entscheidung beide eine Wende zum Objektiven darstellen; wenn damit auch auf den beiden Seiten auf einen geschichtlich jeweils verschiedenen religiösen Notstand geantwortet worden sei, so liege darin dennoch eine Wende auch im Verhältnis der Konfessionen zueinander, welche ein ethisches Miteinander als Forderung in sich trägt. Hier, in der ernsten Selbstbesinnung der Konfessionen, habe sich die Fremdheit weitgehend aufgehoben, und zwar weil man neben dem Gemeinsamen das unaufhebbar Trennende habe stehenlassen. — Bezüglich der Ursachen der Fremdheit sehen übereinstimmend Michel und Schmidthüs wie vorher schon Winterswyl im Oktober-Novemberheft der „Schildgenossen" eine gewisse Gefahr darin, die Verschiedenheit der beiden Bekenntnisse als eine Verschiedenheit zweier Seelen- und Geisteshaltungen zu beschreiben: als „Ausdruck des inneren Dualismus im deutschen Wesen" — womit also unter Absehung von der Verschiedenheit der bindenden Glaubensinhalte die konfessionelle Scheidung letztlich als geschichtliche Spielform des polaren Dualismus zweier möglicher Haltungen begründet wird: dort der Totalität des Allgemeinen, das heißt der Kirche, hier der Totalität des individuellen Gewissens. In Wirklichkeit komme das geradezu irrationale Mißtrauen der konfessionellen Fremdheit erst dadurch hoch, daß die auf beiden Seiten verschiedenen Ausgangspunkte der Gewissensbildung, welche wiederum auf einem verschiedenen Schöpfungs- und Weltverständnis beruhen, unter allen möglichen Formen der Verflachung und Verhärtung nicht mehr erkannt werden können. Michel zeigt am Verhältnis der beiden Konfessionen zum Staat beispielhaft auf, wie die grundlegenden Unterschiede in der Lehre von Schöpfung und Sünde geschichtlich prägende Kraft in unserem Volke hatten. Zur Überwindung der Fremdheit verspricht man sich weniger als Fechter von jener gemeinchristlichen Offensive für den lieben Gott gegen die Gottlosenbewegung, ja, Michel fürchtet, man könne sich angesichts der religiösen Bedrohtheit der Massen zu weltlichen Methoden der Massenbehandlung verführen lassen. Aber das hatte Fechter gar nicht gemeint. Schmidthüs legt in Beantwortung der hier gestellten Frage, warum die beiden großen christlichen Konfessionen nicht

längst einmal mit ihren Reichtümern seelischer Erfahrung und Lebensbereicherung zum Angriff vorgegangen seien, sehr freimütig dar, wie wenig von diesem grandiosen Reichtum noch wirklicher Besitz und darum wirkungsfähig ist. Die christliche Welt der Vergangenheit mit ihrem großartigen Reichtum und ihrer inneren Fülle „war geistliches Werk, das heißt Zeugnis des Beginnens, die Welt im Einssein mit Christus und in seinem heiligen Geiste heimzuholen in das Werden jener neuen Schöpfung, die mit Ihm begonnen hat. Dieses Werk ist jeder neuen Generation von Christen immer von neuem aufgegeben, und sich in es hineinstellen, verheißt ungeheure Möglichkeiten, die Welt neu und richtig zu sehen und zu benennen, und löst in der Seele große Kräfte aus". Fechters Frage, wie man die Fremdheit überwinden könne, hatte sich wie von selbst, als er zu dem tätigen Miteinanderarbeiten der beiden Konfessionen gegen die Gottlosenbewegung aufforderte, in die andere Frage nach der Lebensmächtigkeit des Christentums in unserer Zeit überhaupt verwandelt. Die katholischen Antworten glauben, daß das gemeinsame Anliegen der Christen beider Konfessionen in Deutschland in der Sehnsucht nach dem „geistlichen Menschen" liege, der Zeugnis ablegt von Christus und der Hoffnung des Reiches Gottes. Sie stimmen Fechter auch darin zu, daß der geistliche Laie hier ein entscheidendes Weltamt der Kirche hat. Wenn sie so sehr hinweisen auf die Methode der Freiheitsüberwindung, die allein in den letzten Jahren Erfolg gehabt hat, nämlich die der inneren Besinnung und Erneuerung, so meinen sie damit nicht nur gegenseitige Mitverantwortung für solche nur in langen Zeiträumen sich vollziehende innerkonfessionelle Regeneration, sondern auch ein Kennenlernen durch die Verwirklichung des geistlichen Menschen auf beiden Seiten. Schmidthüs schließt: „In der Bemühung um die Einsichten und Regeln des geistlichen Lebens werden wir uns am schönsten treffen können, denn der große Schatz dieser Tradition ist uns ja gemeinsam, und in seinem Besitze trennt uns nur wenig. Hier stehen wir jenseits von Defensive und Offensive auch mitten darin in dem Bemühen der Zeit um die Grundsätze echter lebendiger Bildung und hier kann sich das christliche Recht auf Menschengestaltung bewähren." Auch Michel bejaht die Aufgabe, die Fechter signalisiert hatte, mit Vorbehalt zwar, aber auf Hoffnung hin: „Das vielbeklagte ‚Unglück der Glaubensspaltung' erlaubt uns weder, ihr mit einer hybriden Sinndeutung ‚im Heilsplan Gottes' zu begegnen, noch sie als Gegebenheit einfach hinzunehmen: Wir haben, von der gegebenen Situation aus um ihren Anspruch **an uns**, um ihren Sinn **für uns** zu ringen und sie gehorsam — quantum satis — auszutragen."

Die Brüder Wagemann

Roman von Gerhart Pohl

ERSTER TEIL

Mein Schulkamerad Wagemann

I.

Ulrich Wagemann ist tot.

Der Blitz erschlug ihn, als er durch den alten Fichtenwald längs der Plagnitz zu seinem Berghaus am Forstkamm emporstieg.

Touristen fanden den Toten in der Frühe des nächsten Tags. Er lag auf einer winzigen Lichtung, die einst ein Herbststurm in das Gemäuer des Hochwaldes gerissen hatte, inmitten sommerlich hoher Farne. Sein Gesicht und die Handflächen waren in das feuchte Moos gedrückt. Ein Bein lag in der Hocke, das andre war ausgestreckt. Den Kopf bedeckte das Blattwerk junger Syringen, die aus seinem Rucksack ragten. Er hatte eine Sendung seiner Handelsgärtnerei vom Bahnhof abgeholt, um sie nach Forstlangwasser mit hinaufzunehmen und in seinen hübschen Garten zu verpflanzen.

Wie ein Beduine habe der Tote dagelegen, der sich nach endlosem Wüstenmarsch vor den Quell einer Oase geworfen habe. Ein Weitgereister unter den Touristen – oder war es nur ein Vielbelesener? – hatte das phantasievolle Bild zu Protokoll gegeben. Einen andren, den ich ein paar Tage später bei meinem Wirt, dem alten Bauernmaler Hofer, kennenlernte, und der nach Gehabe und Reden ein unklarer Schwärmer zu sein schien – er ist als Versicherungsagent in Zwickau tätig – hatte der Tote an einen Verzückten erinnert, „der von Gesichten überwältigt die mütterliche Erde küßt".

Auch ich sah ihn noch einmal, ehe der Sarg geschlossen wurde. Frau Caroline hatte mich dazu gebeten, was ich damals nicht begriff, da ich die Gattin Wagemanns noch wenig kannte.

Der Tote trug nur die Zeichen des Schreckens im Gesicht. Den Mund halb geöffnet, die gebrochenen Augen weit aufgerissen und eine Stufenleiter waagerechter Falten auf der Stirn: – so ist er erstarrt.

Sein letzter Gedanke, rasch wie der Blitz, der ihn vernichtete, mochte der Frage nach dem Sinn gegolten haben. Jedenfalls glaubte ich sie aus den schreckensstarren Zügen zu lesen. Damals verstand ich ihn nicht. Dieser Tod ist ein Mißgeschick, sagte ich mir, nichts weiter – ein Prankenhieb jähzorniger Natur, der sinnlos diesen oder jenen trifft. Natürlich war mir nicht wohl bei der Deutung. Es ist schlimmer, als wir uns selber zugestehn, dem Tod ins Angesicht zu schauen, und sei es das Angesicht des andren, der unser Kamerad und gleichen Alters ist.

Ulrich Wagemann war einunddreißig Jahre, als der Tod ihn löschte. Damals kannte ich ihn zwei Jahrzehnte, den Schulkameraden seit Untertertia.

Heute, da ich seine merkwürdigen Aufzeichnungen gelesen habe, die mich zittern und frieren machten, so jäh schlug aus ihnen die Leidenschaft, weiß ich: im Grunde haben wir uns nie verstanden. Mich hat ein gütigeres Schicksal am Rande der Zeit gehalten, wo die Wellen nur noch leise den Takt der Epoche schlagen. Ihn riß es hinein in Strom und Brandung. Aber indem er die strömende Brandung zwang, wurde er, mit Wunden bedeckt, die niemals ganz vernarbten, reicher und wohl auch größer als wir am Rande.

Freilich war die Kluft zwischen uns von Anbeginn fühlbar. Aber ich habe sie mißdeutet. Wie einseitig ist unser Urteil, wie dünkelhaft und von Nichtigem bestimmt! Während ich die Aufzeichnungen des Toten las, die Frau Caroline mir wenige Wochen nach seiner Beisetzung brachte, schlug die Flamme der Scham manchmal über mein Gesicht. Nun habe ich die seltene Gelegenheit, dem Schulkameraden von einst wenigstens nach seinem Tod gerecht zu werden, indem ich die Wahrheit bekenne: das Mißverständnis zwischen uns ist meine Schuld; ich war vom Vorurteil beherrscht.

Denn schon mit einem Vorurteil fing unsere Bekanntschaft an. Als Ulrich nach den Osterferien das Klassenzimmer der Untertertia betrat, war er ein aufgeschossener Junge mit kurzgeschorenem Haar und einem federnden Gang, wie wir Großstadtkinder ihn nicht mehr kannten. Er kam aus K., einem Städtchen bei Breslau. An diesem denkwürdigen Morgen trug er einen Matrosenanzug aus blauer Wolle, der das Gespräch der Klasse wurde. Max Fellner, der der Sohn eines bekannten Konfektionärs war und im gleichen Hause wie die Wagemanns wohnte, stellte in der ersten Pause nicht ohne Ehrfurcht fest, der Anzug des „Neuen" sei ein echter „Bleyle", der um die vierzig Mark gekostet habe. „Und dann die Uhr! Menschenskinder, 'ne echte Tula ist das! Dessen Alter ist stinkreich!"

In der Tat war Ulrichs Vater ein wohlhabender Kaufmann, der einige Sägemühlen und riesige Wälder im damaligen Russisch-Polen besaß. Außerdem gehörte ihm ein kleines Gut in K. mit Landhaus und Park. Auch die Breslauer Wohnung der Wagemanns, in der ich einmal zu Besuch war, schien mir damals ein üppig ausgeschmücktes Labyrinth zu sein. Riesige Zimmer, endlose Korridore, schwere Möbel und gewaltige Lichtkronen – so ist sie meinem Gedächtnis geblieben. Bestätigen es nicht die Aufzeich-

nungen des Toten, so glaubte ich an eine Täuschung der Kindheit, die fremdes Leben am eigenen mißt. Hauste ich selbst doch im „Rattenloch", der verwinkelten Kammer eines Schülerpensionats mit Blick auf graue Höfe und ohne Ofen.

Aber ich gehörte als Sohn eines verstorbenen Regierungsrats zur „Elite" der Klasse, die Weidlich, der Sohn unseres Direktors, gegründet hatte. Ihr wurde nur zugezählt, wer aus „besseren Ständen" stammte und dabei ein guter Schüler war. Die zur „Plebs" gehörten – es waren alle anderen Kameraden – konnten niemals zur „Elite" stoßen, auch wenn ihre Leistungen die besten waren. Wer „Elite" und wer „Plebs" war, bestimmte der Primus allein, und alle beugten sich seinem Urteil, da er ein rachsüchtiger Junge war und den Einfluß auf seinen Vater skrupellos zu gebrauchen wußte.

In dieser ersten Pause entschied sich die „Elite" gegen Wagemann. „Koofmich" sagte Weidlich gedehnt und roch mit angewidertem Gesicht an seinen Fingern. Das war der Richtspruch für uns Akademikersöhne.

Übrigens schien unsere frostige Zurückhaltung Wagemann nicht im geringsten zu verletzen. Er war selber ein Muster an Zurückhaltung und das Schweigen in Person. Während der Pausen stand er in der äußersten Ecke des Hofs zwischen Turnhalle und der Brandmauer des Nebenhauses, „weitab vom Schuß der Aufsicht", wie unser Direktor sagte. Zumeist hielt er die Hände in den Taschen – was wir von der „Elite" verabscheuten, weil es die Schulordnung untersagte – und starrte finster vor sich hin. Dabei gruben sich in seine beulige Stirn, die durch die nordische Kopfform und den kurzen Haarschnitt besonders hoch erschien, ein paar senkrechte Falten.

In den ersten Wochen traf ich ihn einmal im Gespräch mit Kameraden. „Philisterseminare", rief er und schleuderte seine Faust durch die Luft, als ob er einen Springstein starten wolle, „Philisterseminare nennt mein Onkel Rudolf die höheren Schulen. Vorn schmeißt man lebendige Kinder rein, sagt er, nach zwölf Jahren Mahlemühle, die alle Knochen bricht, kommen hinten Greise ohne Murr heraus, Steißtrommler, Bürokraten oder Mauerblümchen. Dabei ist mein Onkel Primus noch in I O gewesen – mit fünf ‚Sehr gut' im Abiturientenzeugnis. Der ist eben keine Flasche; ein Kerl ist der! Der knallt die Krähen im Fluge runter und kann sich auf brunftigen Hengsten ohne Sattel halten."

Wagemann stand wie gewöhnlich in seiner Ecke, das angewinkelte Bein an einen Mauervorsprung gelehnt. So sprach er auf fünf, sechs Jungen ein, die ihn umstanden. Seine Worte waren voll schmeichelnder Einflüsterung, betörend warm und doch rebellisch, dabei von gespannter Stimmkraft, als ob sie an Tausende gerichtet seien, Freunde wie Gegner, und ein unterirdisches Feuer dunkelte seine blauen Augen, die sonst wohl ein wenig wässerig waren.

Die Szene ist meiner Erinnerung deshalb so klar erhalten geblieben, weil sie die „Elite" lange beschäftigen sollte. Übrigens haben Ulrich und ich zwei Jahrzehnte später – es war wohl bei unserem letzten Zusammensein – ihrer noch einmal, nicht ohne wehmütiges Scherzwort, gedacht.

Damals also hatte ich sie aufgenommen, und ich erinnere mich noch deutlich der Bestürzung, in die sie mich versetzte. Unverzüglich erstattete ich dem Primus Bericht. Weidlich, der sich seit langem über die Nichtachtung heimlich grämte, mit welcher Ulrich die „Elite" überging, legte die gespreiteten Finger einer Hand wie ein Gitter über sein pergamentenes Stubengesicht und sprach nach einer Pause, die unser andächtiges Schweigen bis zum Rande füllte: „Eine herostratische Natur — der Koofmich!" Das beruhigte uns; ja, die Altklugheit dünkte uns Wahrheit zu sein. Hatten wir doch kurz zuvor in einem unserer „Wissenschaftskollegs", welche wir allwöchentlich bei Kakao und Buttersemmel in der Wohnung unseres Direktors abhalten durften, über Herostratos gesprochen, der einzig aus Ruhmsucht den kostbaren Artemistempel in Ephesos angezündet hatte.

Und so einer war unser neuer Schulkamerad! Mir grauste. Das Wort des Primus, der ein beschlagener Junge und weiter fortgeschritten als wir andren war, galt für mich damals wie ein Glaubenssatz.

Weidlich fuhr fort: „Ein Plebejer ist er außerdem. Vor diesem Schicksal bewahrt weder Geld noch Gut der Väter. Hörtet ihr die vulgäre Art, mit welcher er zu reden sich nicht scheut? Das riecht nach Gesindehaus und Pferdestall!"

Damit war die Feindschaft, mit welcher wir Wagemann fortan bedenken wollten, wie eine erhabene Kulturaufgabe geheiligt. Wie anmaßend war unser Treiben, wie streberisch und gekünstelt! Ach, wir waren ja Greise! Ein Zeitalter ging auf Stelzen — so will es mir heute erscheinen, nachdem gesündere Zeiten wiederkehrten — auf goldenen Stelzen vielleicht, und solchen, die das Schnitzwerk des Titels zierte, aber jedenfalls auf Stelzen.

So gingen auch unsere „Verfolgungen" auf Wagemann los. Es blieb bei ein paar Nadelstichen und der kleinlichen Bosheit des Hasenpaniers. Nicht einmal zu einer saftigen Jungenfeindschaft mit Kriegspfad und einer Bamserei war die „Elite" fähig. Allerdings war der „Koofmich" auch der einzige wirkliche Feind, der ihr je begegnet ist. Die anderen Kameraden vergötterten oder achteten die „Elite", zumindest anerkannten sie ihr Dasein — mit flausigen Worten zuweilen und manchmal mit heimlichem Knurren. Er aber kannte nur Mißachtung, die er auf eine unnachahmlich wirksame Art unablässig kundgab, bis er schließlich Herr der Klasse und der Zerstörer der „Elite" wurde. Daß er dabei ein ausgezeichneter Schüler war — er blieb es übrigens bis zu jenem Krach in Unterprima, nach dem er unser Gymnasium jäh verließ — das brachte Weidlich der Verzweiflung nahe.

Da hätte er die Schlappe, welche er gleich in den ersten Monaten empfing, noch eher überwunden, obzwar sie der wohlgezielte Axthieb gegen seine Stellung und die „Elite" war. Ein komischer Anlaß fürwahr! Man möchte lächeln, und doch wäre es die Fratze des Unverstands.

Mir jedenfalls gefriert das Lächeln, entsinne ich mich jenes Aufruhrs, den ein zerbrochener Spucknapf im Herzen der Tertianer löste — ein Spucknapf aus blauem Glas, das die Sonnenstrahlen schluckte.

Der Anlaß, bei dem er in Scherben ging, ist mir verlorengegangen, so tief ich auch in meinem Gedächtnis grabe. Der übliche Tumult nach Schulschluß war's. Zwei Kameraden knufften sich vor dem Katheder. Rudi hieß der eine und der andere wohl Brauer oder Bräuer, von dem ich nur noch weiß, daß er der Sohn eines Gutsinspektors und ein derber Bengel war. Dieser Brauer oder Bräuer rutschte plötzlich auf dem gebohnerten Linoleum ab und setzte sich in den Spucknapf, der mit einem Ton wie von klingenden Gläsern zersprang.

Ein paar Sekunden mögen wir gelähmt umhergestanden haben. Dann hob ein Trubel an. Der bewegliche Rudi – ich habe ihn sonst als lustiges Kerlchen in der Erinnerung behalten – begann laut zu weinen. Der andere war aufgestanden und wischte mit dem Taschentuch die Nässe von der Hose. Dabei maulte er eintönig durch die Zähne: – ein Unglück sei das, die Strafe des Himmels (er war, soweit ich mich erinnere, fromm-katholisch und ein Stipendiat von Maria Hilf), nun verlöre er seinen Platz im Stift, und der Vater schlüge ihn zum Krüppel. Wir andren standen in Gruppen umher, machten Bemerkungen, wohl auch Scherze aus der Verlegenheit. Uns war keinesfalls wohl zu Mute. Wir waren ja noch die berühmte Musterklasse unter Führung der „Elite".

Weidlich packte seine Mappe säuberlich wie immer, Buch neben Buch und Heft auf Heft in einer Reihenfolge, die am Anfang jedes Schuljahrs an Hand des neuen Stundenplanes festgelegt und während seiner Gültigkeit niemals aufgegeben wurde. Dann schnappte er das Schloß ein, an diesem Tage wohl ein wenig heftiger als sonst, nahm die Mappe unter den Arm und sagte mit säuerlichem Gesicht, wie halb abwesend, da er die Verantwortung scheute und doch überall bestimmen wollte:

„Ihr werdet euch gleich bei meinem Vater melden!"

„Quatsch nicht, du Pamuffel!"

Wagemann schrie es von der letzten Bank her, wo er ebenfalls die Bücher packte, was mehr einem Zusammenraffen glich. Eine Glutwelle rötete jäh sein Gesicht. Dann sprang er mit ein paar Sätzen durch die Reihen von uns Erstarrten. Blitzenden Auges – ja, sie blitzten im Zorn, tief und kräftig, die hellblau-verwaschenen Augen! – So ging er auf den kleinen Rudi zu und packte ihn an der Schulter.

„Statt zu natschen", sagte er mit einer Grobheit, hinter der die Sanftmut schimmerte: „Räum die Scherben weg, du Ochse! Pack sie in die Büchertasche! Deine Schwarten nehme ich derweil!"

In diesem Augenblick wollte der Primus aus der Klasse gehn. Der Anruf Ulrichs hatte ihn wie ein Peitschenhieb getroffen. Jedenfalls war er stehengeblieben, bleich, wohl auch ratlos, und hatte vor sich hingestarrt.

„Hiergeblieben!" krähte Wagemann und sprang zur Tür.

Dort stand ein brünetter Junge in weißem Matrosenanzug und mit Wadenstrümpfen, der Quartaner Rainer Wagemann, Ulrichs Bruder, der die Szene mit angesehen haben mochte.

„Du läßt niemanden raus!" schrie der ältere dem jüngeren wie in sportlicher Erregung zu.

Noch heute sehe ich Rainer Wagemann im Türrahmen des Zimmers stehn, so groß wie der Durchschnitt unsrer Klasse — der Bruder war bedeutend länger — breitbeinig, die kleinen Fäuste geballt und mit geröteten Backen.

Ob mein Gefühl mich damals täuschte? Ich blickte angstvoll zu Weidlich hin. Wenn er jetzt zur Türe geht, dachte ich, der Rainer schlägt ihn mit einem Fausthieb nieder, blindlings gehorsam dem Befehle des Bruders. Der Primus schien das nämliche Gefühl zu haben. Jedenfalls stand er, seine übergroße Mappe unter dem Arm, unschlüssig im Raum. Über seinem pergamentenen Gesicht lag ein grünlicher Schimmer.

Unterdessen war der ältere Wagemann auf eine Stufe des Katheders geklettert und hatte mit Bestimmtheit erklärt, wir alle müßten den Spucknapf bezahlen.

„Für eine Mark ist so'n Dreckding bei jedem Glasfritzen zu haben. Ich gebe zwei Böhm dazu . . ." — Mit der geübten Handbewegung eines Kartenspielers warf er die Nickel auf das Katheder — „Wer nichts hat, braucht nichts zu geben; das ist klar. Aber wehe dem Verräter, der Geld im Sacke hat, und er drückt sich! Klassenschnicke kriegt er erbarmungslos, und dasselbe gilt dreifach für den Petzer!"

Der Jubel, den die Worte auslösten, ist unbeschreiblich. Die ganze Klasse drängte sich um das Katheder. Einige Jungen klatschten in die Hände wie bei der Zirkusvorstellung; andre stießen sich vor Freude mit den Ellenbogen. „Fein gemacht! schrie einer, und die andren riefen durcheinander: „Bravo, Uli!" „Hoch Wagemann!" „Knorker Kerle", „Der ist soo!" Dabei spannten sie den Muskel des Arms. Kupfer und Nickel klimperten. Im Handumdrehn war eine Mark beisammen, die Rudi ausgehändigt wurde.

Auch mir gefiel Wagemanns Haltung, aber ich wagte nichts zu geben. Umständlich kramte ich in meinen Taschen, die eine Börse mit siebzehn Pfennigen bargen. Dabei sah ich verstohlen auf Weidlich. Er rührte sich nicht. Sein Gesicht war womöglich noch grüner geworden.

Dann verließen wir die Klasse: Wagemann wie ein siegreicher Feldherr inmitten seines sich wild gebärdenden neuen Heeres; Rainer mit Rudi und dem Bräuer, die sich vor Glück umschlungen hatten und Arm in Arm die Treppe hinunterhüpften. Den Schluß bildeten die Geschlagenen — Weidlich und seine „Elite".

„Verschwörerbande!" zischte der Primus. Wir andren schwiegen dazu. Wortlos verließen wir das Schulgebäude, vor dem noch das Heer der Brüder Wagemann lärmte. Denn von Stund an zählte Rainer außerhalb des Unterrichts mehr zu unserer Klasse als Weidlich.

Schon an diesem Tage verabschiedeten sich, wenn die Erinnerung mich nicht trügt, zwei Mitglieder der „Elite" mit dem Stammeln der Unaufrichtigkeit: — ein Familienausflug sei geplant, sie müßten sofort nach Hause; auch das „Wissenschaftskolleg" könnten sie nicht besuchen, leider . . .

Das war für den kommenden Nachmittag angesetzt und wurde ein gedämpftes Klagelied. „Zrinyi" wollten wir weiterlesen. Theodor Körners Held hieß heute Wagemann. Die Bücher blieben wohl geschlossen.

Wir saßen in der Laube des Direktorgartens, von deren Eisenstäben die blauen Trauben der Glyzinen hingen und einen balsamischen Duft verströmten. Durch die Maschen ihrer schmalen Blätter fiel ein Stückchen hellblauen Himmels in die Laube. Ringsum blühten die Heckenrosen in allen Tönen von rot bis weiß, und das vielfach ineinandergeschlungene Blattwerk der Sträucher wandelte den alten Garten in eine Zauberinsel.

Ganz unverzaubert aber waren wir, die fünf versammelten „Elite"-Leute, die wir geduckt vor den dampfenden Kakaotassen hockten. Uns hielten die quengligen Worte unseres Primus nüchtern, die von verletzter Eigenliebe und dem Strebertum befeuert waren. Er werde den Vorfall seinem Vater melden, erklärte Weidlich, noch heute abend werde er „die Katilinarier zu Paaren treiben". Inständig baten wir ihn, davon abzulassen. Nun kannten wir Wagemanns Entschlossenheit. Als Antwort zitierte Weidlich Cicero, das Pensum der Sekunda, das ihm bereits geläufig war:

„Quousque tandem . . . wie lange noch willst du unsere Geduld mißbrauchen, Catilina?"

„So lange es ihm gefällt!"

Der Satz war mir herausgefahren. Weidlich maß mich mißtrauisch von der Seite. „Soso!" sagte er mit einer Stimme, die der Haß zusammenpreßte, „dem dreisten Bürschchen werden wir das Handwerk legen!"

Diese Lieblingswendung seines Vaters klang aus des Sohnes Munde albern. Wir sahen uns betroffen an. Mit einem Schlage war das Glorienbild zerstört. Im übrigen fürchtete sich Weidlich selbstverständlich vor der Meldung. Er schwieg wie alle andren.

Als wir ihn gegen sieben Uhr verließen, sagte er am Gartentor:

„Ein frecher Catilina! Der endet noch mal im Gefängnis!"

Heute graut mir vor diesem Wort des Knaben, über das wir, Knaben wie er, damals scherzten, als Weidlich uns verlassen hatte. Im Grunde war es ja auch eine Redewendung seines Vaters.

II.

Dieser Vater mit den packenden Sentenzen war, so seltsam es erscheinen mag, der erste Gegenstand der Unterhaltung zwischen Wagemann und mir, als wir uns nach zwölf Jahren im Riesengebirge überraschend wiedersahen.

Seit meiner Jugend liebe ich das Gebirge. Die tiefen Eindrücke der Kindheit sind seinen Tälern und Höhen und den alten Fichtenwäldern verschmolzen, in denen der Rübezahl west. Die teuflischen und dabei grundanständigen Schnurren des Berggeists ergriffen mich, den verschüchterten

Beamtensohn aus der Großstadt, heftiger als die Taten homerischer Helden und das blitzende Wortgeschmeide eines Marquis Posa oder Wallenstein.

Auch später blieb ich dieser Liebe treu. Noch heute, da ich selber längst Beamter bin, schlage ich zuweilen die Märchen des Musäus auf und lese sie mit der Ergriffenheit des Kindes. Für mich sind die Erzählungen vom Berggeist ein Idyll geblieben, und idyllisch ist mein Hang für sein Gebirge. Daß es auch groß sein könne, schrecklich und von zwingender Gewalt, erlebte ich erst spät: — am Schicksal meines Freundes Wagemann.

Vorher bestimmte mich nur Schwärmerei, alljährlich meinen Urlaub im Gebirge zu verbringen. Schließlich hatten sich bereits ein paar Fäden der Freundschaft zu den Einheimischen geknüpft, die ich nicht lockern wollte. Vor allem ist es der bekannte Bauernmaler und Gastwirt Hoser, dem ich mich seit langem freundschaftlich verbunden fühle. Das verkrüppelte Männlein mit dem kerngesunden Verstand hat seine Baude in jahrzehntelanger Arbeit und mit viel Geschick als ein Museum heimatlicher Volkskunst ausgebaut. Dabei ist Vincenz Hoser kein gewöhnlicher Sammler oder Folklorist, kein Altertümerforscher, Heimatkundler, Ethnograph, überhaupt kein Wissenschaftler, nicht einmal ein Gebildeter in unsrem Sinne. Er ist ein ungewöhnlicher Mensch, der außerhalb jedweder Richtschnur steht. Anders vermag ich ihn nicht zu erklären, soviel ich auch darüber nachgesonnen habe. Zudem besitzt er die Gabe des zweiten Gesichts, die mich bestürzte, als ich sie entdeckte.

Ihm verdanke ich auch die genaue Kenntnis des Gebirges, die der gewöhnliche Kurgast nicht erwerben kann: seiner Natur und seiner Menschen und der Verwobenheit des Tages mit dem Traum, welche das Schicksal dieses Landes von Ursprung an bestimmte. Und „Bestimmung" nennen es auch die Aufzeichnungen des Ulrich Wagemann, die davon öfters zu berichten wissen.

Natürlich ahnte ich von der Bestimmung nichts, als mein ehemaliger Schulkamerad eines schönen Septembertages unvermittelt in meinem Blickfeld stand. Zwar sprach Vincenz Hoser beim Abendessen desselben Tages, das ich wie stets mit ihm in seinem Privatzimmer, dem Laborantenstübel, einnahm, ein tiefes Wort aus oder vielmehr ein erleuchtetes, das mir allerdings noch lange dunkel bleiben sollte. Wir schwatzten über meine Wanderung nach den Grenzbauden. Dabei erzählte ich beiläufig, ich sei einem früheren Kameraden begegnet, mit dem ich fünf Jahre die nämliche Schulbank vernutzt hätte, einem gewissen Wagemann.

„Dem Doktor vom Berghaus droben?!" fragte Hoser mit einem flinken und merkwürdig lauernden Blick.

Ich bejahte die Frage.

„Nunu", murmelte der Alte. Dann schwieg er.

Auch ich sagte nichts mehr. Mich hatte der eigentümliche Blick getroffen.

Schweigend aßen wir weiter — wohl eine lange Zeit.

Da legte mein Wirt unvermittelt den Löffel beiseite und erklärte bestimmt:

„Der hat nichts auf dem Kerbholz, wie die Leute raunen! Dem alten Hoser kann man das X nicht für 'n U verkaufen! Der Doktor Wagemann ..."

Ehe er weiterreden konnte, trat die Kellnerin ins Zimmer. Ein Gast wünschte den Wirt zu sprechen. Hoser rutschte vom Stuhl – im Stehen war er kaum so groß wie ein sitzender Mann – und trippelte zur Tür. Blitzschnell wandte er sich noch einmal um, hob die zarte Hand, deren Gelenke dünner als die eines achtjährigen Kindes waren, und sagte mit beinahe tonloser Eindringlichkeit:

„Gezeichnet ist der, weiter gar nichts! Vom Schicksal gezeichnet wie alle Lieblingskinder Gottes!"

Dann schlüpfte er rasch hinaus.

Gezeichnet.

Das Wort hat mich lange beschäftigt, obwohl wir zunächst nicht mehr darüber sprachen. Und im Traume wurde es Gestalt: einmal sah ich Wagemanns Gesicht, bleich und zerfurcht, mit einem blutigen Kreuz auf der Stirn, wie das eines Verlorenen vor der letzten Stufe des Schaffotts.

Der Lebende freilich entsprach den Traumgesichten in keinem Zug. Besonders der erste Eindruck von ihm, den ich nach unsrer zwölfjährigen Trennung hatte, vermittelte das haargenaue Gegenteil. Ein kräftiger junger Mann hob sein Gesicht, das auf der Stirn eine Erdkruste und in seinem zarten Gefältel die Perlen des Schweißes trug, aus einem bunten Asternbeet gerade in meinen Blick.

Den blonden Mann mit dem verschossenen Jägerhemd und einer schmutzigen alten Hose hatte ich schon längst gesehn. Ich stand am Zaune eines großen Grundstücks, in dessen Garten er zu schaffen hatte, zu jäten, sicheln, pflanzen ... ich beobachtete es ungenau.

Mein Blick war über ihn hinweggeglitten und hatte durch eine weite Kimme des Hochwalds die buntgewürfelten Täler im Schmiedeberger Lande abgetastet. So stand ich nach einem scharfen Marsch, der mich von den Grenzbauden durch melancholische Fichtenwälder an den oberen Saum der Matten von Forstlangwasser gebracht hatte – ein wenig müde und ganz bezaubert.

Der Herbsttag war von seltener Milde. Unter seinem wolkenlosen Himmel lag die kristallklare, sanft bewegte Luft, die sonst verhüllte Fernen dem Auge freigab.

Und wie der Mensch geneigt ist, das Wuchtige zuerst und danach erst das Feine zu beachten, so war auch ich zuerst dem einzigartigen Rundblick hingegeben – ein Schauender im Rausch und ohne Sinnen. Allmählich wandte sich mein Blick, der von der Größe müde war, dem Geringeren zu, das näher lag: vor mir den beiden Matten mit ihrem vielfach gestuften Grün, die aus der Mulde des Langen Wassers zum Hochwald ringsum sich emporgereckt zu haben scheinen. Darauf sind die zehn Häuser der Ortschaft ohne Regel hingestreut. Ein Trupp Soldaten übte in der Ferne; eine alte Frau mit

Traglast stieg den jenseitigen Hang hinab, und ein paar falbe Kühe kletterten langsam grasend an der diesseitigen Matte entlang.

Nun fiel mir auch der Garten auf, an dessen Zaun ich stand. Merkwürdig, wie gepflegt er war und wie eigen in seiner Art! Seltsames Buschwerk mit bunten Blättern zog sich längs des Zaunes hin. Auf einem riesigen Rundbeet blühten hunderte Dahlien in allen Farben. Ein Stückchen Rasen war mit niedrigen Feldblumen überschüttet, die ihm das Aussehn eines orientalischen Teppichs gaben.

Eben wollte ich auf weitere Einzelheiten des Gartens eingehen, der für den abseitigen Flecken in tausend Meter Höhe ungewöhnlich war, da erhob sich der blonde Mann.

Mein Blick traf seine lange, schlaksige Gestalt mit den hängenden Armen und den leicht gebeugten Knien, das Gesicht ...

„Wagemann?!" fragte ich unwillkürlich mit verlegener Gewißheit. Er stand kaum fünf Meter von mir entfernt.

Der Angeredete zog die Augenlider ein wenig zusammen.

„Ah, Puck!" rief er mit frischer Selbstverständlichkeit und ohne Zeichen der Verwunderung, als sei ich ein erwarteter Besuch. Auch meinen Schülernamen hatte er behalten.

Dann trat er an den niedrigen Knüppelzaun und reichte mir die Hand, die mit feuchter Erde beklebt war.

„Nun, auch mal im Gebirge, alter Junge? ‚Beatus ille, qui procul negotiis ...' hätte unser hochverehrter Direx, der Zitaterich, gesagt. Und welches sind deine negotia geworden, wenn man fragen darf? Was treibst du — Nahrhaftes oder Schönes? Du siehst so feierlich aus, so wohlbestallt und ohne Fehl ..."

Dazu blitzten seine blauen Augen — sie waren, so schien es mir, seit der Knabenzeit stark nachgedunkelt — aus schalkhafter Überlegenheit, so daß man ihm ob dieser Hänselei unmöglich böse werden konnte.

„Apropos: wohlbestallt —" fuhr Wagemann im Zuge fort, „was macht Weidlich Emil, dieses Fläschchen?"

Das Rüpelwort der Tertia gebrauchte er wie selbstverständlich.

Ich erzählte ihm, daß unser ehemaliger Primus Staatsanwalt in O. geworden sei.

Wagemann war unvermittelt ernst. Nun hatten seine Augen einen sanften Schimmer, der in merkwürdigem Gegensatz zu seinem harten Kinn und den gestrafften Zügen stand.

Während er mir die kleine Holzpforte aufschloß, über der ein Dach aus Geisblättern sich wölbte, und mich einzutreten bat, berührte er das Thema nicht mehr.

Erst als wir den schnurgeraden Weg auf das Blockhaus zu gingen, das auf einer kleinen Anhöhe inmitten des schönen Gartens stand, sagte Wagemann tonlos, wie zu sich selber:

„Arme Schächer von O.!"

Ich widersprach ihm zage – schon hatte sein Dunstkreis mich wie einst umhüllt – Weidlich werde hoch geschätzt; er sei ein ausgezeichneter Jurist geworden.

„Duckmäuser!“

Mit einer Barschheit rief er es, die mich befremdete. Mir kam es kindisch vor, die Schülerfeindschaft wie eine abgelegte Akte ohne Sachwert im Schrein des Daseins aufzuheben. Wie sollte ich die Verkettung ahnen, der die beiden noch einmal vom Schicksal ausgeliefert wurden! Für Wagemann war sie das Geheimnis, das er wie sein Leben wahrte. Und Weidlich löste das Geheimnis nicht, obwohl ein Wort von ihm den ehemaligen Schulfeind wohl vernichtet hätte. Indem er schwieg, unter Qualen schwieg, wie ich ihn kenne, bewies er die Charakterstärke, die Wagemann im Gespräch ihm aberkennen wollte. Seine Aufzeichnungen freilich bringen die Wahrheit ans Licht ...

Unterdessen waren wir die fünf Steinstufen zum Haus emporgestiegen und in einen schmalen Vorbau eingetreten. Wagemann bat mich in liebenswürdigem Ton, der nach dem Ausbruch seines Grolls beinahe komisch klang, den Rucksack abzulegen. Dann schob er die breite Glastür beiseite, und wir traten in eine Diele, die mit Geschmack und Sorgfalt hergerichtet war.

Ein paar ausgewählte alte Möbel, der klobige Bauerntisch mit Bank und Stühlen, ein Kamin aus grünlasierten Kacheln und die holzgeschnitzte Krone verliehen der Halle eine heimelnde Wärme, die mich immer wieder, auch bei späteren Besuchen, freute.

Auf dem Sockel der Treppe, die in das obere Stockwerk führte, stand eine riesige Madonna. Mit ihren leicht erhobenen Händen und dem kindlich-erstaunten Blick beherrschte sie den Raum. Aus der Gläubigkeit eines einfachen Bauernschnitzers gewachsen, mochte sie älter als hundert Jahre sein. Ihr Holz hatte der Wurm zernagt; die Farben waren vom Weihrauch geätzt.

„Woher hast du die wunderbare Figur?“ fragte ich, nachdem ich sie eine Zeit schweigend betrachtet hatte.

„Aus einer Kirche im Böhmischen drüben“, erwiderte mein ehemaliger Schulkamerad, „und es hat mich viel gekostet, sie hierher zu holen, ich meine nicht einmal das Geld; die Scherereien meine ich – mit dem Pfarrer, der sie nicht geben wollte, dem Kirchenamt, der Steuer, unserem Zoll. Aber ich wollte sie haben. Nein, wir mußten sie haben, als wir uns endgültig entschlossen hatten, hier zu bleiben. Sie war ein Wahrzeichen, so eine Art Wegweiser ... jedenfalls für meine Frau. – Ich bin nämlich ...“

Unvermittelt wechselte er den Gegenstand der Unterhaltung, wie er es häufig tat, ohne deshalb sprunghaft oder gar faselig zu wirken.

„... seit ein paar Jahren verheiratet. Eine Jugendfreundin ist meine Frau geworden.“

„Sabine“ sagte ich wie selbstverständlich. Wußten wir Schulkameraden doch alle, daß er als Primaner mit einem Fräulein Sabine Klinkert befreundet

war. Übrigens hatte ihre Person den Gegenstand des Krachs gebildet, um dessen willen Ulrich unser Gymnasium verließ.

„Sabine?!" wiederholte er mit merkwürdiger Betonung. Dabei sah er mich an — das eine Auge schalkisch zusammengezogen — und lächelte sanft.

„Sag mal, Puck, du würdiges Mitglied vom Klub Exzelsior . . ." — so nannte er die „Elite", vielleicht in der Absicht, mich zu necken, wahrscheinlich aber aus seiner abgründigen Feindschaft gegen ihr Treiben, die ihn trotz seines kräftigen Gedächtnisses den Namen verwechseln ließ — „. . . was weißt du von Sabine?!"

„Oho, Herr Nero!"

Nun war auch mir sein Spitzname eingefallen.

„Ich entsinne mich der Dame haargenau, der großen Mandelaugen und des Mozartzopfs, auf den Sie ein Poem verfaßten, Herr Nero!"

Wagemann lachte laut.

„Mit Überbeinen, wie der Zitaterich sagte, trostlos unbegabte Faxerei!"

Nein, die Sabine sei nicht seine Frau geworden, sprach er weiter.

„Sie ist zum Film gegangen. Sabine Meyn, du kennst sie sicher. Hier — das ist meine Frau, das heißt, vorerst nur ihr Zimmer."

Er hatte die Tür geöffnet. Wir traten in eine große Bauernstube, die sich von den gewöhnlichen unsrer Art durch einen fast exotisch anmutenden Reichtum der Farben unterschied. An den holzgetäfelten hellen Wänden hingen Schnitzereien, wie ich sie vordem nie gesehen hatte: Ikonen, bäurisches Gerät, ein paar Erntebilder, Pokale aus Zinn und ein Streichinstrument von seltsamer Form, das mit kostbaren Intarsien belegt war.

„Eine Gusla", erklärte Ulrich, „die Heldengeige der Montenegriner. Sie soll dem Petrovic Njegos gehört haben, dem Dichter und Fürsten, der wie ein Heiliger verehrt wird. Und hier . . ."

Dabei zeigte er auf die eingebaute Eckvitrine.

„. . . eine Svirala, die Hirtenflöte der Serben. Das hier sind dalmatinische Silberarbeiten, ein kroatisches Bauernwams, die Montenegrinerkappe mit den vier ineinandergeschlungenen C aus vergoldeter Wolle, die von Südslaviens Stämmen den Kampf um die Freiheit fordern."

Während ich die urwüchsigen Dinge mit Freude besah, fragte ich beiläufig:

„Stammt deine Frau von dort?"

„Sie ist Berlinerin", erwiderte Wagemann. „Früher war sie viel im Ausland. Das hier sind die Zeichen der Erinnerung . . . einer Erinnerung, die nicht verblassen wird . . . Aber, bitte!" fuhr er fort, „nimm doch Platz!"

Dabei zeigte er auf die beiden Lehnsessel, die in der anderen Ecke des Zimmers standen.

Ich entsprach seinem Wunsch und wandte mich um. Dabei schnitt mein Blick ein großes Foto, das über einem altertümlichen Damenschreibtisch hing: Rainer Wagemann.

Mit einer halben Geste deutete ich auf das Bild.

„Und was macht dein Bruder?"

„Danke – tot!“

Die Worte waren mit der Knappheit des soldatischen Befehls herausgesagt. Wagemanns Gesicht blieb undurchdringlich.

„Ja, aber ...“

Meine Stimme versagte.

Unwillkürlich sah ich auf das Bild zurück. Da war er, der Rainer Wagemann, den wir Primaner mit verborgenem Neid umhegten. Ein hochgewachsener Jüngling, sehnig, schmal, dessen Auge und Haar den gleichen Ton der samtenen Kastanienbräune hatte – ein unentwegter Späßemacher, seliger Schwärmer und Genußmensch aus der Fülle eignen Daseins.

Wie ich das Bild betrachtete, fiel mir ein Wort des Sekundaners ein.

„Weißte, Mensch“, sagte er zu mir, als wir zufällig ein Stück des Schulwegs gemeinsam gingen (wir waren keinesfalls befreundet, leider nicht) und einen Kirchenstreit besprachen, der in Breslau ausgebrochen war, „wenn ich nicht katholisch wäre – ich würde es! Eure geistige Freiheit, lieber Himmel! Dabei friert man ja. Der Beweis für unsre Religion ist die Wärme und die Farbe, das Großartige, Bunte, Reiche, kurz: die Schönheit, die sie in die Welt gebracht hat.“

Der Gedanke, der mich lange beschäftigt hat (übrigens glaube ich noch heute nicht, daß ihn der Sekundaner selbst gefunden hat), ist für Rainer Wagemann bezeichnend.

War's Wunder, daß diesen Jüngling, der, selber eine Schönheit, überall die Schönheit suchte, alle Kameraden liebten, während sie den älteren Bruder als die stärkere Kraft erkannten, der sie sich willig gaben, weil er sie bezwungen hatte?

Und dieser Rainer sollte nicht mehr da sein?!

„Wieso?“ fragte ich endlich, und die Bestürzung mag aus meinem leisen Ton gesprochen haben.

Zwölf Jahre waren hingegangen. So lange hatte ich die Brüder Wagemann nicht gesehen. Denn Rainer hatte gemeinsam mit seinem Bruder das Gymnasium gewechselt, wie die Brüder alles gemeinsam taten. Nun war der eine tot. Der andre stand neben mir: – ein fertiger Mann im Zimmer seiner Frau mit den kroatischen Erinnerungsmalen.

„Ja, wieso?!“ nahm er schließlich meine Frage auf. Dabei setzte er sich in den Sessel, und ich folgte seinem Beispiel.

„Wieso stirbt der Mensch? Der Tod ist sinnlos wie das Leben. Rainer ist das Opfer eines Unglücksfalls. Manche meinen – des Verbrechens. Es wurde nicht erwiesen. Das Geheimnis hüllt sein Ende ein; es wird nicht mehr gelüftet werden. Der Tod des Sechsundzwanzigjährigen ist die Tatsache, basta!“

Wie er es sagte, mit einer sachlichen Betonung, hinter der die Qual sich reckte, schien er ein Bekümmerter zu sein – im Angesicht unfaßlichen Verlustes. So wurden auch die Sprüche der Vernünftelei begreifbar, die zu

dem lebensvollen Stürmer sonst nicht paßten. Daß allerdings die Gemeinsamkeit der beiden Wagemann bis in das grausige Ende des einen reichte — wie sollte ich es ahnen?!

Der Überlebende saß neben mir, und ich wagte es nicht, ihn anzuschauen. So starrten wir beide vor uns hin.

Von Rainer war nicht mehr zu sprechen; das spürte ich. Deshalb wechselte ich den Gegenstand der Unterhaltung.

„Schön ist das Haus!" sagte ich, „und der zauberhafte Garten! Wohnst du ständig hier?"

„Beinahe", erwiderte Wagemann und warf mir einen Blick des Dankes zu, der wohl den Keim zu jenem unerschütterlichen Vertrauen legte, welches mich bis heutigentags reich belohnen sollte.

„Ich bin Arzt geworden. Unten im Tal haben wir nur zwei Zimmer."

Ich fragte, ob er Kurarzt in Krummhübel sei. Mir schien diese Wirksamkeit seit je verlockend.

„I bewahre, Puck!" — Wagemann war wieder lebhaft — „verzärtelte Kinder bedoktern, Städter ohne Lebenssinn und all die Damen mit ‚Ha Ypsilon', die sich einbilden, das Leid der Erde zu tragen, weil sie nicht den richtigen Kerl gefunden haben — mein Lieber, das ist keine Männerarbeit! Das Krankenhaus in A. ist mein Revier — die Bauern, Tagelöhner und Handwerker des Gebirges, die erst dann zum Arzt gehn, wenn sie wirklich krank sind. Da lohnt sich der Einsatz . . ."

In diesem Augenblick flog die Tür mit einem Ruck auf, als ob sie ein wildes Kind geöffnet habe. Eine Frau trat, selbstvergessen für sich singend, in das Zimmer. Uns dort zu finden, schien sie zu überraschen. Jedenfalls brach sie ab, trat einen kleinen Schritt zurück und stammelte: „Verzeihung!" Dabei lief eine Welle der Röte über ihr Gesicht.

Wir beide hatten uns erhoben.

„Das hier ist Puck!" sagte Wagemann mit heiterer Überlegenheit, „mein ehemaliger Konpennäler!" Und dann nannte er meinen Namen, den Titel und das Amt.

„Karoline, meine Frau!" fügte er mit einem schwingenden Ton von Zärtlichkeit hinzu.

Sie war auf mich zugetreten und hatte mir die schmale Hand gereicht. Dabei traf mich ein dunkler Blick durch das Gitter ihrer Wimpern.

Mit einer dunklen Stimme sagte sie förmlich und wohl ein wenig zerstreut:

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen!"

Ich glaube, ich bin damals rot geworden. Jedenfalls verabschiedete ich mich bald danach mit herkömmlichen Redensarten, die meine Wirrnis übertünchen sollten.

Die Einladung Ulrichs zu einem Plauderabend nahm ich selbstverständlich an.

III.

Ja, ich war eigentlich recht froh darüber.

Nicht etwa, daß ich in Frau Wagemann verliebt gewesen wäre – ein Feuerwerk der äußeren Schönheit blendet, aber zündet nicht. Und das Innere, jene stille Glut der Liebe aus erlittener Reife und dem mütterlichen Grunde – wie soll ein Mensch die Größe spüren, der er nie begegnet ist? Auch die Seele nährt sich ja aus der Erfahrung.

Wer wie ich hinter den Deichen der Gesellschaft sein Leben verbringt, der kann die Gewalt der Brandung draußen so wenig ermessen, wie die Kraft der Menschen, die ihr begegnen.

Zu ihnen – den Gezeichneten, wie Hoser sagt, oder wie ich sie nennen möchte, den Begnadeten – gehörte nicht nur Ulrich Wagemann. Durch ihn hat Karoline das nämliche Schicksal erlitten und hat es gemeistert aus eigener Kraft.

Die Kraft spürte ich gleich, da sie den Kern ihres Wesens bildet. Aber ich habe sie zunächst mißdeutet, wie fast alles, was mit Wagemann zusammenhing. Sie verwirrte mich wohl auch bei unsrem ersten Zusammentreffen.

Jedenfalls dachte ich die lange Strecke von Forstlangwasser hinunter bis zur Hoserbaude weder an Rainers Tod, so sehr er mich bestürzte, noch an das Wiedersehn mit dem einst gewohnten Kameraden.

Die fremde Frau war es allein, um die mein Denken geisterte. Ja, geisterte – das ist das richtige Wort. Es war, als ob im Uhrwerk eine Klemme hakt. Nun sausen die Rädchen durcheinander. Ein Hämmern und Klopfen; wirre Geschäftigkeit, wo aber bleibt die Stunde, die es anzuzeigen gilt?

So sausten im Uhrwerk meines Hirnes die Gedanken durcheinander. Gedanken?! – – Bilder waren es, Fetzen von Bildern, mit den grellen Farben des erregten Herzens hingewischt ...

Bald sah ich die schlanke Gestalt in der ärmellosen Russenbluse und den langen Hosen; die gut geschnittene Hand, welche die meinige in einem festen Druck umschloß, und die runde Säule des Frauenarms mit der auffällig groben Maserung der Haut ...

Nun hörte ich die Stimme wieder, erst dem leisen slawischen Gesange hingegeben, dann erschreckt beim Stammeln einer Redensart.

Aus Klang und Bildern wuchs die haftende Gestalt: die übergroßen Augen mit den drahtigen Wimpern und den hochgeschwungenen Brauen; das seitlich gescheitelte Haar im Knabenschnitt und die Seide des Hausanzugs – sie hatten den schwarzen Glanz von Ebenholz. Dazu paßten die blitzenden weißen Zähne, die vollen Lippen, die wohl ein wenig nachgerötet waren, die haselnußbraune Tönung der Haut.

Und dem Bilde entsprach der Klang der Stimme, der, füllig und leicht belegt, durch dunklen Wohllaut zu bezaubern wußte.

Ja, ich war bezaubert, als ich ihn erlebte, und ich blieb verwirrt – im Talwärtsschreiten durch die Dämmerung des Fichtenwaldes.

Wie kam diese Frau in unsere Berge? Kroatische Erinnerungsmale bei der gebürtigen Berlinerin? Berlinerin?!? — — Im Heraufbeschwören ihres Bildes sah ich Exotik, Tropen und Zigeunerwagen. Wo aber blieb die kühle Sicherheit des Ulrich Wagemann?

Noch einmal prüfte ich die Rechnung. Sie stimmte nicht; ich fühlte es schon damals. Und da ich wollte, daß sie stimme — aus angeborener Eitelkeit des Menschen, die kein Geheimnis bei dem andren duldet, nicht etwa aus Verliebtheit, wie ich wiederholen möchte — bog ich die Posten auf den Abschluß zu: Verderbtes Stadtgewächs aus südlichem Geblüte, das diesen Draufgänger zu kirren wußte.

So etwa lautete mein Urteil aus dem ersten Eindruck. Ich muß mich seiner schämen, nachdem die Wirklichkeit sich mir allmählich offenbarte.

Ihr brachte mich schon das zweite Zusammentreffen ein wenig näher: der abendliche Besuch bei Wagemanns.

Zur abgemachten Stunde wartete ich am Forsthaus Ost — eine lange Zeit. Ich stand am Gatter einer Trift und sah der albernen Gemächlichkeit der Schafe zu, die, einander stoßend und um den Halm betrügend, auf winzigem Raume dicht gerammelt ihre große Weidefläche verödet ließen.

Herdentiere, dachte ich und mußte lächeln. Und die Zeit verrann. Schon war es zwanzig Minuten über fünf. Hatte Ulrich unsre Abrede versäumt, oder war er unpünktlich geworden? Beides paßte nicht zu seinem Bilde. Seine Zuverlässigkeit galt in der Schule wie ein Sprichwort.

Überhaupt war Wagemann wohl der einzige Führer von Natur, dem ich selber je begegnet bin. Die meisten Menschen sind ja Führer kraft des Amtes, das sie innehaben, also Vorgesetzte. Er jedoch gebot — auch als Untergebener und im Alleinsein. Er besaß die Macht zur Herrschaft, jenen Einsatz noch des nackten Lebens aus der unbedingten Gläubigkeit, die der Wahrheit wie dem Irrtum mit der gleichen Inbrunst dienen konnte. Wie ein ungeschlachter Wisent unter schwächlichem Getier der Neuzeit, so stand er unter uns, den abgeschliffenen Massenmenschen großer Städte: ein Herr im wahren Sinn des Wortes, ein Gebieter.

Dabei stelle ich nicht etwa die kleinen Plänkeleien der Tertia in Rechnung, nicht einmal den späteren Kampf in einer Wandervogelgruppe, die unter seiner Führung eine Art Großmacht junger Menschen wurde — verfemt, geliebt und überall ernst genommen, was jungen Menschen sonst nicht allzuoft begegnet.

Diese Zeit mit ihren Kämpfen, der Wildheit, Schwärmerei, Verzweiflung und den geheimnisvollen Siegen erlebte ich nur aus der Ferne. Den „Fahrenden Burschen" gehörte ich nicht an, und ich hätte mit meinen langen Hosen, der gestärkten Hemdbrust und dem Kneifer wohl eine komische Figur im Kreise jener ungebärdigen Jungen abgegeben, die den Aufstand gegen die entseelten Formen bürgerlichen Lebens bis in ihre regelwidrige Kleidung trugen. Unsre Abneigung für einander war auf Gegenseitigkeit gegründet. Dennoch erkannten wir „Philisterknechte", wie die „Fahrenden

Burschen" uns nannten (dafür schimpften wir sie „Tippelbrüder"), auch von weither Ulrichs Führung.

Ihr ergab sich schließlich die ganze Klasse, deren Mehrzahl ja „Philisterknechte" waren. In Unterprima wählten wir ihn zum Vertrauensschüler. Und die Wahl war richtig, wie sich bald erweisen sollte.

Damals übernahm Herr Doktor Einhorn unsre Klasse. Deutsch war sein Hauptfach. Aber sein gewaltiger, ja gewalttätiger Ehrgeiz galt allein der eignen Laufbahn. Trotz besten Könnens war er wohl der schlechteste Lehrer meiner Schulzeit. Ihm mangelte es an jedem Gran der Güte, der die Erziehung nicht entraten kann, soll sie nicht in Paukerei versanden, der pfleglichen Behutsamkeit mit jungem Leben.

Zudem kam er – mit zerschossenem Knie, leicht gelähmter Hand und verbrauchten Nerven – von der Front des Weltkriegs. Ihr rauhes Kauderwelsch trug er in die gedrückte Stille seiner Prima, die an der Zeit und ihrer Not zu leiden anfing.

„Handgranate an den Schädel!" war sein Lieblingsruf, wenn einer döste, und im Zorne rief er: „Sie back' ich an die Wand, Sie krummes Mistvieh!" Die kernige Sprache war uns fremd; ja, sie empörte uns. Weidlich beklagte sich bei seinem Vater, und Wagemann – ausgerechnet Ulrich Wagemann, der mit derben Reden selbst nicht sparte – setzte den Widerstand gegen Doktor Einhorn an.

Dazu bot sich bald genug der Anlaß. Als der Klassenlehrer eines Morgens auf einen schwächlichen Kameraden mit leicht verkrümmtem Rücken heftig schimpfend losging, erhob sich der Vertrauensschüler. Er reckte seinen schlaksigen Körper, rieb die Hände, räusperte sich und sagte mit einer nasalen Aufgeblasenheit, die seinem Wesen widersprach:

„Herr Oberlehrer, Ihre Manieren sind befremdlich. Die Klasse bittet Sie um Mäßigung."

Freilich war der Spruch rüpelig, vor allem durch die dünkelhafte Art des Vortrags. Einhorn tobte, und Wagemann erhielt eine Rüge. Aber die Klasse war begeistert. Selbst Weidlich murmelte neben mir: „Ganz richtig!", und der Oberlehrer begann sich in der Tat zu mäßigen. Überhaupt fand er allmählich einen richtigeren Ton. Ein schlechter Lehrer blieb er dennoch – ob seines hemmungslosen Strebertums, als dessen Opfer er uns stets gebrauchte.

Wurde ein Kriegsstück für eine Feier angesetzt – wir mußten die Hauptrollen übernehmen; kam ein berühmter Gelehrter zu Besuch, der einstmals Schüler des Gymnasiums war – nicht die Oberprima, einer von uns hatte die Begrüßungsansprache der Schülerschaft zu halten. Auch bei der Werbung von Kriegsanleihe, beim Lumpensammeln für die Munitionsfabriken, bei jeder Hilfsdienstarbeit mußten wir die ersten sein.

Dazu wurde nicht etwa unser jugendlicher Eifer aufgerufen und der Opfersinn, der bei uns nicht kleiner als bei andren jungen Leuten war. Nein, Einhorn kannte nur die Forderung, zudem im barschen Ton, der jeden Widerspruch verwehrte. Nach zehn Monaten waren wir der Verzweiflung nahe.

In dieſer Zeit ſchrieb die Schulbehörde einen Wettbewerb unter den Primanern Schleſiens aus; der beſte Hausaufſatz ſollte ausgezeichnet werden. Einhorn, der ſich bereits als Schulrat oder Univerſitätsprofeſſor ſah — übrigens wechſelte er nach einer Begebenheit, von der ich noch berichten muß, die Laufbahn und wurde ſpäter Bürgermeiſter einer Kleinſtadt — gab uns das Thema: „Schiller, ein Erzieher zu Menſchentum und Volkstum.“ Nicht unter vierzig Seiten durften abgeliefert werden — die Bedingung ſtellte der Lehrer, nicht etwa die Behörde — auf vierzehn Tage war die Arbeitszeit bemeſſen; die Ablieferung fiel auf einen Montag.

Am Sonnabend vorher waren nur der immer fleißige Weidlich und Wagemann fertig, der übrigens beſonders gute Aufſätze ſchrieb — leidenſchaftlich und dabei gemeſſen, fein im Ausdruck und von rebelliſcher Geſinnung. Wir andern hatten uns verweilt. Nun baten wir den Vertrauensmann, bei Einhorn einen kurzen Aufſchub zu erwirken. Wagemann war dazu bereit; der Klaſſenlehrer aber lehnte ab, und wir zogen mißvergnügt in einen arbeitsreichen Sonntag.

Am Montag morgen lagerte in den novemberlichen Straßen Breslaus ein gelber Nebel, der ſelbſt das Licht der brennenden Laternen deckte. Raſch fiel der brockige Schnee und überzog das Pflaſter mit einer dünnen Schicht Moraſt. Vor Näſſe und Übernächtigung fröſtelnd — ich hatte bis vier Uhr früh geſchrieben — betrat ich das Klaſſenzimmer. Auch auf ſeinem Fußboden ſtanden ſchmutzige Pfützen. So niedergeſchlagen wie an jenem Morgen war ich ſelten. Deshalb erinnere ich mich auch der Einzelheiten ſo genau . . .

Wagemann dagegen ſchien vergnügt zu ſein, ja ausgelaſſen. Auch die Kälte ſpürte er wohl nicht. Jedenfalls ſtand er in kurzen Hoſen, mit Stutzen und nackten Knien vor der Tafel. Er ſtrich mit der Hand über ſein ſchmales Geſicht, wie Einhorn zuweilen über das ſeinige ſtrich, das rund war und gerötet. Dabei ſchnarrte er im Ton des Oberlehrers: „Hol mich der Geier! Die beſte Niederſchrift hat ’türlich dieſer . . . dieſer . . . Wagemann!“ und ſchwenkte übermütig das Heft. Das flog ihm unvermittelt aus der Hand und in die große Lache unter einem Regenſchirm, der zum Trocknen aufgeſpannt war. Als Wagemann die Reinſchrift aufhob, war ſie mit feuchtem Schmutz befleckt.

„Herr Oberlehrer, ich habe Pech gehabt“, ſagte Ulrich mit verlegener Höflichkeit, als Doktor Einhorn in die Klaſſe trat. „Darf ich das Heft bis morgen mitnehmen, um es noch einmal abzuſchreiben?“ Dabei zeigte er auf die klebrigen Blätter.

„Das kennt man!“

Einhorns Antwort klang ungewöhnlich ſcharf.

„Was kennt man?“

Wagemann reckte ſich aus ſeiner ſchlakſigen Haltung in die ſtraffe einer Dienſtlichkeit. Schon blitzten ſeine Augen.

„Bitte, was kennt man?“ wiederholte er mit gleicher Schärfe und trat ein paar Schritte auf das Katheder zu.

„Werden Sie nicht noch ausverschämt, Sie Lümmel!“ krähte Einhorn, und sein dickes Gesicht rötete sich bis in die Vorderglatze, die ein Streifen lichter Haare wie ein Lorbeerkranz umrahmte.

„Sie waren wohl gestern auf der Walze – mit Ihren Herren Tippelbrüdern, wie?“

Das harte „Nein!“ war unzweideutig. Aber Einhorn hatte sich bereits in Zorn geredet.

„Und da hat's nicht gereicht auf eine anständige Niederschrift?! Sonnabend kommt man betteln, die Klasse ist nicht fertig . . . Aufschub . . . Man selber ist die Klasse; man selber ist saufaul.“

Um Wagemanns krampfhaft geschlossenen Mund spielten kleine Wellen. Unter der Haut seines mageren Halses kroch der dreieckige Knorpel wie ein Schlangenkopf auf und nieder. Das jugendliche Gesicht war vor Gespanntheit faltig und kalkweiß. Plötzlich wirkte das blonde Haar, das er zurückgekämmt trug, wie bestaubtes Stroh. Langsam hoben sich die Unterarme; die Muskeln spannten sich; die Fäuste waren harte Klumpen . . .

In diesem Anblick verhielten wir den Atem.

Aber Einhorn war vor Jähzorn blind. Mit einer schneidenden Schärfe, die seine Stimme kaum noch hergab, rief er: „Amtsmißbrauch nennt man das, Freundchen . . . äh, Vertrauensschüler!“

Ein polterndes Geräusch, als ob Kartoffeln über eine Tenne rollen – Wagemann war durch den engen Gang gerannt und stand neben dem Oberlehrer.

„Nehmen Sie das zurück!“ sagte er beinahe tonlos.

„Ja, sagen Sie mal, Sie sind wohl verrückt geworden?“

Ebenso leise sprach der Oberlehrer – mit einem Kopfschütteln tiefster Verwunderung, als habe er eine Stimme aus dem Jenseits wahrgenommen, und dann brüllte er:

„Scheren Sie sich auf Ihren Platz!“

„Sie sollen revozieren!“

Der Ausspruch war knapp – wie ein Befehl. Wagemann rührte sich nicht. Wieder hatte er die Haltung der beherrschten Leidenschaft.

Einhorn sprang mit einem Satz an das Katheder; das steife Bein schlug gegen die Seitenwand.

„Zwei Stunden Arr . . . rrest!“

Seine Stimme überschlug sich.

„Bitte!“ sagte Wagemann mit schicklicher Höflichkeit, als ob er mit einem Straßenbahnschaffner rede. Dann fügte er hart hinzu:

„Aber – Sie werden vor der Klasse revozieren!“

Nun war der Oberlehrer am Ende seiner Nervenkraft, die ohnedies durch schweren Felddienst und die Verwundungen gelitten hatte. Wie ein Wahnsinniger warf er Federhalter, Kreide, Klassenbuch, Notizkalender, Hefte auf den schmutzigen Boden. Und mit dem Mut des Wahnsinns – so wollte es mir scheinen – sprang er auf den rebellischen Kameraden los. Der stand mit leicht

gesenktem Nacken da, zitternd vor Zorn und der Anstrengung, ihn zu bezwingen. Unwillkürlich drängte sich mir der Gedanke an einen Totschläger auf.

Einhorn schrie:

„Zum letztenmal frag ich Sie: Waren Sie gestern mit Ihren Tippelbrüdern oder Tippelschwestern draußen?"

Wagemann krächzte heiser: „Nein!"

„Soo! Und wer saß nachmittags auf der Brunnenbaude – in Damengesellschaft, versteht sich?!?"

Einhorns Worte, die eher dem Siegesgeschrei der alten Griechen als einer sachlichen Frage glichen, beantwortete unser Mitschüler überhaupt nicht. Er senkte den Blick.

„Also wird's bald, Freundchen! Wer ...?"

Der Erfolg schien den Oberlehrer zu beruhigen.

Jedenfalls sprach er bereits gelassener.

Da hob Wagemann den Kopf. Seine großen Augen suchten die des Lehrers, die wie funkelnde Perlen aus schwarzem Bernstein tief in seinem rundlichen Gesicht steckten. Nach einem langen, starren Blick sagte er mit der Genauigkeit eines guten Schauspielers:

„Das geht Sie gar nichts an!"

„R-a-u-s!"

Ein durchdringender Schrei war die Antwort auf Wagemanns Unverschämtheit.

„Ich gehe ...", entgegnete unser Mitschüler ganz ruhig. „Aber erst werden Sie revozieren! – Ich stelle vor der Klasse fest: Mein Aufsatz war am Sonnabend fertig; das andere ergibt sich daraus."

Danach schritt er langsam zu seinem Platz, nahm die Mappe unter den Arm und ging mit den gemessenen Schritten eines Kirchenbesuchers zur Tür. Der Klassenlehrer hatte sich mit dem Gesicht dem Fenster zugekehrt; er keuchte vernehmlich.

An der Tür wendete sich Wagemann noch einmal um und sagte bekümmert:

„Sie haben nicht revoziert. Schade! Nun werde ich mich beim Schulkollegium beschweren."

Einhorn schrie gegen das Fenster: „Raus!", und Wagemann schloß lautlos die Tür. Er war unser Mitschüler gewesen. Ich sah ihn überhaupt zum letztenmal – bis zu dem Zusammentreffen im Gebirge und der Freundschaft, die sich daran knüpfen sollte. Auch nach Durchsicht seiner Aufzeichnungen mußte ich der Szene gedenken, obwohl sie der Tote nur mit ein paar Andeutungen behandelt.

Das Nachspiel war übrigens recht ergötzlich; Weidlich erzählte uns die Einzelheiten. Ulrich habe zuerst dem Direx Bericht erstattet – einen erstaunlich sachlichen, der seine Ausfälle nicht verschwieg. „Schultum ist Soldatentum!" habe der Zitaterich erwidert. „Auf Manneszucht ruht beides!" – „Und die Manneszucht gedeiht allein im Licht der Rechtlichkeit!" Damit sei Wagemann gegangen – nach höflichem Abschied, Worten des Dankes und ganz unbelehrt.

Ein paar Tage später läutete der Schulrat an: – er habe den einzigartigen Fall geprüft und feststellen müssen, daß der Primaner die Wahrheit sage. Ihm liege das verschmutzte Heft vor; der Aufsatz sei ausgezeichnet, ungewöhnlich klug, belesen, ja, und vor allem fleißig; er habe wohl gar Aussicht auf einen Preis. Die Schulbehörde schütze Rebellen nicht; die zwei Stunden Arrest seien selbstverständlich gültig. Aber sie schütze das Recht; Herr Doktor Einhorn sei zu weit gegangen . . . Kurz und gut: man beabsichtige, den jungen Menschen auf ein anderes Gymnasium zu versetzen, vorausgesetzt . . . und das sei der springende Punkt . . . also, die Geschichte mit der Dame müsse aufgeklärt werden; dazu schweige der Primaner allerdings . . .

Dafür sprach der Sekundaner Rainer Wagemann: – er sei am Sonntag auf der Brunnerbaude gewesen, und die Dame sei ein Mädchen der Gesellschaft und aus befreundeter Familie, Fräulein Sabine Klinkert.

Aus meinen Träumereien riß mich eine ferne Frauenstimme, die „Halihalo!" und meinen Namen rief. Ich hob den Blick. Noch immer kauten die Schafe mit gemächlich wabernden Lippen. Ihr dichter Knäuel stand wohl unverrückt am gleichen Platze. Über ihre weite Trift hüpfte ein Fetzen Zeitungspapier im Spiel des Abendwindes. Nun war der Fetzen am jenseitigen Gatter angekommen und verfing sich in einem dichten Erlenbusch, der an der Landstraße steht. Im rechten Winkel zu ihr läuft die neue Talstraße schnurgerade auf das Forsthaus zu.

Ich stand am Schnittpunkt beider Straßen, sah erst die eine entlang, dann die andre bis zum Erlenbusch hinüber, der den weiteren Blick versperrt, über die Felder, Wiesen, Hänge. Das Land schien menschenleer zu sein. Auch im Forsthaus rührte sich kein Wesen. Die Fenster waren geschlossen.

Nun hörte ich einen kleinen Knall, das Tacken eines Motors . . . ein Motorrad bog um den Erlenbusch. Die Frau im Sattel schwenkte über ihrem bloßen Kopf die Hand, die im Luftzug wie ein Nachtschmetterling schwirrte. Das Signal schien mir zu gelten.

Jedenfalls wurde der Motor gestoppt. Das Rad glitt in sanftem Bogen auf mich zu. Die Frau sprang ab, drückte mit der rechten Hand und dem Schenkel die Maschine an einen Baum und reichte mir zugleich die linke. Es war Frau Karoline.

„Haben Sie mich nicht gehört? Ich rief schon vor der Kurve an der großen Schonung oben."

Dabei strich sie eine breite Haarsträhne zurück, die ihr halbes Gesicht verhüllte.

„Wie ein Vagabund seh ich wohl wieder aus; ich fahr nämlich immer ohne Mütze. Wind im Haar und den stählernen Gaul unter den Schenkeln – da fühlt man sein Leben. Ulrich will es freilich nicht; ‚Unfug' sagt er. Ach, die Ärzte."

Noch ein wenig außer Atem, lächelte sie mit angehobener Lippe und dem halbgeöffneten Mund, als dächte sie an eine hundertmal besprochene und

immer unveränderte Sache: – spitzbübisch und überlegen. Dann öffnete sie das leichte Pelzjäckchen über der rotbestickten Bluse und zog mit spitzen Fingern die Reithose zurecht, die ihrer hohen reifen Gestalt einen Zug von Kindlichem wiedergab.

„Die Ärzte . . . der Beruf verdirbt den Charakter! – War Ulrich früher pünktlich?"

„Als Pennäler – wie eine gute Uhr, gnädige Frau!" sagte ich mit einer faden Verbindlichkeit, die mich selber reizte. Ich war ja schon wieder arg verwirrt.

„Und genau so, als ich ihn kennenlernte", bestätigte Frau Karoline lebhaft „– damals in Breslau, mit Rainer . . ."

Sie brach ab. Durch die zusammengedrückten Lider sah sie ein paar Augenblicke angespannt über die Landstraße hin ins Leere und strich dabei sacht über die volle Welle ihres Scheitels.

„Heute sagt Ulrich Menschenpflicht, Hilfsbereitschaft, Opfersinn – die wunderschönen Ideale! Wo aber bleibe ich und wo die Kinder?"

Wieder lächelte sie, und ihr Lächeln blühte langsam zu einem vollen Lachen auf, das aus einer Reihe dunkler Töne sich zusammenfügte. Wie am Winterhimmel zwei Sterne, so glitzerten die weißen Flecke auf den Pupillen ihrer großen Augen.

„Scherz beiseite! Uli ist ein fabelhafter Mann! Ich bin stolz auf ihn, sehr stolz!" sagte sie mit schwärmerischem Ernst, und dann berichtete sie, eine dringende Operation habe Wagemann aufgehalten. Da in der Försterei sich niemand meldete, habe er im Berghaus oben angerufen; ich sollte nicht länger vergebens warten! . . .

„Und da sind Sie . . . die vier Kilometer . . . eigens deswegen . . .?"

„Na und?!"

Frau Karoline hatte mein Stammeln unterbrochen. Dabei zog sie die geschwungenen Brauen zu Drahtbüscheln zusammen und entspannte sie in einem Zug. Anmutig sagte sie:

„Ich fahr doch so gerne Motorrad!"

Aber den Heimweg – nein, den wollte sie zu Fuß zurücklegen, so herzlich ich sie bat, keine Rücksicht auf mich zu nehmen.

„Ich geh auch gern!"

Es klang wie das „Bäh!" eines unartigen Kindes. Dagegen gibt es keinen Widerspruch.

Also schoben wir die Maschine in einen Schuppen hinter dem Forsthaus. Frau Karoline heftete an die Lenkstange einen übermütigen Gruß für die Förstersleute; und dann brachen wir auf.

Wie ein kleiner Wald im großen standen die gefiederten Farne unter den hundertjährigen Fichten, jene soviel Zentimeter hoch wie diese Meter. Längs des Weges schimmerten aus der wirren Fülle von Kräutern, Gräsern, Moosen die blauen Kelche des Staudenenzians wie kleine Saphire aus einem smaragdgrünen Meer. Darüber streute die sinkende Sonne mattgelbe

Plättchen, die in die Dämmerung des herbstlich überreifen Waldes die Stimmung des Magischen trugen.

Und wo waren heute die Vögel, die sonst geschwätzig lärmten? Hielten die Insekten schon den Winterschlaf? Nur eine unterirdische Quelle gluckste leise . . . Sonst war die Stille vollendet. Sie nahm mir die Freude am Wort, ja noch an meinem Atem . . . Unvermittelt war ich bedrückt – von der Gewalt der Natur, der ich mich nicht gewachsen fühlte.

Frau Karoline war undurchdringlich, jedenfalls für mein Gefühl. Die Schultern leicht vorgeneigt, schlenderte sie mit wiegenden Schritten neben mir. Ihre Augen waren gesichtslos auf den Weg geheftet. Manchmal schob sie spielerisch einen Kiesel mit der Spitze ihres Schuhs beiseite.

„Woran denken Sie eigentlich?"

An der Kreuzung war sie stehngeblieben und hatte verträumt an die Warnungstafel der Forstverwaltung getippt.

„Auch ich träume gern", fügte sie rasch hinzu, bevor ich noch antworten konnte. Dabei wischte sie den Finger, mit dem sie die Tafel berührt hatte, an der Reithose ab.

„Traum ist gesteigerte Wirklichkeit – sagt Ulrich."

„Ulrich?!"

Das Wort entfuhr mir. Es klang wohl wie ein Ruf des Staunens. In der Tat war ich erstaunt, ja aufs tiefste befremdet. Der Satz paßt ganz und gar nicht zu Wagemann, wie ich ihn kannte. Frau Karoline sah mich an. Unter ihrem Blick, den die flirrenden Wimpern verhüllten, fuhr ich eifrig fort, als ob ich mich rechtfertigen müßte: „Ulrich ist doch ganz Wirklichkeit: sicher, nüchtern, zielbewußt – ein Gebieter!"

Und dann begann ich zu erzählen. Wie ein Strom, der lange gestaut doch einmal die Kimme des Dammes erreicht und sich in die Freiheit stürzen kann – erst zögernd mit ein paar vorwitzigen Tropfen, dann in kleinen Strahlen hier und dort, und endlich in einem Guß über die ganze Breite des Dammes – so war meine Erzählung: erst ein paar hingestotterte Worte, dann ganze Sätze, noch durch Redensarten aufgehalten, und endlich der volle Strom – meine Träumerei am Forsthaus, die Szene zwischen Einhorn und Wagemann . . .

„Und wissen Sie, wer an jenem Nachmittag in der Brunnerbaude war?"

Während meiner Erzählung hatten wir ohne Abrede unseren Weg fortgesetzt. Schon waren wir ein hübsches Stück auf der Fahrstraße nach Forstlangwasser vorangekommen.

Nun blieb Frau Karoline stehen. Ihre Hand glitt über die Nadeln einer Fichte, deren vermooste Zweige tief in die Straße hingen. Wieder streifte mich ein Blick durch die flirrenden Wimpern. Forschend schien er mir zu sein und nachdenklich, jedenfalls zögernd. Dann sagte sie leichthin:

„Natürlich war Ulrich auf der Brunnerbaude."

„Ihr Mann?!"

Mir kam das durchaus nicht natürlich vor.

„Ja, Ulrich!" erklärte sie mir mit einer Betonung, die mir damals noch seltsam erscheinen mußte. „Und Rainer hat gelogen — ohne Abrede und Auftrag; quasi . . . ja, nachtwandlerisch könnte man es nennen. Er wollte dem Bruder helfen. Dabei schmerzte ihn die Entdeckung. Auch er hatte die Sabine gern . . ."

Dann starrte sie in das Gewirr von roten Trauben einer Eberesche, die als Vogelschutzgehölz am Wege stand. Endlich sagte sie leise — mit einer traumverwehten Stimme, die kaum mehr wirklich klang:

„So war Rainer immer — treu bis in den Tod!"

Hernach schwiegen wir eine lange Weile. Auch der Hochwald hielt noch immer seinen Atem an. Langsam senkten sich die Schatten. Alles wurde eines: Wald und Luft und wir — Teil der dunklen Stille.

Dann begann ich zögernd und noch ganz gelöscht: „Ein Herz und eine Seele waren die Brüder Wagemann."

„Ja, bis zu dieser Stunde!" erwiderte Frau Karoline, und ihre Worte glichen eher einem Flüstern. „Danach streikte Rainer; die große Brüderlichkeit ging verloren. Ulrich trieb ja auch ein tolles Spiel."

Und sie erzählte — im Weitergehen — eine grausige Begebenheit, die ich allerdings längst kannte.

Etwa vier Monate nach Wagemanns Abgang war Einhorn eines Abends außerhalb der Stadt verprügelt worden. Man hatte über seinen Kopf einen Sack geworfen und so fest verschnürt, daß der Überwältigte sich nicht mehr rühren konnte. Dann schob man ihn bis zur Brust in den morastischen Tümpel unterhalb des „Kinderzobten", wo er eine kalte Aprilnacht liegen blieb. Erst am nächsten Morgen befreiten ihn die Leute.

Bei aller Abneigung gegen den Lehrer hatte das Bubenstück uns doch empört — nicht ob seiner Roheit allein, und weil Einhorn als Kriegsverletzter diese Behandlung niemals verdient hätte; nein — wir waren „grundsätzlich dagegen". Und das ist für Primaner ja entscheidend. Unser Gefühl für Recht war angegriffen; wir wünschten, daß die Polizei den Täter stelle. Vergeblich: die Tat blieb unerhellt und ohne Sühne.

„Heute darf man wohl darüber reden", sagte Frau Karoline. „Grammatke war der Täter, und Ulrich wußte es. Kannten Sie Grammatke?"

Freilich kannte ich den beschränkten Burschen mit dem platten Gesicht eines Ovambo-Negers, der behaarten Brust und den mächtig hängenden Armen; „Orang-Utan" nannten wir den Untersekundaner, der die Quarta mit uns teilte — erfolglos wie des öfteren. Er war Ulrichs ergebenster Trabant, der blindwütige Verfechter seiner Ideale und verbohrter Anhänger der „Fahrenden Burschen" — ein Musterbild des Doktrinärs. Und ausgerechnet „Orang Utan" sollte Wagemann . . .?!

„Aber Ulrich war doch der Führer!"

Ich rief es heftig, und aus der Kiesgrube am Wege kam das Echo wie ein fernes Taubengurren.

„Rainer hat es mir erzählt: Ulrich war ja damals so gefährdet. Seine Eigenliebe hatte die Empfindlichkeit der Orchidee. Der Sieg über Einhorn befriedigte ihn noch nicht; sein Dünkel kannte keine Grenzen. Freilich hat er die Tat nicht selbst begangen, aber geduldet hat er sie. Grammatke wurde sein Verhängnis."

Karoline schloß die Augen. Wie eine Blinde ging sie tastend weiter und leise, wie die Blinden sprechen, sagte sie:

„Ich hasse diesen Menschen, den ich nur einmal sah ... Er war auch mein Verhängnis."

In diesem Augenblick erhob sich hinter uns ein heftiger Lärm. Es war, als ob gehetztes Wild in einem Rudel durch das Dickicht bricht – ein Knacken und Schleifen. Erschreckt fuhren wir herum. Ein Windstoß kämmte mit herbstlicher Kraft durch das Geäst, das überrascht die trocknen Zweige fahren ließ.

Unwillkürlich fiel unser Blick jetzt von der halben Höhe, die wir erreicht hatten, in das Tal zurück. Ein violetter Nebel hatte seine Umrisse sanft verschleiert. Noch erkannten wir die Felsen und Wälder und Schneisen und Hänge, ja selbst die Häuser von Brückenberg. Aber alles war in dem fliederfarbenen Meer versunken: – noch sichtig, aber nicht mehr klar; schwerelos und doch nicht schwebend; unwirklich, stumm, gebrochen – wie ein Traum.

Darüber zog sich längs des westlichen Horizontes ein breiter Gürtel von verschossenem Gelb, den ein paar rosarote Tupfer wärmten. Der Gürtel glitt mit grünen Tönen in das wässerige Blau des Himmels über. Schwarz und gedrungen lagen die Massive jenseits über uns.

Wir schauten lange auf das Wunder. Dann sprach Frau Karoline wie für sich: „Um dieser Farben willen liebe ich das Land, das mir sonst fremd ist – mit seiner Dunkelheit und Kühle und der verborgenen Gewalt."

Dann erzählte sie vom Süden, von Dalmatien:

„Wie ein Feuer brennt der Himmel bei uns. Man fühlt seine Glut und starrt doch geblendet ins Leere. Nur die Nacht kennt einen Himmel wie hier, einen friedlichen, der Friede gibt und wohl mehr Trost durch seine vielen Sterne. Und der Sonnenuntergang ... den müßten Sie erleben! Das Durcheinander von wilden Farben – nein, ich konnte es niemals entwirren, so oft ich es versuchte. Es ist einfach märchenhaft!"

Ihre Schwärmerei entzückte mich. Im Stillen bereute ich mein erstes Urteil. Und doch: sie blieb ein Rätsel. Ob sie Sehnsucht habe, fragte ich, Sehnsucht nach ihrer Heimat.

„Sehnsucht – ja!" antwortete Frau Karoline einfach. „Aber Heimat?! – meine Heimat ist doch hier: Ulrich und die Kinder."

Dann schlug sie das Pelzjäckchen am Hals zusammen und lachte mit den dunklen Gluckertönen.

„Sie sehen: – Ich bin eine altmodische Frau!"

Dann gingen wir ohne längeres Verweilen bis nach Forstlangwasser hinauf.

Als wir aus dem Hochwald traten, war die Dunkelheit vollendet. Tief unten im Schmiedeberger Land glitzerten die Lichter wie Sterne einer umgekehrten Himmelskugel. Vor uns die beiden Hänge waren nachtschwarz und wie erstorben. Nur hier und da der spärliche Schimmer aus einem Herdfeuer oder der Petroleumlampe eines Häuslers zeigte, daß diese Matten dennoch Leben trugen.

Jenseits des Langen Wassers auf der Höhe brannten zwei hellere Lichter kerzengerade nebeneinander. In ihrem Scheine sah man die Zacken des schwarzen Waldes dahinter, wie im Scherenschnitt.

„Die Windlichter brennen auf unserer Terrasse", rief Frau Karoline, „Ulrich ist schon daheim!"

Der begrüßte mich aufgeräumt und mit der Selbstverständlichkeit, die sonst nur täglicher Umgang schafft. Schon waren die zwölf Jahre der Trennung im Versinken. Über sie hinweg schlugen Scherzwort, Hänselei und die flausigen Sprüche der Pennälerzeit eine neue Brücke.

Bald saßen wir zu dritt unter den beiden Windlichtern am runden Tische der Terrasse, aßen belegte Brote und tranken Moselwein aus den zinnernen Pokalen. Falter umsurrten die Sturmkerzen, die unsere Gesichter erhellten und verschatteten und wieder erhellten.

Unsrer beider Worte tropften gedämpft in die Stille der Nacht. Und ein Wort entband das andere. Die Erinnerung beschwor die Schatten — Zug um Zug: Weidlich, das „Fläschchen"; sein Vater, der Zitaterich; Einhorn; Sabine Klinkert und dieser und jener und . . . „Weißt du noch damals?" . . .

Zwischen uns beiden saß Frau Karoline. In einen flauschigen Kamelhaarmantel verkrochen, die Beine angehockt, die Hände über den Knien gefaltet, die Schultern leicht vorgeneigt und das Gesicht in die Dunkelheit zurückgebogen — so saß sie reglos und schwieg. Nur ihre Augen schienen von einem Erzähler zum anderen zu wechseln.

Und weiter stiegen aus der Erinnerung die Schatten, traten gehorsam vor uns und verschwanden im Zuge unsrer Phantasie allmählich über die weite Matte, die jetzt von der roten Mondsichel ein trübes Licht wie aus einem Öllämpchen empfing. Und neue Schatten traten an ihre Stelle, und darunter plötzlich — — Grammatke.

„Grammatke ist ein Kerl!"

Wagemann sprach eindringlich wie stets.

„Orang-Utan schimpftet ihr ihn, ihr streberischen Philisterknechte. Ihr kanntet nur den schlechten Schüler, den tölpeligen Konpennäler, eben den Grammatke. Den mystisch-treuen Kameraden unsrer Gemeinschaft, unsren Senker — keine Ahnung hattet ihr von ihm. Grammatke war treu wie . . . nun, eben mystisch-treu. Und aus Stahl war er, so hart und so elastisch. Ein sturer Bock — vielleicht; sein Kopf war eine Höhle, in der ein paar magere Gedanken hausten. Seine Verbortheit kannte keine Hindernisse. Aber sein

Mut – – Mensch, Puck, ich sage dir im Ernst: Senker war der mutigste Mann, den ich kannte. So mutig sind nur Menschen ohne Phantasie, die wie ein Irrlicht dem Kommenden entgegeneilt und die Entschlußkraft lähmt. Grammatke kannte das Kommende so wenig wie das Vergangene. Er lebte ganz und immer im Augenblick, den er zu meistern wußte."

Und dann erzählte Wagemann ein romantisches Erlebnis, das er einst im Landheim der „Fahrenden Burschen" hatte. Dort sei er eines Nachts erwacht und habe im fahlen Mondlicht einen Revolver blinken sehen. „Dahinter stand der Schattenkegel eines Manns." Im ersten Nachkriegsjahr sei es gewesen, da Strolche sich zuhauf im Land herumgetrieben hätten. Er, Ulrich, wagte sich nicht mehr zu rühren. Da sei Senker aufgetaucht, der wohl im Nebenraum geschlafen hatte. „Wie ein Gespenst – lautlos und im weißen Nachthemd!" Senker habe ein paar Sekunden den Mann beobachtet, der – in einer Hand den Revolver – mit der anderen die Riemen der Rucksäcke zusammenraffte. Dann sei er mit nackten Füßen hingeschlichen. Ein Sprung und ein Schlag; der Revolver sei auf den Fußboden gefallen. Grammatke habe dem Mann die Kehle zugedrückt und ihn langsam vom Erdboden abgehoben, so daß er wie ein Angelfisch gezappelt habe. Trotz wilder Stöße mit dem eisenbesetzten Schuhwerk, die seine Kniescheiben blutig schlugen, habe der Neunzehnjährige den breitschultrigen Kerl gehalten, bis die herbeigeeilten Kameraden ihn gefesselt hatten.

Und Ulrich fuhr fort: „Wir schäumten vor Begeisterung. Das war eine Sache mit Lack, wie wir sie liebten! Grammatke aber holte seine Pipe herbei und griff nach einer Klampfe. Das Blut sickerte langsam die Schenkel entlang; es rührte ihn nicht. Schmauchend und ein paar Akkorde zupfend saß er im Nachthemd auf der Ofenbank und wartete im Anblick des geknebelten Verbrechers den Morgen ab, da wir den Gendarmen holen konnten. Wie Stahltrossen waren seine Nerven; sie bewährten sich zu jeder Zeit – auch damals, als er das Leben meines Bruders rettete."

„Wieso – Rainers?"

Aus der Dunkelheit kam zum erstenmal Frau Karolines Stimme, die verwundert klang.

„Du weißt doch", entgegnete Wagemann sachlich. – „Als Rainer in den Bergsee stürzte und Grammatke ihn lange über Wasser hielt. In dieser Nacht war ich vielleicht der Wille; er war die Kraft, die durchhielt."

„Senker war also dieser . . .?! – Ich erinnere mich, moi dragi!"

In Karolines Stimme war die Verwunderung noch gewachsen. Beinahe ungläubig klangen ihre Worte.

„Und wo ist Grammatke heute?" fragte ich.

Wagemann füllte langsam die Pokale. Dann sagte er einfach: „Ich weiß nicht – gewiß verweht. Wir sind doch die Generation ohne Gnade."

Und nach einer langen Weile unsres Schweigens, die allein das Surren eines Nachtschmetterlings füllte, fuhr er fort, und seine Stimme klang ruhig, aber hart:

„Wir kämpften, darbten, litten – für unsre Ideale, und das Leben ging seinen Schlendrian. Davon loderte in uns der Haß auf – Haß ohne Fruchtbarkeit. Die meisten verglühten bis zur Leere; Grammatke wird darunter sein. Und daß ich noch einmal und im letzten Augenblick zurückfand – ihr allein gebührt der Dank!"

In der Dunkelheit war es mir, als ob er die Hand seiner Frau ertastet und geküßt hätte – mit der zärtlichen Innigkeit, die seine letzten Worte färbten.

IV.

„Wagemann war fertig, sag ich Ihnen! Daß der noch lebt – dafür kann er sich beim lieben Gott bedanken und bei dem Teufelsmädel, das seine Frau geworden ist!"

Hoser sprach mit halber Stimme und ganz ruhig. Nur über seinen grünen Äuglein, die die Krähenfüße des erfahrenen Lebens rahmten, lag ein Schleier wie von innerer Anteilnahme.

Es war ein reichliches Vierteljahr nach meinem Besuch bei Wagemanns. Seitdem hatte ich Ulrich zweimal kurz gesprochen, in Krummhübel vor meiner Abfahrt und bei seinem Besuch in Breslau. Jetzt war er verreist, und ich verbrachte meinen Winterurlaub wie immer in der Hoserbaude.

An diesem Abend saßen mein Wirt und ich in der Gaststube neben dem Kachelofen. Vor uns der tiroler Zitherspieler griff die Melodie des Weihnachtsliedes. Zehn Uhr und zwanzig Minuten zeigte die altmodische Bauernstanduhr. Der große Raum war schon fast leer. In einer Ecke, ziemlich weit von uns entfernt, kuschelte ein flüsterndes Liebespaar. Daneben der alte Herr mit grauen Schläfen und dem Gesichte einer Dogge trank Rotwein und unterhielt sich halblaut mit der Kellnerin, die an seinem Tische stand und sich auf die Lehne eines Stuhls aufstützte. Zuweilen schlug ihr Kichern kurz wie ein Springstein in die sanft gekräuselten Wellen des Zitherspiels.

Draußen berannte der Nordost mit winterlichem Ungestüm die Baude. Leise ächzten ihre Balken; die Fenster prickelten im Schneegestöber und die Dachreiter klapperten unausgesetzt, als ob in ferner Höhe Mühlen liefen.

Mir war nicht wohl zumute; das Wetter zehrte an den Nerven. Wer wie ich sein halbes Leben im Büro hinbringt, der verliert allmählich die Beziehung zu den ursprünglichen Gewalten. In ihrem Atem etwa des Schlafs zu pflegen – mir ist es längst nicht mehr vergönnt. Also blieb ich bei meinem Wirte sitzen.

„Im Menschenleben gibt es tote Punkte . . ."

Hoser, der klein wie ein Kind auf der Kante der Ofenbank hockte und mit den dünnen Fingern beider Hände die lange Virginia wie eine Flöte vor den Mund hielt, hatte eine ganze Zeit geschwiegen. Nun begann er wieder:

„Vielleicht auch bloß den toten Punkt. Den aber gibt's bei jedem! Da ist der Weg verstöbert und im Nebel, wie heute draußen alle Wege verstöbert

in einem gelben Nebel liegen. Da gibts kein Hin und Her, kein Vor und kein Zurück! Nur noch die Nacht, Frost, Sturm, dergleichen – die Elemente mit dem Zorne der Vernichtung, ja, und . . . den Menschen mit der Angst davor, den gibt es auch noch. – So lernte ich den Doktor Wagemann kennen. Damals war er noch nicht Doktor, wohl erst Kandidat oder Studikus oder Praktikant – ich weiß nicht. Gerüchte schwirrten um ihn wie mittsommers das Geschmeiß – eines immer feister als das andre und immer ekeler. Ach, Sie kennen ja die Leute hier, die Spinner mit dem scheelen Blick. Na, und unser Frauenvolk – lieber Himmel! – diese bösen Mäuler! Manchmal glaube ich, die bestehn überhaupt bloß noch aus Maul, und das trieft vor Gift wie so'ne Viper."

Hoser zog an der Virginia, die nicht brannte.

„Mal sollte er ein Kind erdrosselt haben; das war damals wirklich geschehn, ohne daß die Polizei den Täter stellte. Mal hieß es, er ist der Rädelsführer bei einem Einbruch oder Kommunistenaufstand – auch das gab's dazumal doch haufenweise. Dann wieder sollte er seinen Vater, einen Freund, den Bruder auf dem Gewissen haben. Es wurde eben mächtig Flachs versponnen, und die Fäden zogen sich von hier bis ins Böhmische nüber und zurück und immer wurde noch ein Fädel drangeknüppelt – dichter und dichter ward's wie eine richtige Webe. Schon hatte die Gendarmerie die Ohren spitz und der Herr Landrat. Dabei war alles – Faxerei . . . Gespinnste, Hirngespinste."

Der Herr mit dem Doggengesicht hatte ein paar Silberstücke auf den Tisch geworfen. „Trister Abend heute!" murrte er für sich. Das kurze Lachen der Kellnerin saß wie ein abgebrochener Triller am Schlußakkord des Zitherspiels.

Hoser war von der Bank gerutscht und flink auf den Tisch zugetrippelt. „Das Wetter meint's halt gar zu gut!" sagte er mit gemütvoller Verbindlichkeit. „Tja!" meinte der Herr elegisch und ließ die paar Stücke Wechselgeld in die Rocktasche gleiten. „Dann wollen wir eben schlafen gehn!" – „Das ist gesund und immerhin – das billigste!" Um Hosers Mund fältelte sich die Verschmitztheit. Wie er so dastand – in seiner grünen Weste mit den Hirschhornknöpfen; klein, verkrüppelt, spillig – wirkte er neben dem breitschultrigen Herrn wie ein gealteter Kobold, der die fehlende Kraft durch List ersetzt. Den Eindruck verstärkte seine Verbeugung noch, die tolpatschig war und mir doch liebenswert erschien. „Angenehme Ruhe, Herr Direktor!"

Ein wortloses Nicken und der Herr war gegangen. Bald danach verschwand auch das Liebespaar. Die Kellnerin drehte die Birnen unter den geblümten Kattunschirmen ab. Nur die Lampen über unserm Tisch und in der hölzernen Krone – übrigens Hosers eigne Schnitzarbeit und eine besonders kunstvolle, soweit ich es beurteilen kann – brannten noch. „Kriech ock auch ins Bucht, Franzel!" sagte der Wirt zum Musikanten. Der packte die Zither weg, strich sein Geld vom Teller, machte noch rasch einen derben Witz und ging. Ihm folgte die Kellnerin.

Nun schaltete Hoser auch die Krone aus. Der große Raum war dunkel; nur über unserm Tische lag das gelbe Licht. Draußen raste der Nordost mit ungebrochener Gewalt. Das Klirren, Ächzen, Mahlen klang lauter in der Dunkelheit.

„Die Nacht kostet Menschenleben!"

Hoser sprach mit der Sachlichkeit eines Verkäufers, als ob die Nacht eine Ware und das Menschenleben ein Geldbetrag sei. Dabei stellte er die vierschrötige Flasche aus grobem Glas vor uns hin. Ich kannte ihren Inhalt — Himbeergeist. Das wurde eine lange Sitzung, wie ich aus Erfahrung wußte. Mir sollte es recht sein; ich konnte doch nicht schlafen.

„Die Leute sind ja unbelehrbar!"

Hoser füllte die Gläser und setzte sich dann wieder auf die Kante der Ofenbank.

„Die denken, unser Gebürg —" er sagte aus unerfindlichen Gründen stets Gebürg statt Gebirge — „ist eine Gegend, von denen zwölfe ein Dutzend machen, irgendein Dingsda oder Bergelzeug. Nein, unser Gebürg ist eine Landschaft, sag ich Ihnen, mit Antlitz, Süchten und Charakter wie ein Mensch . . . ein Übermensch, der Berggeist Rübezahl. So ist der nämlich entstanden, denk' ich mir — aus der lebendigen Landschaft, die groß sein kann und kleinlich, mal schrecklich und mal tusesanft, gutmütig, tückisch, ungerecht, verblasen wie . . . nu wie der Mensch. — Aber die Fremden, die begreifen's nimmer. Unsre Warnung — — ‚Tumme Luder!' denken sie und gehen in die Wetter naus. Schon holt der Teufel ihre Seelen, und wir . . . holen hernach die Leichen — mit Lebensgefahr vom Lawinenhang. So wär' es um ein Haar auch der Frau Wagemann ergangen, als sie noch Karoline Bellmer hieß. Und das Haar war . . . — Lachen Sie nicht, Herr Rat! — das Haar war der Hoser-Vinz!"

Er hielt inne. Ich hatte das Empfinden, daß seine Worte sich in den eignen Gedanken fingen. Langsam hob er das Glas, roch daran und trank ein Schlückchen. Sein Gesicht war undurchdringlich. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Ja, der kleene verpuckelte Hoser wurde — so verrückt das klingen mag, und am verrücktsten klingt ja stets die Wahrheit! — der Retter der großen stattlichen Frau, die damals noch ein besonders hübsches Fräulein war. Und er vermochte es bloß, weil er Nase hat, der Hoser — Nase für das Vergrabene, Unterkittige und . . . wo was nicht stimmt. — Damals kannte ich den Doktor schon. Kannte?! — eigentlich war es nur 'n Treffen, ein zufälliges . . . könnte man sagen, wenn es meine Neugier nicht herausgefordert hätte. Ich bin nämlich, muß ich frank bekennen, neugierig wie 'n altes Weib; und ich simulier auch gerne. Was die Leute um den Wagemann raunten, hatte ich selbstredend längst gehört. Daß es nicht stimmte, war mir klar. Dazu war es viel zu hanebüchen, ja, und . . . zu wenig eigenartig. Aber immerhin: — Irgendeinen Haken mußte das Ding schon haben, und es hatte einen, wie sich bald erweisen sollte."

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Rundschau

Gerhart Pohl

Von Gerhart Pohl, dem Autor unseres neuen Romans, ist eine Erzählung von starker Eigenart neu erschienen: „Der Ruf. Die Geschichte des August Exner“ (Leipzig, Max Möhring) in der Reihe „Die Büchertruhe“, die schon in 2. Auflage ausgehen konnte. Sie zeigt die großen Vorzüge von Pohls Art: eine starke Gestaltungskraft und Charakterisierung, klare Form bei innerem Beteiligtsein, ein Schaffen aus dichterischem Impuls, eine tiefe Verbundenheit mit der Landschaft und ihren Kräften und die Fähigkeit, am Einzelschicksal symbolhaft eine ganze Zeit und Generation in ihrem Glück und Fluch darzustellen. Eine Persönlichkeit wie ein August Exner konnte nur im schlesischen Riesengebirge wachsen, das ihn wieder aufnahm und den Unstäten, den Blut und Neigung aus gesicherter Bürgerlichkeit in die Ferne, in Abenteuer und Verstrickung getrieben hatten, in eine neue Lebenssicherheit bettete. Pohl tritt mit begründetem Anspruch neben die starken schlesischen Dichter wie Scholtis, Wiessalla, Bischoff. *D. R.*

Liebe läßt marschieren

Mit der wahren Liebe ist es wie mit Gespenstererscheinungen: alle Welt weiß davon zu erzählen, aber nur wenig Leute haben sie gesehen. Und alle Autoren machen Aussagen über sie, aber nur über Wenige ist sie wirklich gekommen. Manchmal will es scheinen, als wäre die echte Liebe gar nicht mehr in der Welt. Vielleicht ist sie, der vielen leichtfertigen Beschwörungen überdrüssig, geflohen, dahin, wo nicht über sie geredet, geschrieben und weltverbessernd meditiert, wo sie einfach und fraglos gelebt wird. Sicherlich ist es so; denn wenn man sie in einer Bücherei von Liebesromanen — Viele kurze Torheiten, das heißt bei euch Liebe! donnert Zarathustra — nicht finden konnte, braucht man vielleicht nur über die Straße zu gehen, und in ein paar jungen Menschen schreitet sie sichtbar vor uns her. Und Liebende sind allemal außerhalb dieser Welt.

Daß die lesende Welt der ewigen Variationen über die Liebe, bei denen es sich zumeist nur um die übersteigerte Wichtigkeit der Frage „Wie kommt Hans zu Grete“ handelt, nicht müde wird, mag tausenderlei unterschiedliche Gründe haben. Daß die Autoren über nichts so virtuos und unermüdlich, gleichsam aus dem Handgelenk, zu schreiben wissen wie über die Liebe — bei etlichen von ihnen wird man den Verdacht nicht los, als schrieben sie mit beiden Händen zugleich — mag an dem verhängnisvollen Irrtum liegen, daß sich auf dem Gebiet der Liebe jeder als Sachverständiger von Haus aus betrachtet und meint, nichts wäre leichter, denn die Grammatik des Herzens zu erlernen. Nun ist aber Erzählen eine schwere Kunst, und nichts ist so schwer in ihr, wie die Geschichte einer Liebe zu erzählen, daß es, wie es der Würde ihres Themas entspricht, eine ernste und großartige Angelegenheit für Menschen wird, die ein nicht Geringes an Leben hinter sich gebracht haben.

In fünfen von den sechs Büchern, die wir hier anzeigen wollen, ist mehr oder minder laut von der Liebe die Rede; in vieren ist es bei genauem Zusehen nicht die Liebe, sondern sind es eben die vielen kurzen Torheiten; im sechsten, und darum vielleicht dem schönsten, ist sie nur Hintergrund.

Es gibt viele Dinge, an denen der Mann sich erweisen kann, und gewiß ist die Liebe darunter. Darum können auch Romane der Liebe noch manneswürdige Leseabenteuer sein. Hier in diesen Liebesromanen, die eigentlich ernstzunehmende Männer zu Vätern haben — bei einem von ihnen wird man allerdings seine bisherige Meinung gründlich revidieren müssen — läßt Liebe marschieren; bringt

sie Männer, ernste und ein wenig verspielte Männer, auf den Trab.

Als vor etwa einem Jahre von Roland Betsch der prachtvolle Roman „Die Verzauberten" erschien, fand diese bei Raabe und Eichendorff beheimatete, shakespearisch gewürzte Geschichte von den vagabundierenden Schauspielern eine ungewöhnlich gute Presse. Es geschah mit gutem Grunde. Hier war wirklich etwas, auf das das lesende Deutschland laut und eindeutig aufmerksam zu machen, Pflicht und auch Glück jedes Rezensenten war. Wenn man nun Roland Betschs neuen Roman „Narren im Schnee" (G. Grote, Berlin 1935. 216 Seiten) gelesen hat, weiß man nicht recht, ob man sich wundern oder ob man lachen soll. Man ist hernach in eben dem Maße bereichert, wie man es nach dem Besuch eines Kinos ist, in dem eine Filmoperette, und zwar eine schlechte Filmoperette, die winterliche Berge zu einem Poussiersanatorium für leicht angeknabberte Herzen machte, inhaltsleer und eindruckslos abrollte. Die Geschichte von dem zauberhaft schönen, unbekannten und unbeholfenen Schihaserl, das eigentlich eine millionenschwere Meisterläuferin ist, und dem armen, urwüchsig-groben Sohn der Berge, die Heirat der beiden und damit die Erneuerung des etwas altmodischen Gasthofes, ist so seltsam vertraut und trotz aller routinierten Erzählmanier abgestanden, daß man sich allen Ernstes fragt, wo, in welchem Film man dies schon sah. Regelrechte Filmhelden sind denn auch die Menschen dieses Romans. Von jener filmischen Echtheit, von der kürzlich ein über die photographierte Lebenslüge erboster Mann hart, aber treffend schrieb: So fein ist ja kein Schwein!

Hans Henning Freiherr Grote erzählt mit einer Verwunderung erregenden Verliebtheit in seinen „Helden" das von einem Minderwertigkeitskomplex beherrschte Leben des erpresserischen, ämterverschachernden Herzogs Karl Eugen von Württemberg. Der Versuch, für die Liebesaffären von Schillers Herzog Verständnis oder gar Begeisterung zu wecken, beginnt bereits mit dem irreführenden Titel „Der tolle Herzog" (Vieweg & Sohn, Braunschweig 1935, 205 Seiten), der auf das Leben eines genialen Grenzmenschen hoffen läßt. Vom Auszug des auf seine murrenden Stuttgarter Bürger wütenden Fürsten nach Ludwigsburg bis zur Kanzelverlesung seiner bigotten Geburtstagsbotschaft breitet Grote des Herzogs Liebesleben in einer befremdlichen, verkrampften Sprache mit aller möglichen Eindeutigkeit aus. Das beginnt mit der Vergewaltigung eines ahnungslosen Bürgermädchens — „Er riß die rote Seide. Er sah die schimmernde Haut und hielt sich nicht mehr. Und sie sanken zusammen, allmenschlichen Gesetzen untertan." — und endet mit dem Ehebruch der Franziska von Leutrum, späteren von Hohenheim — „Und wie sie ihn zu sich emporzog, versanken sie in die Andacht ihrer Liebe." — Die Wandlung eines haltlosen Erotomanen zu einer abstoßenden Betschwester erscheint nicht bedeutungsvoll genug, die Bemühung eines ernsten Mannes in Anspruch zu nehmen; wenn es wie hier in einem pathetisch daherstelzenden Tone geschieht — die mitgeteilten Sätze sind nach Stil und Gehalt noch die salonfähigsten — dann können wir nichts Besseres tun, als die peinliche Verirrung recht schnell zu vergessen. Grote ist einer Verzerrung der Perspektiven zum Opfer gefallen; bedauerlich bleibt, daß er so die Gelegenheit zu einer großartigen Erledigung des Kopisten Friedrichs des Großen verpaßte.

Sein Standesgenosse Georg von der Gabelentz berichtet mit der leicht verspielten, leicht nachdenklichen Gebärde eines beim Wein pikante und erregende Geschichtchen erzählenden eleganten Mannes von seltsamen Begebnissen in dieser und jener Welt. („Die Madonna und der Stier, Schlieffen-Verlag, Berlin 1935. 225 Seiten). Wenn es auch im Tonfall eines Mannes geschieht, der in vorgerückter Stunde in guter Gesellschaft lässig Ketzereien von sich gibt, glaubt es oder glaubt es nicht, so ist doch in diesen vierzehn Erzählungen, von denen die Titelnovelle, „Goyas seltsames Bild", „Ein Brief" und „Der silberne Zwerg" schöne Stücke

einer handwerklich gekonnten, kultivierten Erzählweise sind, auch wieder mehr als nur verantwortungslose Verspieltheit. Das Hintergründige alles Menschlichen, die Magie in der Welt, offenbart sich, hier wie überall, an kleinen und großen Dingen. Und die Liebe ist in diesem Buch in einigen Erzählungen mehr als eine schöne Verzierung in einem gesicherten Leben.

Es wird erzählt, daß Richard Wagner am Abend vor seinem Tode nach einem Gespräch über die wahre Liebeserfüllung zu Cosima in der dankbaren Gewißheit ihrer Gemeinschaft gesagt haben soll: „Alle fünftausend Jahre einmal glückt es.“ Und ihm schien es geglückt! Der Bergingenieur Philipsen in dem Roman „Ein seltsamer Mann“ von Carl August Brasser (Werner Plaut, Düsseldorf 1935. 208 Seiten) ist nicht ganz so pessimistisch. Einmal sagt er: „Du bist eine der zwanzigtausend Frauen, die zur gleichen Zeit auf dieser sonderbaren Erde leben, die schön und gut und klug sind, vollkommen in jeder der drei Eigenschaften.“ Auf der Suche nach diesen Frauen — denn nur ein solches Fabelwesen scheint ihm vorbestimmt — durchwandert er die Welt. Drei von den zwanzigtausend Frauen begegnen ihm. Auf der Märcheninsel Madagaskar das Mädchen Tasisi; am Mittelmeer die Spanierin Maria Arrazabal und in seiner ostpreußischen Heimat die deutsche Sängerin Eva Jantzen. Mit Maria Arrazabel findet dieser Liebessucher, der in einer Welt der mittleren Dinge, der mittleren Menschen und mittleren Gefühle das über dieses allgemeine Maß Hinausgehende sucht, die Erfüllung seiner ungeheuren Liebesahnung. Vielleicht aber braucht man nur so phantastisch reich zu sein wie dieser Bergingenieur, dem die Arbeit wie ein Spiel ist und die Liebe wie eine schwere Arbeit, um seinen Traum zu realisieren. Als der Krieg ausbricht, verläßt er seinen Liebestempel, um das manneswürdige Handwerk des Soldaten auszuüben; und hier, will uns scheinen, findet er dann endlich seine schönste Erfüllung: den Tod für Deutschland. Der Verfasser beschreibt farbkräftig, mit einer wunderbar lockenden Leuchtkraft, die Zauber exotischer Landschaften und offenbart die faszinierenden Geheimnisse ferner Kulturkreise. Und etwas vom ewigen deutschen Schicksal, sein unbändiges Fernenweh und seine opferbereite Heimatliebe, ist in diesem schön und stilistisch eigenwüchsig geschriebenen Roman. Dinge, selten und beglückend genug, daß allein darum das Buch uns wichtiger erscheint, denn um seiner Suche nach der unirdischen und irdischen Liebe.

Von menschlichen und außermenschlichen Dingen, von der sicheren Gewißheit des Glaubens und der grüblerischen Verquältheit des Zweifels und von der Liebe, die nicht fragt und nicht klagt, handeln die elf starken, mit der inneren Ausgeruhtheit des im Katholizismus Maß und Mitte der Welt Findenden erzählten Geschichten von Anton Gabele. („Mittsommer.“ Herder & Co., Freiburg i. Br. 1935. 208 Seiten). Die Stunde Pans, da um die Hochsommerzeit der Mittag geheimnisvoller, zauberischer und erregender zu sein scheint als die tiefe Mitternacht, ist die Stimmung, die über diesen Erzählungen liegt. Es ist Mittsommer! Die Zeit, da, nach des Dichters eigenen Worten, nicht nur die Sonne, sondern auch Glaube und Liebe im Zenit stehen; da die große Kehre im Festgang des Jahres ist. An Gehalt, geistigem Wert und sprachlicher Zucht scheinen uns diese Erzählungen von der „Geschichte mit den Spitzbärten“, vom „Parallelenseher“ und „Philosophen“, vom „Nutzen im Unnutzen“, von der „Bürgschaft“ und dem „Abgrund“ einen Vergleich mit den Kalendergeschichten des herrlichen Johann Peter Hebel zu vertragen; und dies will ein gewichtiges Lob sein, das wir spenden.

Von einer Liebe, die wie ein Naturereignis einbricht, die dahinstürmt, daß einem Hören und Sehen vergeht; von einer Liebe, die alles vernichtet, was sich ihr entgegenstellt und die dennoch wie ein gewaltiges Ding jenseits von Gut und Böse ist, erzählt Hans Friedrich in seinem offenbaren Erstling „Dismas Koller der Schäfer“ (Vieweg & Sohn, Braunschweig 1935, 339 Seiten, mit Holzschnitten von Bruno Skibbe).

Und wenn man vierzig ist, beginnt erst das Leben! Bis dahin hat Dismas Koller, ein gewaltiger Mann, aber eben ein Mann, mit harter Arbeit einen gesicherten Wohlstand errungen. Nun will er ein Haus gründen. Er will Kinder; damit er wisse, wofür er arbeite. Gewalttätig und doch in unsagbarer Innigkeit freit er die junge Babette; einen rechten, blanken Hausschatz. Der Weg einer tollen, verbissenen, wortlosen Liebe mit Sehnsucht und Erfüllung und immer wieder Vertriebenwerden hebt an. Als das erste Kind da ist, ist der Mann ein König über seinen Besitz. Die Ewigkeit ist ihm gesichert. Denn nichts ist die Liebe, denn ein Ringen wider den Tod, wider das Spurlosverwehn! Da tritt in Gestalt eines etwas windbeuteligen Vetters der Frau die gefährliche Lockung an sie heran. Sie lernt träumen, und verbotene Dinge sind der Inhalt ihrer Träume. Der gewaltige Mann aber treibt den Dieb aus seinem Hause; in schicksalsmäßiger Schuld und Verstrikkung wirft er ihn zu Tode. Die verletzte Ordnung ist wieder hergestellt, und selbst mit einem Totschlag scheint sie nicht zu teuer bezahlt.

In klaren, linearen, holzschnittartigen Bildern zieht das Leben dieser Menschen am Leser vorüber. Unerbittlich und herrisch wie der Gang der Uhr, aber auch wieder ebenso versöhnlich, rollt das Geschehen ab. Hier ist kein Wort zu viel und keines zu wenig gesetzt; alle stehen sie rund und voll an ihrem Platze, und hinter jedem von ihnen gewittert das Ewig-Geheimnisvolle; und jedes scheint erfüllt von magischem Glanz. Dieser große Roman ist eine ungewöhnliche dichterische Leistung; neben dem so weit verbreiteten Talent macht sich hier eine starke, männliche Begabung geltend, die soviel dichterische Substanz besitzt, daß man auf sie getrost einige Hoffnungen setzen kann. Wenn der Autor weiterhin die harten Anforderungen an sich stellt wie im „Dismas Koller“, dann dürfte ihm auch der berühmte Fall des zweiten Buches nicht zur Gefahr werden.

Wie über manchen Büchern stehen sollte: der geneigte Leser wird gebeten, nicht alles für wahr zu halten, was hier erzählt wird — den Mut zu dieser prachtvollen Offenheit hat bisher nur Hebel besessen — so sollte über einigen der hier angezeigten Bücher wohl stehen: der geneigte Leser wird gebeten, nicht alles zu ernst zu nehmen — über manchen dieser Bücher und wohl auch über manchen ihrer Anzeigen.

E. K. Wiechmann.

Gebändigter Realismus

Nach der „Auswechselung der Literaturen“ in Deutschland, um ein treffendes Wort Paul Fechters aus dem Jahre 1933 aufzunehmen, sind uns, als eine der Folgen der notwendigen Säuberungsaktion auf dem Acker des Schrifttums nur wenige Männer geblieben, die den realistischen Roman pflegen und auf der Höhe halten können, der die Zeit zeichnet, die Gegenwart, sei es auch nur ausschnittweise, kühl wiedergegeben im packenden Zugriff der Zusammenfassung, ohne dabei „zersetzend“ wirken zu müssen oder gar zu wollen.

Im vorderen Gliede steht der in kurzer Schaffensfrist so rasch und bleibend emporgestiegene Erik Reger. Die von seiner knappen Berichtgeschichte „Lenz und Jette“ mit dem Untertitel „Chronik einer Leidenschaft“ (Rowohlt, Berlin) rührselige Sensationen etwa im Sinne eines kitschigen Schmarrens wie „Das Herz ist wach“ (das endlich ein deutscher Schriftsteller von aufmerksamem Gewissen im „Inneren Reich“ kaltgestellt hat) erwarten, werden stark enttäuscht. Heutige Leidenschaften, die auf der Straße beginnen, am Steuer des Autos sich entwickeln, in Frauengesprächen über Aktien wachsen, in Notlagen sich zu kameradschaftlichem Zusammenstehen vernieten, sind empfindsam oder lyrisch nur in den gemeinsamen Pausen der Erholung, in der Landschaft vom Kampfe in den Stadtmauern. Lenz ist ein sympathischer Parvenu, der unfreiwillig aus der enormen Dummheit der Menschen, der Schichten, in die er sich einreihen will, Gold schlägt. Wie viele andere in dieser Zeit ist Lenz ein „Falschmünzer“ wider Willen. Die Klugen wie die Bornierten werfen sich ihm

liebend und vertrauend an den Hals. Weil er ehrlich zugibt, ein Schuft zu sein, hält ihn jeder für einen begabten Edelmann, der die Kunst, Geld sich vermehren zu lassen, meisterhaft beherrscht. Jette, seine Freundin, die Jungfer von dreißig Jahren, mit einer merkwürdigen Kindheit in einem geheimrätlichen Bürgerhause im satten Stil von 1890, psychologisch ein fast frech hinkonstruierter Fall, ist eine Seele von einem gutmütigen Tier mit einem edlen Kern. Ein herabgekommener Jockey, eine heraufgekommene Krämerfamilie, verspätete Raffketypen der Kleinstadt: ein spekulierender Margarinehändler, dessen hausbackene, korpulente und besorgte Spießbürgerfrau, beider „St. Moritz-reife" Tochter, eine Flirtmaschine aus sportlichem Stahl, dumm und wertlos: das sind Regers Spielfiguren. Auf die Billigkeiten eines happy end verzichtet er mit der Großzügigkeit des Könners, der den Kurs der Welt kennt. Statt dessen versucht er in der Wandlung des Lenz am Beispiel der reinen Jette zu einem Kerl, der noch einmal von vorn und unten, aber diesmal sauber und ehrlich anfangen will, ein "fair end" glaubhaft zu machen.

Was an Reger immer wieder aufhorchen läßt, ist sein selten ausgeprägter „Instinkt für die Wirklichkeit". Er entkleidet das bißchen Seele derer, die er in literarischer Anatomie seziert, schonungslos wie Balzac, ohne grob zu werden wie gelegentlich der große Romancier. Reger erschlägt mit handfestem, zutreffendem Material, das er häuft wie Zola, das er aber siebt wie jener nicht. Reger hat mitunter das gequälte Lächeln Flauberts, der seine Gestalten mit dem Vergrößerungsglas besah, ehe er sie beschrieb. Die knappe Hämik des versteckten Mitleides eines Maupassant fehlt Reger nicht. Durch eine gute Schule ist er mit erfolgreicher Wirkung gegangen. Geschärfte Augen hat er für die Stadt- und Landschaft seiner rußigen Heimat. Ein feines Ohr für das Gelächter und Geschrei ihrer Menschen, Nase für den Ruch ihrer Wohnungen. Seine Blicke lesen denen, die er auf der Straße trifft, ihre nächtlichen Träume ab. Alle diese für einen Schriftsteller ausgezeichneten Eigenschaften finden sich vereint bei einem Menschen, der seine Sehkraft und Gestaltungsgabe nicht mißbraucht, dem beide von Verantwortungsgefühl und Gewissen gebändigt werden. Bleibt dieser Reger „rege" wie bisher, so hat das deutsche Schrifttum einen Realisten von Gewicht, der ihm ganz verbunden ist.

Die Chronik einer bis ins tiefste des Geistes und der Seele schmerzlichen Leidenschaft ist von einem jungen Autor ungewöhnlicher Art mit seinem ersten Roman „Eine unglückliche Liebe" (Bruno Cassirer, Berlin) geschrieben worden. Seine Arbeit paßt vielleicht in ihrer sensiblen Wundheit des Gefühles wenig in diese Zeit, die keine Zeit der Schonung sein kann. Sie verrät die sentimentalische Nervosität eines jungen Menschen, der aus einer Überfeinerung seiner intellektuellen Zerrissenheit innerlich unsicher geworden ist, der die Gesamtwelt nur unter fast künstlicher Unterdrückung seiner Hemmungen zu betreten vermag. Koeppen ist von einer passiven Kraftlosigkeit und dennoch zähen Unermüdlichkeit einer Frau gegenüber, die er in pausenlosem An-sie-denken immer unerreichbarer überhöht („Ich aber denke dich, wie du gar nicht bist", sagte Ringelnatz einmal zu einem Mädchen). Dieses energielose Bemühen rückt wieder einmal die erdichtete Gestalt eines deutschen Autors in den Schatten des Frédéric Moreau, dessen Leben unter der „L'éducation sentimentale" Flauberts in der süßen Qual bewußter, durchdachter Seelenschmerzen dahinwelkte. Eine Gebärde der Kraftlosigkeit gibt es, die von einer Weh verursachenden Schönheit ist. Koeppen versteht es, sie in graziöser Vollendung, unbekümmert um modische Strömungen oder zeitliche Forderungen, zu spielen. Unter den Jungen ist er ein Talent mit dem Merkmal abseitiger Besonderheit. Seine Fruchtbarkeit wird nicht zu fürchten sein. Er ist zu kultiviert, um zu fabrizieren. Sein erstes Buch ist nicht für viele, eher für eine kleine Zahl von Freunden der deutschen Prosa, denen die Beobachtung ihrer allmählichen Fortschritte im arbeitsamen Weiterbau am Herzen liegt, weil sie Einblicke in die Gedankenbewegung gerade der Jungen erlaubt.

In der Feinheit einer leicht von den Nebeln des nahen Wassers verschleierten Stille zeichnet Robert Seitz einen Blick aus dem Fenster des Betrachters in die Wirklichkeit norddeutschen, küstennahen Lebens in dem Roman „Die Häuser im Kolk" (Paul Zsolnay, Wien-Berlin) auf. Das Schicksal weniger Familien, die der enge Raum einiger Nachbarhäuser zum gegenseitigen Lieben und Bekriegen zwingt, wird von Seitz aufgenommen, verwickelt, entwirrt und unter leiser Deutung unmerklich fast wieder verlassen. Es liegt nicht in seiner Art, dick aufzutragen, aber man versteht seine Belehrung darüber, daß der Sieg dem Guten zuletzt doch sicher sei, bei Seitz auch ohne die Ausrufungszeichen des Pathos. Duft und Farbe und Musik aus der häßlichen Enge wie der gastlichen Wärme kleiner Verhältnisse nähern sich ganz ohne den falschen Trauerflor der Tendenz, tragen den Glanz der hier nicht anders vorhandenen, sinnvollen Ordnung allen Lebens.

Reportage und Roman zugleich aus dem Leben serbischer Bauern vor einem halben Jahrhundert ist die Geschichte „Hadschi Gajka verheiratet ihr Mädchen" von Borislav Stankovic (Albert Langen, Georg Müller, München). Als die erste Dichtung innerhalb einer Bücherreihe „Südost-Europa", die der Südost-Ausschuß der Deutschen Akademie herausbringt, ist sie nach dem serbischen Original „Unreines Blut" übertragen worden. Der Erzähler ist Schilderer des bunten und uns völlig unbekannten Lebens auf dem südserbischen Lande im Donauraum. Die Zustände dort sind von einer kaum glaubhaften Urhaftigkeit der Kraft, die Gebräuche des Volkes von einer robusten Buntheit, die aus dem städtischen Grau des gealterten Abendlandes heraus kaum vorstellbar ist. Den Mittelpunkt der Handlung bildet eine Heirat, die als ein Geschäft zwischen Schwiegervätern abgeschlossen, bei der Jugend und Schönheit gegen Geld an- und verkauft werden. Väter verheiraten nach dortiger alter Landessitte ihre Söhne im Kindesalter mit heiratsfähigen Mädchen zu ihren eigenen Gunsten. Stankovic greift einen solchen Fall heraus, zeigt seine Schattenseiten und seine verheerenden Wirkungen auf die Moral und die Gesundheit des Nachwuchses. Vielleicht nähert er sich dabei mit zuviel Aufwand von Psychologie seinen primitiven Bauerngestalten? Es ist schwer zu sagen, wie er ihnen anders als Beobachter auf den Leib rücken soll, wenn er die Absicht hat, ein wirklichkeitsgetreues Bild von ihrer Lebensart zu skizzieren. Dies ist ihm gelungen. Er spiegelt eine uns neue und völlig fremde Welt manchmal mit der umfassenden „Aufnahmebereitschaft" eines Mannes, der einen Kulturfilm präzise so kurbelt, daß er den Daheimgebliebenen eine verständliche und lückenlose Vorstellung fremder Begebenheiten verschaffen kann. Mit knappen Mitteln und in recht zuchtvoller Sprache entwirft Stankovic ein Stück Realität der Welt.

Durch eine neue Form des Realismus, der sich von der Schüchternheit der Ungeübten wie von der Übertreibung der Tendenzschreiber, vom Idyllisieren wie vom Karikieren gleich frei hält, die man deshalb vielleicht eine „gebändigte" nennen kann, zeichnen sich diese nicht gewöhnlichen Bücher aus.

Wilmont Haacke.

Schriften zur Naturwissenschaft

Hans André, Armin Müller und Edgar Dacqué beantworten in einer grundlegenden Schrift „Deutsche Naturanschauung als Deutung des Lebendigen" (München, R. Oldenbourg) die Frage nach den Grundlagen des Glaubens an das Leben. Hans André schreibt über die Spannungsgesetze des Lebendigen im Licht der biologischen Erkenntnis, über die Spannungseinheit von Erlebnis und Erkenntnisraum im Aufbau der wertenden deutschen Naturanschauung und über Atombild, Analogie und Deutung der Lebenserscheinung. Armin Müller berichtet über die Überwindung des Utilitarismus in der Biologie der Gegenwart, und Edgar Dacqué steuerte den Beitrag bei „Völkergeist, Zeitgeist und Wissenschaft". Alle drei Forscher gehen

von der Erkenntnis der wirklichen Wesensgesetze des Lebens aus und gelangen zu einer positiven Antwort im Glauben an das Leben im Gegensatz zu allen pessimistischen Untergangstheorien.

In deutscher Übersetzung von Wilhelm Westphal ist das Buch des großen englischen Astronomen A. S. Eddington „New pathways in science“ unter dem Titel „Die Naturwissenschaften auf neuen Bahnen“ erschienen (Braunschweig, F. Vieweg). Auf dem exakten wissenschaftlichen Boden, von dem aus er die Erkenntnisgrundlagen der Naturwissenschaft und die neuen umstürzenden Theorien behandelt, erhebt sich das Buch zu einer Auseinandersetzung über das Verhältnis der Naturwissenschaften zu den großen Fragen der Menschheit: der Religion und der Willensfreiheit.

Unter dem Titel „Hüter des Lebens“ schildert Walter Görlitz das ärztliche Wirken in der antiken Kultur (Hamburg, Siebenstäbe-Verlag). Er vermittelt ein Bild von der ärztlichen Kunst, den Anschauungen und dem Wirken der großen Ärzte in der alten Kultur. Außer Hippokrates und Asklepiades werden, beginnend mit Machaon, dem Arzte Homers, die großen Ärzte der Antike bis zu Galenos hin behandelt. Das ist ein Zeitraum von rund 2000 Jahren. Reproduktionen antiker Bildwerke sind beigegeben. Das Buch ist wichtig, weil es zeigt, wie in vielem die heutige ärztliche Wissenschaft auf der Erkenntnis genialer Ärzte der Antike fußt.

Dr. Gerhard Venzmer schildert in seinem Buche „Kampf den Bazillen“ (München, Knorr & Hirth) in allgemeinverständlicher Form die Grundbegriffe in dem Kampfe gegen die übertragbaren, d. h. vermeidbaren Krankheiten. Die Sicherheit seines umfassenden Wissens erlaubt es ihm, seine Schrift in unterhaltsamer Form abzufassen. Das Buch ist geeignet, dem Laien praktische Winke im Abwehrkampf gegen diese Feinde der Menschheit zu geben.

Von „Begegnung mit Tieren“ weiß in einem mit 56 Bildern versehenen Buch Professor Bastian Schmid zu erzählen (München, Knorr & Hirth. 4,90 RM.). In jahrelanger Arbeit hat Bastian Schmid sich um die Erforschung der Tierseele bemüht, er weiß die rätselhaften Dinge zu deuten, wie schon im Jungtier der Instinkt sich meldet und ein gewisses seelisches Leben sich andeutet, er weiß zu berichten von den Gründen des Vogelflugs, von den friedlichen Entwicklungsmöglichkeiten auch wilder Tiere in einer häuslichen Umwelt, von den beispiellosen Leistungen der Hundenase. Auch er betont, wie alle wirklichen Kenner der Tiere, daß nur der Mensch zu ihnen findet, der sie immer und immer wieder sucht und mit Liebe das Vertrauen des Tieres sich erwirbt, so daß es sich nicht mehr verbirgt, sondern dem Menschen, der es sucht, sich erschließt.

In 17. Auflage ist jetzt das bekannte Buch des verstorbenen Naturforschers Kurt Flöricke „Der deutsche Wald und seine Vögel“ erschienen (Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 1,50 RM.). Der Text, der in musterhafter Weise gründliche Kenntnis und Liebe zu den Vögeln vereint, ist vollständig von dem verstorbenen Flöricke, eine kurze Würdigung seines Lebenswerkes ist ihm vorangestellt. Das Buch bringt mit 64 siebenfarbigen Vogelbildern ein ausgezeichnetes Material zur Kenntnis der deutschen Vogelwelt. Text und Bilder ermöglichen es, jeden Vogel des deutschen Waldes nun mit seinem Namen nennen zu können.

In dem großen „Jahrbuch der Natur“ (Kosmos-Gesellschaft der Naturfreunde, Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart) wird in einer Fülle von Beiträgen in gemeinverständlicher Form von der belebten und unbelebten Umwelt, dem Leben und Wirken der Natur in der Heimat und in fernen Ländern, von der Erde und Mond und Sternen, von Pflanzen, Tieren und Steinen erzählt, und es fehlt nicht an praktischen Winken für Tier- und Gartenpflege. Auch die Wissenschaften, wie Chemie und Physik, Astronomie und Meteorologie, Länder- und Völkerkunde, sprechen in diesem Kompendium der Naturkenntnis mit.

D. R.

Durch das Erzgebirge

Der gute Führer durch das Erzgebirge, der 1914 erstmalig erschien (Meyers Reiseführer. Bibliographisches Institut, Leipzig), liegt jetzt in 4. und so erweiterter Auflage vor, daß er der beste genannt werden kann. (3.80 RM.) 9 Karten, 8 Pläne, 2 Rundsichten und als völliges Novum 12 Bildtafeln erhöhen seine Benutzbarkeit. Außer dem Erzgebirge ist das Vogtland, das Egerland mit dem Duppauer Gebirge und das böhmische Erzgebirge mit dem Mittelgebirge bis zur Elbe berücksichtigt, ebenso die im Norden gelegenen Zugangstäler. Seine Modernität erweist das Buch auch dadurch, daß alles für den Automobilisten Wichtige sorgfältigst behandelt und der Wintersport auf Grund der letzten Erfahrungen in seinen hier grade besonders schönen Möglichkeiten eingehend behandelt wird. Die neuen 12 Bildtafeln reizen zum Besuch dieses Gebietes von charaktervoller Eigenart, und die Karten und Pläne leisten tüchtige Arbeit. *D. R.*

Politik und Geschichte

Zum 60. Geburtstag von Martin Spahn haben seine Schüler eine Sammlung von Aufsätzen und Reden des Kölner Historikers unter dem Titel „Für den Reichsgedanken" erscheinen lassen (Berlin, F. Dümmler. Geb. 9,80 RM.). Es sind 20 Arbeiten aus den Jahren 1915—1933, die innerlich zusammengehalten werden durch das Ringen um den Reichsgedanken. Eine ausführliche Bibliographie um den Schriftsteller Martin Spahn hat sein Schüler Erwin Hensler beigetragen.

Auf 272 Seiten hat Heinar Schilling eine „Kleine Deutsche Geschichte" geschrieben (Berlin, Karl Siegismund. 6,40 RM.). Er verweilt ausführlich bei den ersten fünfzehn Jahrhunderten der Deutschen Geschichte in der ausgesprochenen Absicht, den Sinn für die Bedeutung und die Größe auch dieser Zeiten im deutschen Volke wach zu erhalten. Das Buch bringt an dem Gerüst der wesentlichen Daten die großen Zusammenhänge des deutschen Schicksalsweges, endend mit der Unterzeichnung des „Friedens" von Versailles.

Als feuilletonistische Geschichtsschreibung kann man Reinhold Conrad Muschlers Buch: „Sucher und Versuchte", auch in diesem Abschnitt verbuchen (Leipzig, Goten-Verlag). Muschler will keine Geschichte geben, sondern lebendige Bilder einer Reihe von Menschen, Männer wie Frauen, die in irgendeiner Besessenheit Geschichte machten oder zu machen versuchten und scheiterten. Er beginnt mit Attila, behandelt Mohammed, Machiavelli, den Ägypterkönig Echnaton, Napoleon III., Frauen wie die drei großen ägyptischen Königinnen, Entdecker, königliche Kaufleute, abenteuernde Frauen im Leben großer Männer und was sich sonst an Besonderem und Ausgefallenem in dem Narrentanz der Menschheit findet. Muschler ist ein Dichter von Qualität, aber hier fehlt die innere Einheit, denn schwungvolle Darstellung allein genügt nicht. Es bleibt des Interessanten genug, um den strengeren Maßstab vor diesem Buche ruhig in der Tasche zu behalten. *D. R.*

Der Große Herder vollendet

Mit dem Erscheinen des 12. Bandes des „Großen Herder", enthaltend die Stichworte „Unterführung bis Zz" (Freiburg, Herder & Co.), ist dieses große Lexikon abgeschlossen, und man darf den Verlag nicht nur zu der Leistung beglückwünschen, sondern auch zu der Pünktlichkeit, mit der er die Erscheinungstermine der einzelnen Bände innegehalten hat. Unsere Leser sind unterrichtet über die besondere Art gerade dieses großen Werkes. Im Äußeren ist die Anordnung bis zum letzten Bande durchgehalten worden, daß bei größeren Stichwörtern eine Dreiteilung vorgenommen wurde und daß bei den Rahmenartikeln eine Eingliederung in den Sinn und Geist des ganzen großen Werkes erfolgt. In diesem Bande werden besonders wichtige Fragen behandelt, so der Weltkrieg, der Versailler Vertrag, Weltanschauung, Zeitung, Urchristentum, Währung und Volkswirtschafts-

lehre, um nur einiges zu nennen. Wir dürfen wiederum feststellen, daß nach menschlicher Möglichkeit eine lückenlose Vollständigkeit auch unter Bewältigung jüngster Dinge erreicht ist, daß objektive Unterrichtung gegeben und darüber hinaus von der klaren katholischen Einstellung — neben dem rein Stofflichen und von ihm so getrennt, daß, wer's nicht nehmen will, es nicht zu nehmen braucht — Wertung und Weltanschauung gegeben wird. Immer wieder berührt es einen lebhaft, daß man gerade durch die vom „Großen Herder" gewählte Anordnung das Gefühl erhält, hier ist der Stoff bis ins Letzte geistig bewältigt und in das Gesetz des menschlichen Lebens eingefügt worden. Wir möchten, nachdem nun dieses große Werk vollendet vorliegt, neben den 12 Stichwortbänden ganz besonders noch einmal auf Band 13 hinweisen, den Welt- und Wirtschaftsatlas, der einem wirklich bei jeder auftauchenden Frage kenntnisreich und erschöpfend in meisterhaften Darstellungen Auskunft gibt. Alles in allem: auf den „Großen Herder" kann nicht nur der Verlag, sondern das gesamte deutsche Volk als Leistung stolz sein. *D. R.*

Verschiedenes

Der Verlag Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig legt in einer Festschrift Rechenschaft ab von seiner Tätigkeit seit seiner Gründung: „Friedrich Vieweg und Sohn in 150 Jahren deutscher Geistesgeschichte". Gegründet 1786, hat der Verlag es von früh an verstanden, bis in die gegenwärtigen Tage seiner Verpflichtung gegenüber dem deutschen Geistesleben in vorbildlicher Weise zu genügen. Die Geschichte des Verlages gab Ernst Adolf Dreyer in Verbindung mit Walther Schnoor heraus. Sie gliedert sich in die Abschnitte „Entwicklung und Gestalt", „Dienst an Wissenschaft und Dichtung", „Aus dem Archiv des Vieweg-Hauses" und „Vom deutschen Verlegertum". Zu den einzelnen Abschnitten trugen namhafte Autoren bei, die aufzeigen, was der Verlag für die einzelnen Zweige der Wissenschaft und des deutschen Schrifttums überhaupt getan hat. Stärker als alle Aufsätze aber spricht die Auswahl der Briefe aus dem Verlagsarchiv, von denen der Briefwechsel mit Goethe, dessen „Hermann und Dorothea" Vieweg erwarb, besonders interessant und bedeutsam ist. Aus den Briefen des Verlagsarchivs heben wir noch hervor Briefe von Kant, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Herder, August Wilhelm von Schlegel, Wieland, Johann Heinrich Voß, Jean Paul, Jakob Grimm, Friedrich List, Liebig, Bunsen, Ludwig Richter, Schwind, Andersen, Freiligrath, Bettina von Arnim, Gottfried Keller, Wilhelm Raabe und von vielen anderen, die beweisen, mit welcher Aufmerksamkeit der Verlag im vollen Bewußtsein seiner großen Verpflichtung dem Lebendigen in der deutschen Geistesgeschichte und im deutschen Schrifttum nachgespürt hat.

„Kämpfen und Glauben" heißt ein Sammelwerk, das Johannes Eilemann herausgibt (Leipzig, B. G. Teubner, 467 Seiten, 6,50 RM.). Wege zu Gott und Volk nennt Eilemann diese Zeugnisse und Bekenntnisse deutscher Menschen, die beginnen mit der Edda und enden mit Zeugnissen nationalsozialistischer Weltanschauung. Die Auswahl, die vor allem für die älteren Zeiten vorbildlich genannt werden darf, richtet sich aus nach den Zeugnissen deutscher Menschen und Künstler, die versuchten, in den innersten Kern des eignen Lebens zu dringen und das Wesen des eignen Volkes erkennen helfen wollten. „Gott und Christus" heißt der erste Abschnitt, „Volk" der zweite, „Deutsche Seele" der dritte, „Arbeit" der vierte, „Selbstbehauptung" der fünfte. Man vermißt kaum einen Namen, der unentbehrlich wäre bei einer Darstellung der deutschen Seele und des deutschen Geistes. Eilemanns Werk ist von großem und verantwortungsbetontem Ernst getragen. Das Buch ist sehr gut ausgestattet und eignet sich zur Geschenkgabe an reife Menschen und solche, die nach diesem hohen Ziel streben.

Von Ludwig Klages „Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck" liegt die 5. Auflage vor (Leipzig, Johann

Ambrosius Barth, 361 Seiten mit 62 Abbildungen im Text. Geb. 11,60 RM.). Diese Ausgabe ist so stark über- und umgearbeitet, daß man fast von einem neuen Werk reden kann. Klages geht in grundlegenden Untersuchungen hier an den Gesamtkomplex und die Quellen der Ausdruckstatsachen heran und beschränkt sich dabei nicht auf das Reich des Menschen, sondern bezieht auch das Tier und die vegetativen Vorgänge ein. Er kommt zu tiefen Deutungen über die Entstehung des Menschen, der Sprache, der Schrift. Das Buch darf als Klages' bisher reifstes Werk bezeichnet werden, da es die deutsche Kulturrevolution in ein System bringt. Widerspruch wird nicht ausbleiben, und Ludwig Klages wird ihn zu tragen und ihm zu begegnen wissen. *D. R.*

Das Dorf am Fluß

In der Übertragung aus dem Niederländischen durch Hermann D. Michaelsen ist Anton Coolens Roman „Das Dorf am Fluß" erschienen, und wir wissen dem Inselverlag besonderen Dank dafür, daß er dieses so charaktervolle und dichterische Zeugnis eines der wesenhaften Dichter des niederländischen Schrifttums uns in der gewohnten geschmackvollen Ausstattung beschert. Auf das Neue im niederländischen Schrifttum werden wir bald bei besonderer Berücksichtigung Coolens und seines Werkes in einem Aufsatz eingehen. Aber wir wollen unsere Leser sobald wie nur möglich auf dieses so seltsam starke Buch hinweisen, dessen Übertragung ins Deutsche übrigens musterhaft ist. Im Mittelpunkt steht ein Arzt, eine kraftvolle Persönlichkeit, deren Ausstrahlung letztlich sich niemand im Dorfe entziehen kann. Er ist groß in seinem Herzen voll Güte und Hilfsbereitschaft, aufrecht in der kompromißlosen Bewahrung der eigenen Lebensform, menschlich rührend im Verhältnis zu seiner Frau und seinen wild wachsenden Söhnen, gütig gegen Arme im Geiste, sein Leben in Tollkühnheit einsetzend für Fordernde an seine ärztliche Kunst, Güte und Weichheit verdeckend durch gewollte Schroffheit, unerbittlich und grausam wie eine Elementarkraft in seinem Hasse, mit dem er ohne Erbarmen die Opfer seiner gerechten Feindschaften in Verzweiflung treibt und sie zu Boden zwingt. Und das alles wächst am Ufer der Maas, die beherrschend durch die Landschaft und mitten durch die Menschen hindurchfließt: die Atmosphäre der Landschaft in ihrer Eigenart, ihrer wilden Größe und zarten Schönheit, ihrer Beglückung und ihrem Grauen teilt sich in jeder Zeile packend, erhebend, bedrückend mit. Das unheimlich Echte niederländischer Art wird sichtbar durch den ungewollt auftretenden Vergleich mit den Bildern niederländischer Meister. Gestalten wie der taube Cis, die arme Mammetje und vor allem Brammetje Peccator sind von so unerhörter dichterischer Kraft und Sonderart, daß einem fast der Atem stockt, und die Szenen in der unheimlichen Mühle wie die Totenwache beim erhängten Müllerknecht sind von einer so hintergründigen Eigenart und erbarmungslosen Komik, wie sie nur das Leben aus dem gebrechlichen Stoff der immer gefährdeten Menschheit zu formen vermag. Dies ist eins von den Büchern, das man wie die von Hamsun mit Bedauern aus der Hand legt, weil man mit seinen Menschen noch gerne weiterleben möchte. *P.*

Verzeichnis der Mitarbeiter

Professor Dr. Georg Wegener, Berlin. — Dr. Leonhard Adam, Berlin. — Joachim Günther, Hohenneuendorf bei Berlin. — Friedrich Frommholz, Ornshagen/Pommern. — Gerhart Pohl, Wolfshau/Riesengebirge. — Edwin K. Wiechmann, Bernau bei Berlin. — Dr. Wilmont Haacke, Berlin.

Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schriftleitung erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Bei Anfragen ist das Rückporto beizufügen.



In Salerno zeugen die Ruinen des Kastells auf dem Burgberg von der langobardischen Vergangenheit der Stadt

DIE LANGOBARDEN IN SÜDITALIEN

von

Maximilian Claar

Die Kenntnis des italienischen Frühmittelalters wird für das deutsche Empfinden in hohem Maße überschattet von dem zentralen Ereignis der Gründung des Römischen Reiches Deutscher Nation – wie man es später nannte – durch Karl den Großen. Der Weg des Frankenkönigs in Italien ging aber über die erbarmungslose Beseitigung eines anderen germanischen Stammesreiches. Nach dem ruhmvoll-heldenmütigen Untergang der Ostgoten hatte nur ein einziger der Germanenstämme, die seit Jahrhunderten in Italien erschienen waren, eine dauernde Herrschaft zu begründen vermocht: die Langobarden. Als 774 Karl den Langobardenkönig Desiderius in Pavia gefangennahm, entthronte und ins Kloster verbannte (diese damals übliche Verwendung der Klöster als Staatsgefängnisse ist charakteristisch

für die Religionsauffassung der Zeit), da verschwand für die Mit- und Nachlebenden der Begriff langobardischen Herrschertums. Und die Geschichtsbücher pflegen hier zu sagen, daß nur mehr der Name der Lombardei an die Langobarden erinnerte.

Wer aber der Geschichte jener Zeiten näher tritt, der weiß sehr wohl, daß das durchaus nicht den Tatsachen entspricht. Die Herrschaft der Langobarden hatte sich nicht nur auf das geschlossene oberitalienische Langobardenreich beschränkt, das zuletzt Desiderius beherrschte. Unter kluger Benutzung der langobardischen Beziehungen zu den Päpsten hatten die zähen und kraftvollen Germanen sich weit hinunter in den Süden des Landes ausgebreitet. Freilich konnte hier nicht von eigentlicher Siedelung in großem Stil die Rede sein. Dazu fehlten die Menschenmassen, die die langobardischen Herrscher aus militärischer Vorsicht in Oberitalien behielten. Es waren kühne Eroberer, jene langobardischen Großen, die mit ihren schwachen, aber den Eingeborenen an Eigenschaften nach jeder Richtung überlegenen Scharen die langobardischen Fürstentümer in Benevent, Capua und Salerno begründeten. Aber ihre erstaunlichste Dauerleistung vollbrachten sie nicht, solange sie im Norden Italiens den allerdings manchmal sehr unsicheren Halt an ihrem Stammeskönig besaßen, sondern erst, als dieser gefallen war. Es mag wohl zunächst niemanden im damaligen Italien gegeben haben, der nicht den isolierten langobardischen Kleinstaaten in Süditalien ein rasches, wenn nicht gar ruhmloses Ende weissagte. Aber man unterschätzte germanische Festigkeit und auch germanisches Geschick. Verlassen von ihrem Stammesreich, bekämpft von den Franken und den Päpsten wie von Oströmern aus Byzanz und später auch den Sarazenen aus Sizilien, haben sie volle drei Jahrhunderte ihre Unabhängigkeit bewahrt. Aber nicht nur durch ihre Waffentaten machten sie ihre Lande berühmt. Das bewundertste Kulturzentrum der ärztlichen Wissenschaft im damaligen Europa, die medizinische Fakultät in Salerno, gehörte ihnen und lag auf ihrem Gebiet. Langobardische Fürsten förderten hier die Wissenschaft im Rahmen einer Hochschule, zu der die Studenten aus der ganzen damaligen Kulturwelt strömten. Eine sprechende Illustration zu dem Begriff der „rohen Germanen", die erst in Italien lernten, was Kultur war.

Aber auch nach drei Jahrhunderten erlagen die langobardischen Fürstentümer keineswegs den Italienern. Sie wurden vielmehr in deren Schicksal dadurch verflochten, daß diese italienischen Staatengebilde in Neapel, in Apulien, Kalabrien und Sizilien ihrerseits einem anderen germanischen Angriff nicht standhielten, der von Norden kam: es waren die Normannen, die sich seit 1020 in Süditalien jenes Reich zimmerten, aus dem 1130 das Königreich Neapel hervorgehen sollte. Wenn diesen Normannen auch die

Reste des einstigen Langobardenreichs erlagen, so war das auch die Folge von Ereignissen, die um die Jahrtausendwende ihre Selbständigkeit geschwächt hatten. Die Vermählung Kaiser Ottos II. mit der Griechenfürstin Theophano hatte Ostrom ermöglicht, unter deutscher Duldung die Hand auf Unteritalien und damit auch auf das langobardische Salerno zu legen. Die deutschen Kaiser selber – so besonders nach den Ottonen Heinrich II. – aber bemächtigten sich der allerdings vorwiegend nominellen Herrschaft über Benevent und Capua. Und als Heinrich 1022 auch Salerno unterwerfen wollte, da unterstützten ihn im Kampf gegen die Griechen die unlängst in Apulien eingewanderten reisigen Normannen. So wurden die neuen Herrscher Unteritaliens mit ihrer künftigen Beute bekannt.

Diese Beute konnte sich damals dem Zugriff des Stärkeren auf die Dauer nicht mehr entziehen. Seit langem mußten die Langobarden die Überzeugung in sich aufnehmen, daß ihnen das Wichtigste abhanden gekommen war, dessen ein Herrenstamm im fremden Land bedarf, nämlich der völkische Nachwuchs. Es gab seit langem keine Langobarden mehr, die ihnen zuströmen konnten. Die kleine Zahl ihrer Fürsten und Herren vermochte trotz langer Inzucht, die Rasse nicht zu erhalten. Es drang immer mehr fremdes Blut ein. Und so konnte die gewaltige frische Kraft der völkisch ungebrochenen Normannen den Sieg und das Land an sich reißen.

Ehe wir in die Betrachtung der Denkmäler eintreten, die heute in den drei süditalienischen Städten als einzige Reste von der einstigen Langobardenherrschaft zeugen, sei noch ein Wort dem welthistorischen Hintergrund gewidmet, von dem sich auch diese Episode des sturmvollen Eindringens der Germanen in die Gefilde des Römischen Reiches abhebt. Es ist die Tragik des Langobardenvolkes gewesen, daß es erst verhältnismäßig spät, im 6. Jahrhundert, nach Italien gelangt, zwar das erste Ziel erreichte, bei dem zweiten und größeren aber verständnislos versagte. Was vom Beginn der Völkerwanderung an die Germanen nach dem Süden geführt hatte, war der Wunsch nach Siedlungsland. Man erinnere sich daran, daß schon ein Jahrhundert vor Christus die Zimbern und Teutonen das in dem gescheiterten Versuch friedlicher Verhandlungen mit den Römern hervorhoben. Solange das weströmische Reich bestand, konnte es sich also nur darum handeln, ob und in welcher Form es gelingen könne, die Anwesenheit seßhaft werdender Germanenstämme mit der Souveränität des Reiches zu vereinigen.

Man weiß, daß die Aufgabe scheiterte, weil lebensvolle Kraft nur mehr auf der Seite derer vorhanden war, die die ererbte Souveränität eben nicht besaßen, und so erlag im 5. Jahrhundert das Reich den ununterbrochenen Angriffen der Germanen auf seinen Bestand. Es erhob sich nun die Preisfrage, wem es gelingen werde, ein neues Reich zu schaffen, denn an eine

dauernde Behauptung Italiens durch Ostrom hat niemand zu glauben vermocht. An dieser Aufgabe mußten die Ostgoten scheitern, weil sie nach dem Tode Theoderichs keine genügend staatsbildenden Elemente besaßen und durch die ausschließliche Inanspruchnahme der Westgoten in Spanien dieser stammesbrüderlichen Hilfe beraubt waren. Nächst ihnen hat die Weltgeschichte den Langobarden die große Aufgabe gestellt, aber sie haben sie im Gegensatz zu den Goten nicht lösen wollen, weil sie sie nicht erfaßt hatten. Die Vorbedingungen dafür waren vorhanden. Ein festgefügtes Stammesreich in Oberitalien, das zwei Jahrhunderte überdauern sollte. Darüber hinaus ein erfolgreicher Vorstoß in den italienischen Süden mit der Eroberung der drei Fürstentümer. Die geschichtliche Bedeutung dieser stets zu wenig beachteten Langobardenherrschaft in Süditalien hätte nun gerade darin liegen müssen, daß sich durch sie die Beseitigung der Reste der Griechenherrschaft in Neapel und Apulien erreichen ließ. Dann aber war schon fünf Jahrhunderte früher die Lage gegeben, die die Erwerbung Süditaliens durch die Staufer schaffen sollte, nämlich die Umklammerung der Papstherrschaft durch dasselbe Reich von Süden und von Norden, aber mit einem welthistorisch sich auswirkenden Unterschied: Im 13. Jahrhundert hatte das Papsttum nach Gregor VII. und Innozenz III. die äußere und innere Macht erlangt, die ihm gestattete, über die Staufer zu siegen. Im 7. Jahrhundert besaß es diese Macht noch nicht. Und deshalb hätten die Langobarden erreichen können, was dann im Jahre 800 Karl dem Großen und den Franken gelang.

Nichts aber beweist besser die Lebensfähigkeit der langobardischen Staatengründung als die erfolgreiche Zähigkeit, mit der sich die Langobarden im Süden trotz ihrer tragischen Isolierung noch drei Jahrhunderte zu halten vermochten, auch nachdem der große welthistorische Augenblick für ihren Stamm unwiderbringlich verloren war.

Dieses Land bestand nun damals noch aus drei Fürstentümern, die wiederum in der Hauptsache sich um die drei Hauptstädte lagerten: Salerno, Benevent und Capua. Und wenn wir heute die Spuren der Langobarden in Süditalien suchen, so sind es diese drei Städte, an die wir uns halten müssen. Reich an historischen Erinnerungen und umweht von dem Hauch einer zweitausendjährigen Vergangenheit führen sie heute trotzdem alle drei das Dasein stiller Provinzorte. Bei dem in der Nachkriegszeit so stark gewachsenen Herdentrieb der Italienreisenden, die das Pauschalsystem bevorzugen und nur selten mit eigenen Absichten vom Wege abweichen, lernen nur sehr wenige Fremde die einstigen Langobardenstädte kennen. Und doch sind sie leicht erreichbar. Salerno an der großen Bahnlinie, die von Neapel nach Kalabrien und Sizilien führt, wird von allen berührt, die außerdem



Der Langobarden-Herzog Arechis von Benevent als Bauherr

Nach einer Miniatur in der Chronik des Sophienklosters zu Benevent im Vatikanischen Archiv, Rom (Cod. Vat. Lat. 4939)

Paestum besuchen, aber nur wenige von den zahlreichen Automobilen halten in der Stadt länger, als zu einem flüchtigen Besuch des Doms gehört. Capua hat auch seine letzten Fremden verloren, seit 1927 die neue Schnellbahn Rom—Neapel den Verkehr zwischen den beiden Städten von der Linie über Cassino und Capua fortlenkte. Und Benevent endlich hat von jeher abseits der Reiserouten gelegen wie fast ganz Apulien, zu dem es die Eingangspforte bildet, obwohl heute mit der neuen elektrischen Schnellbahn Benevent von Neapel in wenig mehr als einer Stunde erreichbar ist.

Dazu kommt nun allerdings, daß, wer den Spuren der Langobarden in den drei Städten nachgeht, darauf gefaßt sein muß, keine Bauten ersten Ranges zu finden. Zu diesen haben die germanischen Fürsten im italienischen Süden drei Jahrhunderte lang, sich selber überlassen, weder Macht noch Mittel gehabt, und außerdem sind in einem Jahrtausend zu viel wechselvolle Schicksale über ihren einstigen Besitz dahingegangen. Auf die Normannen folgten in ganz Süditalien deutsche Staufer und französische Anjou, spanische Aragonesen und österreichische Habsburger, endlich Bourbonen, Napoleoniden und dann nach mehr als tausendjähriger Fremdherrschaft 1861 das italienische Einheitskönigreich. Jede Epoche und jede Dynastie hat zerstört und gebaut. Historischer Sinn ist ihnen desto mehr abgegangen, je „moderner" sie wurden. Das barocke 18. Jahrhundert, das in der Basilika von Santa Chiara in Neapel Giottos Fresken mit Kalk bewarf, hat auch anderswo gewütet. Also nur liebevollem Nachgehen bieten sich noch die Erinnerungen an die Langobarden.

Salerno war damals nicht nur Hauptstadt eines Fürstentums, sondern auch durch seine medizinische Fakultät als Kulturzentrum weltberühmt. Als Robert Guiscard sich anschickte, Salerno zu erobern, begründete er das dem letzten Langobardenfürsten Gisulf II., seinem Schwager, ausdrücklich mit der Notwendigkeit ein solches Zentrum als Hauptstadt des neuen Normannenstaates zu gewinnen. Und Gisulf erlag nach tapferer Gegenwehr.

Aus dem langobardischen Salerno tritt uns bei einem Besuch noch heute als hauptsächlicher Bauherr der Langobardenfürst Arechis entgegen, der im 8. Jahrhundert lebte. Er war der Herrscher des kleinen Staates, als Karl der Große das langobardische Mutterreich in Oberitalien zerstörte. Arechis erlag ebensowenig wie seine Landsleute in Benevent und Capua der Versuchung, sich um jeden Preis zum Rächer des entthronten Desiderius in Pavia zu machen. So gelang es klugem Lavieren, die Franken auf die Dauer Unteritalien fernzuhalten. Statt dessen hat aber Arechis für alle künftigen Fälle Salerno befestigt. So entstand die Burg, deren Reste noch heute die Stadt überragen und in deren Mauern dann 1077 Fürst Gisulf

seinen letzten Kampf ausfocht. Sie ist von Arechis nicht aus dem Nichts erschaffen worden, denn der zweihundertfünfundsiebzig Meter über den Golf aufragende Burgberg trug schon im Altertum die Arx der Römer. Die Langobarden erweiterten den Bau, die Normannen verstärkten ihn noch. Dagegen geriet er unter den Staufern in Verfall, für die Salerno keine militärische Bedeutung hatte. Wer heute den steilen, steinübersäten Fußpfad nicht scheut, der wird durch eine zauberhafte Aussicht auf die Golfe von Salerno und Amalfi belohnt. Die wuchtigen Mauerreste der Burg Arechis bieten dann schattigen Schutz vor der südlichen Sonne. Unterhalb der Burg hat sich auf halbem Wege noch ein Kirchlein, San Lorenzo, erhalten, das aus dem 9. Jahrhundert, also auch aus der Langobardenzeit stammt.

Auch in der Stadt selber hat Arechis gebaut. Von seinem Palast sind noch zwei Tore und eine Säule erhalten. Der Arco Arechi, wie man noch heute den Torbogen nennt, führt zu einer kleinen Kirche, der Basilichetta del Crocefisso, die wohl ursprünglich Arechis Palastkapelle war. Jedenfalls war hier vom 8. bis 10. Jahrhundert der Regierungssitz der langobardischen Fürsten. Erst mit dem Beginn der Normanneneinfälle von 1040 scheinen sie sich auf die Burg konzentriert zu haben.

Noch zwei Tore von Salerno erinnern an andere Langobardenfürsten, das Tor des Rateprand und das Tor des Ratesi, beides wehrhafte Stadttore des alten Salerno. Ebenfalls aus jener Zeit stammen die kleine Basilika des heiligen Alfonso und vor allem das Portal des berühmten Domes. Dieser ist ein Neubau von Robert Guiscard aus den Jahren 1075 bis 1086. Gewissermaßen der bauliche Beginn der normannischen Herrschaft, ein beabsichtigter augenfälliger Beweis, daß die neuen Herren der Stadt alles Interesse widmen wollten. Zur Langobardenzeit stand hier eine Klosterkirche San Lazzaro, in deren anstoßenden Klosterhöfen die medizinische Fakultät untergebracht war. Das heutige romanische Domportal war das langobardische Portal der Klosterkirche, das dann die Erbauer in ihr Werk einbezogen haben.

So dürftig also eigentlich die Baureste in Salerno sind, so entlassen sie doch den deutschen Besucher mit dem unverkennbaren Eindruck germanischer Erinnerungen an die einstige Stadt der Gisulf und Arechis, Rateprand und Rotesi.

Was es im frühen Mittelalter bedeutete, ob eine Stadt wie Salerno abseits der Heerstraßen oder wie Capua an den großen Heerstraßen lag, das kann jeder Besuch solcher Städte lehren. Das antike Capua wurde 856 nach Christi Geburt von seinen Bewohnern verlassen, die das heutige gründeten. Das war also schon mitten in der Zeit der Langobardenherrschaft in

Süditalien. Für die heutige Stadt also hat diese Herrschaft knapp zwei Jahr-hunderte gedauert. Und ununterbrochen hat sich die Stadt gegen Sarazenen, Byzantiner und zuletzt Normannen verteidigen müssen. Für die häufigen Zerstörungen kommt aber natürlich auch die spätere Zeit in Betracht. Außer der fast völligen Vernichtung Capuas und seiner Einwohner durch Cäsar Borgia 1501, hatte Capua schon vorher 1421 und 1437 und nachher 1707, 1734, 1799, 1806 und 1860 Belagerungen und Kämpfe zu bestehen. Nimmt man dazu die bis vor wenigen Jahrzehnten geringe Obsorge für altertümliche Reste, so erklärt sich vollauf das geringe Ergebnis, wenn man die Stadt nach Resten der Langobardenherrschaft durchstreift.

Sie finden sich eigentlich nur mehr an einer einzigen Stelle, die auch den Namen Via Principi Langobardi führt. Dieser Name stammt von der Auffindung eines kleinen alten Friedhofs im Hof, der zwei kleine Kirchen verbindet. Im Jahr 960 stiftete die Langobardenfürstin Adelgrima hier zwei Kirchen, die sich zweifellos an ihre Hofhaltung baulich anschlossen und daher beide den Zusatz „in Corte" führen. Seit 1928 hat man diese Baulich-keiten aus dem Gewirr schmutziger Gassen herauszuschälen sich bemüht. Von der Kirche San Giovanni in Corte stammen aus der Langobardenzeit mit Sicherheit nur zwei Bogen der Sakristei, gestützt auf Säulen mit schönem romanischem Kapitell. San Salvatore in Corte hat hingegen das Portal aus dem Ende des ersten Jahrtausends bewahrt, und es ist nicht aus-geschlossen, daß die vorsichtigen und langsamen Restaurierungsarbeiten noch Reste auch im Inneren der Kirche zutage fördern. In einem kleinen Hof, der heute von San Giovanni aus zugänglich ist, wurden die Langobarden-fürsten der Zeit begraben. Es sind vier Grabsteine erhalten: zwei mit schwergerüsteten Männergestalten, zwei mit Frauen, von denen eine wohl die Stifterin Adelgrima ist. So wahren sie dort nach einem weiteren Jahr-tausend die Erinnerung an die germanische Zeit.

Einen anderen Charakter endlich trägt ein Besuch in der dritten, zugleich der ältesten und mächtigsten Langobardenstadt im italienischen Süden Bene-vent. Es ist, wenn man aus Capua kommt, Tag und Nacht. Capua, die Kleinstadt mit finsteren Gassen und an die Festungszeit gemahnenden Wällen und Gräben. Benevent die helle, modern wirkende Provinzhauptstadt in blühender Ebene im Kranz grüner Berge. Das neue Benevent hat sich neben dem alten ausgedehnt und daher stört die Entwicklung die Erinnerung an die Vergangenheit nicht. Was die Langobardenperiode betrifft, so wird diese Vergangenheit in erster Linie gekennzeichnet durch die Überreste der lango-bardischen Stadtmauern. Es haben sich außer verstreuten Mauerresten zwei der alten Wehrtürme erhalten, die Torre de Simone und die Torre della

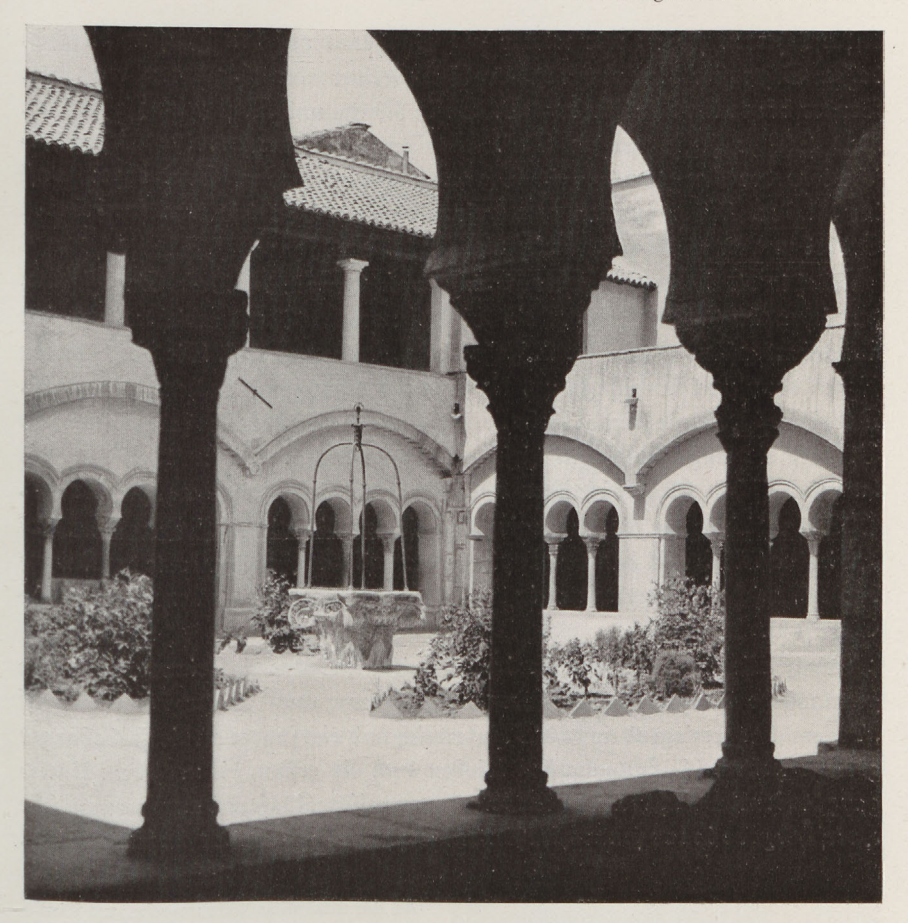




Die Torre della Catena in Benevent

Catena. Auch hier treffen wir als Bauherrn den uns schon von Salerno bekannten Herzog Arechis, der dann von Benevent 758 bis 787 seine Herrschaft über die anderen Gebiete des Südens ausdehnte, soweit sie nicht unter griechischer Herrschaft standen. Von seinen Vorgängern – der erste Herzog war Zotto (571 bis 591) – ist uns nichts erhalten. Unter seinen Nachfolgern ragen die Fürsten Rodelgisel und Siconolf hervor. Der letzte Herzog, der 1033 den Normannen erlag, war Landolf V.

Unter den langobardischen Bauresten ist einer, der für den Deutschen eine besondere Erinnerung darstellt, die aus der Langobardenzeit in die Tragödie der Staufer übergreift. Benevent liegt an dem kleinen Fluß Calore, ihn überbrückten die Langobarden mit dem Ponte della Maurella in der unmittelbaren Nähe der Stadt. Über diese Brücke zog am 26. Februar 1266 hochgemut König Manfred, sich Karl von Anjou zur Schlacht zu stellen. Er



Im Kreuzgang des ehemaligen Benediktinerinnenklosters Santa Sofia zu Benevent

verlor Schlacht, Thron und Leben. Bei der Brücke der Langobarden begruben ihn die Seinen, kaum daß sie das Stadtgebiet wieder erreicht hatten, nachdem es ihnen nach acht Tagen gelungen war, seine Leiche unter einem Haufen Erschlagener zu finden. Es ist das Grabmal in co del ponte presso a Benevento, dem Dante zweiundvierzig Verse im dritten Gesang des Purgatorio widmet. Dort spricht er auch von jenem Erzbischof von Cosenza, der im Auftrag des Papstes die Gebeine Manfreds dort an der Brücke ausgraben ließ und in den Liris warf. Heute also ist der Rest des Ponte della Maurella keine staufische, sondern nur mehr eine langobardische Erinnerung.

Die hauptsächlichsten Bauwerke, die sich aus jener Frühzeit in Benevent erhalten haben, sind die Kathedrale und die Kirche der heiligen Sofia. Bei

dieser letzteren stoßen wir wieder als Bauherrn auf den Fürsten Arechis, dessen Schwester Gariperga in den Benediktinerorden eingetreten war. Der Bruder baute der Äbtissin von S. Sofia Kirche und Kloster im Jahre 760. Das Kloster hatte großen Ruf. Als Paulus Diaconus, der Geschichtsschreiber der Langobarden, in Benevent weilte, war er Garipergas Gast im Kloster. Leider ist von dem ursprünglichen Bau seit dem furchtbaren Erdbeben von 1668 nicht mehr viel übrig.

Tief in die Langobardenzeit hinein reicht hingegen der Dom San Fotino, den schon im 7. Jahrhundert ein Bischof namens David errichtete und der Langobardenfürst Sicon im 9. Jahrhundert umbauen ließ. Die Normannen fügten dann zwei Schiffe hinzu, die Staufer errichteten die heutige Fassade. Dabei zerstörten sie eine Vorhalle der langobardischen Kathedrale und die Gräber, die rings umher in dieser Vorhalle lagen. Sie retteten aber die langobardischen Grabinschriften und mauerten sie in die neue Fassade ein.

Sehr wichtig für die Kenntnis der Zeit sind die reichen Pergamenturkunden in der Bibliothek des Domkapitels, die fast alle Jahrhunderte der Langobardenherrschaft vertreten und in der besonderen sogenannten beneventanischen Schrift verfaßt sind.

So ist also in keiner Weise hier im italienischen Süden die Erinnerung an jene germanische Frühzeit geschwunden. Mag man auch später beim Begriff „Tedeschi" vorwiegend an das Stauferreich und viel später an die Habsburger gedacht haben, die Langobarden blieben doch die ersten, die nach dem Untergang der spurlos verschwundenen Goten germanische Kraft und auch germanische Herrschergabe in den sonnenstrahlenden Gefilden Campaniens entfaltet haben.



An der unzählige Male umgebauten Kirche S. Sofia in Benevent erinnert nur noch das auch von außen sichtbare, innen von Säulen getragene überhöhte Sechseck in der Mitte an die Langobardenzeit

Phot.: Archivbild (1), Enit (4), Biblioteca Hertziana (1)



(Archivbild)

Friedrich Lange

Vorkämpfer und Verfechter des reinen Deutschtums

VON FRIEDRICH DÜSEL

Wann hätte ein Journalist der alten Generation den Weg zu seinem Berufe jemals anders als gegen den Rat und Willen seiner Familie gefunden? Auch Friedrich Lange, dem am 10. Januar 1852 geborenen Sohn einer Goslarer Handwerkerfamilie, ist es nicht besser ergangen. Studieren — ja, auch Philosophie und Geschichte, wohin den Achtzehnjährigen die historischen Erinnerungen der alten Kaiserstadt und die Erlebnisse der Jahre 1864 und 1866 riefen, aber doch für das Staatsexamen und den Lehrerberuf! In den Krieg gegen Frankreich hatte er seiner schwächlichen Gesundheit wegen nicht mitziehen dürfen. So mochte er einstweilen in der Göttinger Burschenschaft weiter den Stimmen nationaler Begeisterung lauschen und

sich von dem „pergamentenen Beigeschmack" der Altertumswissenschaft, wie sie damals auf der Georgia Augusta betrieben wurde, sein trotziges, aufs Lebendige und Gegenwärtige gerichtetes Deutschgefühl stärken lassen.

Übergroße Ehrfurcht vor der gelehrten Wissenschaft hat der 1873 zum Dr. phil. Promovierte von der Göttinger Universität nicht mitgenommen. Auch der unter seinen Lehrern allein geschätzte Hermann Lotze vermochte mit seinem philosophischen Bemühen um eine Versöhnung des Glaubens mit der Erscheinungswelt den eigenwilligen Schüler nur zu der „Freiheit" anzuleiten, daß er alsbald aller Philosophie den Rücken kehrte, um dafür um so entschlossener den Willen zur Tat, zur Tätigkeit für die Gesamtheit in sich aufzunehmen.

Ein wenig von dieser inneren Befriedigung mochte der Gymnasiallehrer in Wolfenbüttel und später in Hamburg wohl spüren, wenn er zwei Jahre lang junge Menschenkinder erzog und bildete, aber den Lehrtechniker und Lehrbeamten, den das Reglement von ihm forderte, konnte er sich nicht abzwingen. Seine Arbeit mußte freier, seine Wirksamkeit unmittelbarer und weiter sein. Also zur Presse, zur Zeitung, wozu auch schon bekundete schriftstellerische Begabung ermunterte! Das war in den Augen der Verwandten natürlich ein „Abstieg", für ihn selber aber die Gewißheit, daß er seinen Beruf nicht verfehlt, sondern gefunden hatte. Ja, mit Genugtuung spürte er schon während der fünf Jahre am „Braunschweiger Tageblatt", wie dieser Beruf ihm ein Werkzeug in die Hand gab, mit dem sich ins Ganze und für das Ganze wirken ließ.

Der Kreis seiner journalistischen Tätigkeit erweiterte sich beträchtlich, als der Dreißigjährige in die Schriftleitung der Berliner „Täglichen Rundschau" eintrat. Daß sich dieses kurz zuvor gegründete, auf rosa Papier gedruckte Blatt in seinem Untertitel als „Zeitung für Nichtpolitiker" bezeichnete, störte ihn zunächst nicht. Es hatte sich dadurch in einer Zeit rat- und ziellosen Parteizwistes raschen Erfolg geschaffen, es räumte mit seiner Haltung fort, was Lange in Braunschweig als Hemmnis seiner Feder empfunden hatte: die dumpfe Engigkeit eines kleinen Bundesstaates und den törichten Kraftverbrauch um einen Zoll mehr links oder rechts, es kam auch wohl Langes damals noch regem dichterischem Ehrgeiz entgegen, beschäftigten ihn doch ein humoristischer Roman („Harte Köpfe"), ein Epos („Lothar") und ein soziales Drama („Der Nächste"). Aber auf die Dauer vertrug sich solche Betonung des Unpolitischen mit dem Wesen der Tageszeitung nicht. Es stellten sich Zeichen der Ermüdung ein. So reifte der Entschluß, die mittlerweile etwas reizlos gewordene „nichtpolitische Morgensuppe" durch „Zukost" aufzufrischen, ernsthafter gesprochen: die Zeitung zu einem „Organ für nationale Politik" zu machen. Dafür bot sich gerade damals das

Thema der Kolonialpolitik sozusagen von selbst dar, war sie doch eben, dank dem 1882 gegründeten Deutschen Kolonialverein, im Begriff, flügge zu werden.

Damit hatte Lange eine Kampfbahn, in der er nach Lust und Neigung für feste nationale Ziele wirken konnte. Er tat es mit unermüdlichem Eifer in Berichten, Aufsätzen und Ansprachen, die erst das Herz, dann auch den Geldbeutel der Leser für tätige deutsche Kolonisation zu gewinnen wußten. Der größere Teil der Summe von 17000 Mark, mit der, nach Überwindung geradezu grotesker Schwierigkeiten, durch die von Dr. Karl Peters, Dr. Jühlke und Graf Joachim Pfeil geleitete Expedition der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" im Hinterland von Sansibar Ende 1884 die ersten 2500 Geviertmeilen ostafrikanischen Gebietes in deutschen Besitz kamen, war aus dem Leserkreise der „Täglichen Rundschau" geflossen – auf Nimmerwiedersehen für den Fall des Mißlingens, gegen reichlich bemessenen Landanteil im Falle des Erfolges. Nun, der Erfolg, sogar durch einen Kaiserlichen Schutzbrief bekräftigt, war da, mit ihm aber auch ein Rattenkönig neuer Anfeindungen, Mißhelligkeiten und Zerwürfnisse innerhalb der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft selbst, die als Trägerin der in Afrika erworbenen Rechte gegründet worden war. Die Freundschaft Lange-Peters ging darüber in die Brüche; Lange selbst zog sich schon Ende 1885 von der Sache zurück. Freilich nicht, ohne weiter – oft mit recht spitzer Feder – für seinen geistigen Anteil an dem kühnen Unternehmen zu streiten, aber zufrieden, daß der ideale Hauptzweck erreicht schien, nämlich den politischen Gesichtskreis der Deutschen durch diesen tatkräftigen Hinweis auf koloniale Arbeit zu weiten.

Den letzten, leider sehr ins Persönliche entglittenen Akt der Langeschen Kolonialpolitik erlebten wir jungen Mitarbeiter an seiner „Deutschen Zeitung" aus nächster Nähe, als Lange im Herbst 1896 seinen ehemaligen Freund Dr. Peters in einem Leitartikel als „Reisläufer" ansprach, der fähig sein könnte, im Groll gegen sein Vaterland den Coriolan zu spielen, das heißt, seine von Deutschland verschmähte Kraft den Engländern anzubieten. Es kam zu einer Gerichtsverhandlung, die auf einen lahmen Vergleich hinauslief. Ritterlicher beendete Lange selbst den Zusammenstoß durch die freiwillige Ehrenerklärung, die er für den alten Kampfgenossen acht Jahre später in seinen Kolonialpolitischen Erinnerungen ablegte. Im übrigen fand seine Wachsamkeit an dem System Kayser-Scharlach, ja ganz allgemein an dem schwerfälligen Geist des preußisch-deutschen Beamten- und Militärstaates, dem „wirklich Schuldigen", Angriffsflächen genug, seinen zornigen Eifer für unsre Kolonialbestrebungen so bald nicht erkalten zu lassen.

Freilich, an dem kolonialen Thema zum einseitigen Spezialisten zu werden, davor hütete er sich. Wenn einer, so hielt er geraden Kurs in Gesinnung und

Meinung, aber sein Schiff ließ es sich nicht nehmen, je nach der Zeitströmung verschiedene Küsten anzulaufen. Seine nationale Tatlust und sein journalistischer Sinn waren wendig genug, nach der Enttäuschung mit der Ostafrikanischen Gesellschaft alsbald ein neues Thema zu ergreifen: die Reform des höheren Schulwesens. Die Abwehrstellung gegen die Vorherrschaft der klassischen Bildung hatte er schon von der Universität mitgebracht; inzwischen war er zu dem realen Gedanken geführt worden, daß eine neue Schule geschaffen werden müsse, die eine gründliche Umwertung unsers bisherigen Bildungsbegriffes ins Nationale und Naturwissenschaftliche bewirke. All das hitzige Für und Wider, das sich bei der Verfolgung dieses Zieles ergab – auch innerhalb des 1889 von Lange mitbegründeten Vereins der Schulreform – braucht uns heute nicht mehr zu beschäftigen; geschichts- und gegenwartswichtig, zugleich bezeichnend für Langes Deutschtumsauffassung, bleibt die Kernidee einer lateinlosen sechsklassigen Grundschule, durch die auch eine soziale Gesundung erzielt werden sollte.

An dritter Stelle unter Langes Versuchen größeren Stils, über das gedruckte Wort hinaus den Deutschgedanken zu einer führenden und schaffenden Kraft zu machen, steht die Begründung des Deutschbundes (1894). Daß dieser Bund, wenn auch nur mit bescheidener Mitgliederzahl, heute noch lebt, verdankt er wohl der Tatsache, daß er mit Dreingabe des Menschlichen und Persönlichen am innerlichsten und geistigsten angelegt war: als „Probe einer Gemeinschaft von Menschen", die sich in deutsch-nationaler Welt- und Lebensanschauung freundschaftlich zusammengefunden und sie in sich nach vielen Seiten durchgearbeitet haben. Hier sollte einmal mehr im Stillen als im Lauten gewirkt, innere Kräfte sollten geweckt und gestärkt, von jedem Mitgliede sollte sein Tiefstes und Bestes gefordert werden – alles im Namen und zum Heile des Deutschtums des reinen Deutschtums, denn jüdisches Blut wurde als volksschädlich abgewehrt, nicht mit Gewalt und Lärm, sondern mit kalter Gelassenheit, still, aber beharrlich. Das glaubte man von den Mißerfolgen des damaligen Partei-Antisemitismus lernen zu können, ebenso wie von einer sich pharisäerhaft gebärdenden Deutschtümelei die Abwehr aller Sitten- und Splitterrichterei.

Innerhalb dieser Deutschgemeinde nun verfocht Lange als Bundeswart sein nationales Wirtschaftssystem, das von einer planmäßigen Stärkung und Sammlung des volkstumsbewußten gewerblichen Mittelstandes ausging; hier, auf den alljährlichen Hermannsfesten – vor dem Kaiserhause zu Goslar, auf der Rudelsburg, dem Kyffhäuser und an andern Gedenkstätten – hielt er seine aufrüttelnden vaterländischen Erbauungsreden. In der Folgezeit erwies sich allerdings immer deutlicher, daß innerhalb des Bundes nur die geistigen Aufgaben tiefer aufgegriffen wurden und auch die nur im

persönlichen und örtlichen Rahmen. So beschied man sich, als die politische Energie zur Behandlung der Massen versagte, mit einer durch Umfrage entstandenen Zusammenstellung der fünfzig besten Deutschschriften, gab ein Verzeichnis deutscher Ortsnamen in Österreich-Ungarn heraus, um vom Reiche her die Zwangstaufen der Magyaren, Tschechen und Polen an deutschen Ortsnamen zu durchkreuzen, unterstützte die von Dr. Langhans entworfenen Karten über die Verbreitung des Deutschtums auf der Erde und sprang auch sonst manchem nationalen Bemühen zu Hilfe.

Bald nach Gründung des Deutschbundes hatte sich Langes journalistische Stellung entscheidend geändert. Seit er im Jahre 1884 für die nationalpolitische Führung der „Täglichen Rundschau“ freiere Hand bekommen hatte, war sie immer mehr Ausdruck seiner eigensten Persönlichkeit geworden. Das mochte einem Verleger, der sich als „Besitzer“ des Blattes fühlte, auf die Dauer nicht behagen. So begannen für Lange, zumal nach dem Tode seines alten Verlegers Brigl (Ende 1892), die kritischen Tage an der ihm so lieb gewordenen Wirkungsstätte. „Es kam ein neuer Pharao auf in Ägypten, der wußte nichts von Joseph“ . . . Man ließ ihn noch die „Volksrundschau“ aufbauen, ein billigeres und populäreres Blatt desselben Verlages, das auch den kleinen Mann für die Deutschbewegung gewinnen sollte – dann, nach vierzehnjähriger Arbeit, bekam er, kurz vor Schluß des Jahres 1895, seinen Abschied „nach Art eines abgelohnten Handlangers“, wie er mit begreiflicher Bitterkeit sagte.

Doch der eben erst Vierundvierzigjährige war nicht gesonnen, sich schon aufs Faulbett zu strecken. Sobald sich ihm – durch ein großherziges Anerbieten des Freiherrn Georg von Stößel und das tatwillige Vertrauen des jungen Deutschbundes – die Mittel dazu boten, faßte er den Plan für eine neue nationale Zeitungsgründung, und schon am 1. April 1896, an Bismarcks 81. Geburtstage, erschien die erste Nummer der „Deutschen Zeitung“.

Es war gewiß das gute Recht dieses „Unabhängigen Tageblattes für nationale Politik“, sich die Form zu geben oder zu nehmen, die zuletzt die „Tägliche Rundschau“ gewonnen hatte – auch mit der täglichen vierseitigen Unterhaltungsbeilage, die, zunächst unter Lienhards Leitung, gleich auf einen bemerkenswert hohen Stand gebracht wurde. Aber mit dieser anspruchsvollen Gestaltung lud sich der Herausgeber eine geschäftliche Sorge auf, die hinfort kaum von ihm wich und in Zeiten besonderer Bedrängnis, wie namentlich im Frühjahr 1899, schier Unmenschliches von ihm verlangte. Wenn wir jungen Mitarbeiter den untersetzten, stämmig gebauten Mann mit der hohen Stirn und den umbuschten feurigen Augen dann morgens willensmutig gestrafft federnden Schrittes in die Redaktionsstuben treten sahen, so schüttelten wir wohl den Kopf über das, was er unsrer Spannkraft

an täglicher Leistung zumutete – und wußten nicht, daß er nach schlafloser Nacht eine hundertmal schwerere Last in den Tag hineintrug als wir! Manchmal wollte sich die Sorge wohl gar auch bei uns einnisten. Dann sprang Fritz Lienhard (Fritz schrieb er sich damals noch) auf den Tisch, ließ sich das in der Schublade verborgene Waldhorn reichen und schmetterte eine elsässische Heimatmelodie durch die Räume. Das Kopfschütteln ging dann wohl auf unsern Herrn Herausgeber über, aber die Falten auf seiner Stirne fingen doch an, sich zu glätten.

Was Lange mit Hilfe eines kleinen Stabes gesinnungsfester Schriftleiter und sorgfältig gesiebter Mitarbeiter in seiner „Deutschen Zeitung" vertrat und verfocht, unterschied sich in der Haltung nicht wesentlich von der „Täglichen Rundschau", wie sie sich unter ihm zuletzt ausgebildet hatte. Nur daß Strategie und Taktik hinfort noch entschiedener und einheitlicher wurden – im politischen und feuilletonistischen Teil der Zeitung, denn das gehörte mit zu ihrem Charakter, daß beide, im Gegensatz zu der Hauptmasse der damaligen deutschen Presse, an einem Strange zogen und zum selben Ziele strebten.

Nach wie vor blieb für Lange das Nationalitätsprinzip der leitende Gedanke aller Politik, die innere Erneuerung des deutschen Volkstums die Hauptaufgabe als Folge und notwendige Ergänzung des äußeren von Bismarck geleisteten, aber nicht zu Ende geführten Einigungswerkes. Kampf bis aufs Messer dem morbus internationalitatis, dieser „partiellen" Lähmung des Nationalbewußtseins; ein handfester deutscher Egoismus bei all unsern politischen Handlungen, auf daß die Deutschesten sich bei allem, was geschieht, am wohlsten, die andern sich unbehaglich fühlen! Deutsch ist tätige Lebensfreude, edle Selbstbestimmung zum Guten, Gelassenheit in Leben und Sterben; deutsch heißt arbeiten, ordnen, etwas ausrichten und es am Ende auf die Kinder vererben: über uns allein als Richter der eingeborene Idealismus unsers Volkstums! Doch wie das Nationalbewußtsein sich vor Überspannung hüten und stets nach Vertiefung ringen muß, so soll das Volkstum sich wohl in sich selber ungeschmälert und ungestört erhalten, sich aber nicht anderm Volkstum mit willkürlichen Forderungen aufzwingen – sonst entartet es zum Chauvinismus. Auch darf das Nationalbewußtsein nie den Blick auf das Ewig-Menschliche verlieren, denn der letzte Wert einer Nationalität kann nur nach dem gemessen werden, was sie zur Förderung der ganzen Menschheit beigetragen hat.

So hoch Lange den nationalen Gedanken stellte, so wenig konnte er es für Gewinn halten, wenn allmählich das Individuelle von dem Generellen, möge man es Gesellschaft, Staat, Volk oder Nation nennen, völlig überwaschen und aufgelöst würde. Im Gegenteil, er anerkannte im geordneten Zusammenleben der Menschen viele Gebiete höchster Interessen, von der

Religion bis zur Politik, auf denen die Persönlichkeit das Schöpferische, die Allgemeinheit nur der Stoff ist, der von der schöpferischen Kraft erst Leben und Gestalt erhält. Persönlichkeit macht den guten Lehrer, Persönlichkeit adelt die Kunst, Persönlichkeit schützt gegen Ordens- und Titelsucht, gegen Überschätzung von Uniform, Beamtentum und Bürokratie, dieses bedenkliche Erbtum des alten Preußenstaates. Lernt vor allem die Persönlichkeit des andern dulden, sonst droht uns nur Chinesentum! „Duldung ist und bleibt der tiefste ethische Nutzen alles menschlichen Verkehrs."

Am wenigsten, meinte Lange, ließe sich dies Bollwerk der Persönlichkeit im Abwehrkampf gegen die Sozialdemokratie entbehren. Dabei trennte er Sozialdemokratie scharf von sozialer Bewegung. Deren ideale Forderungen wußte er als Zuwachs unsrer nationalen Kraft wohl zu würdigen. Jedem Arbeiter um der Arbeit willen den menschlichen und gesellschaftlichen Vollwert zu sichern, wäre das nicht geradezu eine Wiedergeburt unsers nationalen Lebens? Und läßt sich nicht schon erkennen, daß der Sozialismus ganz allmählich und verschwiegen zu einer Herzenssache des deutschen Volkes geworden, die deutsche Sittlichkeit zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen ist?

Was unerschütterlich in ihm feststand und mit den Jahren immer unbedingter wurde, war seine Überzeugung von dem geistigen und politischen Vorrang der germanischen Rasse. Obgleich er, nach dem bescheidenen Stande der Rassenforschung zu Ende des Jahrhunderts, daran zweifelte, daß wir auf anthropologischem Wege jemals dahin gelangen würden, das Inventarium des reinen Deutschtums aufzustellen, trug er kein Bedenken, das Erbteil der Art, unser Blut, für den einzigen wahren und unbeschränkten Souverän unsers Lebens, nicht nur des körperlichen, sondern auch des geistigen, sittlichen und religiösen, zu erklären.

Damit steht er vor der Judenfrage, die, als er sie zuerst aufgriff, auch für die Rechtspresse noch ein heißes Eisen war und erst aus den religiösen und humanitären Bemäntelungen herausgeschält werden mußte, um als Rassenangelegenheit begriffen zu werden. Er behandelte sie als „Charakterfrage" ohne Haß, mit kühlem Maß des Notwendigen und Erträglichen, in betontem Abstand von jeder demagogischen Hetze, ja sogar mit ausgesprochener Achtung vor dem politischen Volk des Alten Testaments. Er sah sie allein von der Empore seines deutschen Volkes, als ein Element, und „keineswegs das wichtigste", einer viel weiter und höher greifenden nationalen Weltanschauung und Politik.

Die Rassenbewahrung und der Schutz des deutschen Blutes führen den Vorkämpfer des reinen Deutschtums zu den Fragen der Volksgesundheit und der Eheüberwachung. Hat es noch Sinn und Verstand, fragt er sich, wenn wir durch kein Gesetz der Abwehr gesundes Blut vor ungesundem behüten,

sondern dem Siechen, dem Entnervten, ja dem offenkundig Verseuchten gestatten, im ehelichen Bunde Kinder zu zeugen, ihnen selber zur Qual für ein im Mutterschoße bereits verstümmeltes Leben und unserm Volke je länger desto schlimmer zur Entartung? Wir sollten geradezu Preise ausschreiben für kräftigen Nachwuchs, sollten allen mit geschlechtlichen Krankheiten und mit erblichem Siechtum Behafteten das Heiraten möglichst erschweren. Ahnentafeln und Geschlechterverzeichnisse, öffentlich eingeführt, müßten helfen, uns zur Aufmerksamkeit und zur Ehrfurcht vor dem Werte des guten Blutes zu erziehen.

Über den Widerstand, den die christliche Kirche, zumal die katholische, diesen Ideen entgegensetzen werde, war er sich klar. Aber Deutschtum ging ihm eben über Christentum; germanisch war in seinen Augen von allem Anfang an schon christlich, „vielleicht sogar sittlicher als christlich". Man hat ihm nachgesagt, er habe Kirche und Christentum abschaffen, habe an Christi Stelle den Nationalheiligen Bismarck setzen wollen. Das zu verkünden, hätte ihm schon seine Klugheit verboten und erst recht Herz und Gemüt, die für die Poesie des deutschen Gotteshauses und des deutschen Pfarrhauses bewegte Worte kindlicher Verehrung gefunden haben. Aber daß das Christentum allmählich in neue, volkstümlich beseelte, naturwissenschaftlich gestützte Lebensformen werde übergehen können, hielt er für möglich, wohl gar für wünschenswert.

Ein so mit nationaler Weltanschauung vollgesogener Journalist konnte auch der zeitgenössischen Kunst und Dichtung gegenüber nicht anders als fragen, was deutsch an ihr sei und wie sie sich zu Vaterland und Volkstum stelle. Ihm galt nur der Dichter als im wahren Sinne national, der den Volksgenossen zu fühlen gibt, daß alles, was sie selbst nach ihrer angeborenen Art empfinden, in seiner Seele eine Heimstätte hat und daraus widerklingt, nur reiner und edler und so den Leser über sich emporhebend. Weit entfernt davon, den aufstrebenden Dichtern und Künstlern Rezepte schreiben zu wollen, gab er ihnen doch zu bedenken, daß die deutsche Volksseele selber schließlich über ihre Schöpfungen zu Gerichte sitzen werde. Er liebte das Bodenständige, das Gerade und Gesunde, das Natürliche und Kindliche. Luther, Hans Sachs, Grimmelshausen, Herder, Bürger, einige Romantiker — das waren so seine Lieblinge. Gegen Wagners Musik hegte er starke Bedenken: ihm schien sie mehr absichtsvoll als naiv, und er fand, daß sie im Gegensatz zu Bach, Beethoven, Mozart und Haydn der eigentlichen deutschen Schlichtheit entbehre. Aber auch in Nietzsche vermochte er nur den „elektrischen Denker", den zwar bestrickenden, aber „durch und durch unsoliden Luftarchitekten" zu erkennen, aus dem jeder Hansnarr das aristokratische Parfüm der eignen Einbildung destillieren könne. Um so unbedingter war seine Hochachtung vor

Gobineau und dessen einfach-großer, herber Botschaft von dem „in aller Menschengeschichte allein entscheidenden Werte des Blutes der arischen und seiner höchsten Blüte, der germanischen Rasse".

Dies sind nur einige, aber die wichtigsten Gedankengänge, aus denen sich Langes Weltanschauung vom „Reinen Deutschtum" aufbaute. Er hat sie niedergelegt in der so betitelten Sammlung von Aufsätzen und Reden aus den Jahren 1890–1904 (Berlin, Alex. Duncker), die sich mit Recht „Grundzüge einer nationalen Weltanschauung" zubenennt. Alle diese Auslassungen sind auf Kampf gestimmt und von einem harten Willen, zu erziehen und zu bessern gestählt.

Seinen streitbarsten, kühnsten und schöpferischsten politischen Gedanken, die nationale Reform unsers Parteiwesens, zum Siege zu führen, war ihm trotz aller Zähigkeit, die er daran setzte, nicht mehr vergönnt. Man stelle sich vor, was das um die Jahrhundertwende bedeuten wollte: eine nationale Sammlung ohne Hilfe der Regierung und gegen den Widerstand der Fraktionen! Seinen ersten Anlauf dazu machte er 1896 mit dem „Deutsch-Kartell". Dieses Beginnen schlug so gründlich fehl, daß er erst fünf Jahre später den Mut fand, es mit einer Rundreise durch 240 Städte zu wiederholen. Nun konnte zwar der Nationale Reichsverband gegründet werden, als „beste Methode der nationalen Vermittlung bei den Wahlen", aber auch dessen praktische Erfolge mußte ein Realpolitiker beschämend gering finden.

Die „Deutsche Zeitung" hatte inzwischen unverkennbar an Einfluß und Ansehen gewonnen. Aus den geschäftlichen Sorgen kam sie trotzdem kaum je heraus. Auch nicht, als sie ihre tägliche Unterhaltungsbeilage in eine Wochenschrift („Deutsche Welt") verwandelte und der Bezieherstand sich beträchtlich hob. Kein Wunder, daß die Widerstandskraft auch eines so zähen Willensmenschen, wie Lange es war, zwischen den Mühlsteinen der sich einmischenden wechselnden Instanzen langsam zerrieben wurde. Im Sommer 1912 zog sich der Sechzigjährige, gewiß schweren Herzens, von seiner Gründung zurück, um seinen Lebensabend fern vom Tumult der Großstadt in Detmold, am Fuße des ihm früh zum Sinnbild seiner Arbeit gewordenen Hermannsdenkmals, zu verbringen. Aber die Jahre der Ruhe wurden kein Balsam für einen Mann, der gewohnt war, allzeit gerüstet und gewappnet einherzuschreiten. Sein am 26. Dezember 1917 erfolgter Tod bewahrte ihn vor einem hoffnungslosen Siechtum, das zugleich Geist und Körper zu umklammern drohte.

DIE NOT DER WISSENSCHAFT

Von Eugen Diesel

Freie Forschung, ungehinderte Ausbreitung aller wissenschaftlichen Ergebnisse, ohne andere Begründung, als daß dies eben zu geschehen habe, unablässige Versuche, Weltbild, Religion, Sitte nach dem Stande der Wissenschaft auszurichten, hemmungslose Anwendung der wissenschaftlichen Forschung auf die Technik – solche Wirksamkeit war ein bis zwei Jahrhunderte lang sehr angesehen. Warum sollte es auf diese Weise nicht weiter gut gehen? Warum leben wir nicht mehr im freudigen Taumel des Fortschritts, wo es doch in der Tat auch heute nicht an großen Leistungen der Wissenschaft gebricht? Sind nicht unsere Vorfahren zu beneiden, die, beglückt darüber, daß sie Wahn und Aberglauben, Not und Armut bekämpften und mit klarer Tatkraft den Weg in ein neues Zeitalter bahnten, den Sieg der Wissenschaft als das höchste Ereignis der Weltgeschichte priesen?

Aber die unentwegte Wirksamkeit von Wissenschaft und Technik erschütterte die überkommenen Grundlagen von Gesellschaft, Kultur und Politik. Zwar hat sich die moderne Wissenschaft alsobald selbst als eine, und wie sie meinte, vernünftigere und bessere Grundlage empfohlen. Dabei übersahen ihre Vertreter, daß das Leben zu vielgestaltig ist, als daß es sich allein den Anweisungen der Wissenschaft fügte. Unter dem Gespinst der freien, ewig sich wandelnden Wissenschaft, welches das Leben überzog, verblieben Unsicherheit und Unbehagen. Diese Wissenschaft hatte dem Zustand der Menschheit großartige Züge aufgedrückt, vermochte aber nicht alles Erwartete oder Versprochene zu leisten, — auf all den Gebieten nämlich nicht, die ihrem Wesen nach sich der Einordnung und Beherrschung durch die eigentümliche Denkweise der modernen Wissenschaft entziehen. Zudem war ihre Entwicklung so geschwind, ihr Selbstvertrauen so grenzenlos, daß sie übersah, wie oft das seelische und soziale Leben im Widerspruch stand mit den Zuständen, die sich unter den ungehemmten Wirkungen der wissenschaftlich-technischen Arbeit einstellten.

Nach dem Weltkriege, der in seiner politischen und militärischen Eigenart ebenfalls den Einfluß des verwissenschaftlichten Lebens nicht verleugnet, begann dann die Beunruhigung über den neuen Weltzustand zu jener Erscheinung beizutragen, die man die Weltkrise nannte. Man brachte die offenbar drohende Gefahr eines Zusammenbruchs unserer Kultur in Zusammenhang mit der schrankenlosen Wirksamkeit von Wissenschaft und Technik. Man sprach damals bewundernd von der Weisheit früherer Epochen, etwa des Mittelalters, das in bewußter Voraussicht der zerstörenden Folgen einer ungehemmten Wissenschaft sich gegen die Freiheit des Geistes, des Wortes, der Wissenschaft gewandt und damit jahrhundertelang eine feste und, wie man meinte, der unseren überlegene Lebensform bewahrt habe. Man äußerte den Wunsch nach Einschränkung der wissenschaftlich-technischen Wirksamkeit und übersah hierbei die Unentrinnbarkeit des wissenschaftlichen Weges. Eine große Epoche von

Wissenschaft und Technik war bei der gegebenen Veranlagung des Europäers und unter den herrschenden Bedingungen einmal fällig gewesen. Diese Entwicklung konnte durch gemüthafte Wünsche nicht gehemmt werden.

Aber der mittelalterliche Widerstand gegen den wissenschaftlichen Weg und die Freiheit des Geistes war ganz einfach der Überzeugung entsprungen, daß die herrschenden Mächte und Dogmen bedroht seien. Es handelte sich um einen fast politisch bedingten Machtkampf, der dann schließlich zugunsten der Wissenschaft entschieden wurde. Wer von uns bereut im Ernst, daß jener über der Menschheit liegende Bann und Zwang gebrochen wurde? Nein, der wissenschaftliche „Aufbruch" der vergangenen Jahrhunderte ist und bleibt eines der großartigsten Ereignisse der Weltgeschichte. Seine beispiellosen Ergebnisse, sein unzweideutiger Sieg sind nur zu begreifen, weil er als tragende Idee ein Geschlecht nach dem anderen erfüllte und weil diese Idee im geistigen Wesen des Menschen begründet ist. Nun führte freilich die fast hemmungslose Ausnutzung dieses Sieges das herbei, was sich nach großen Siegen fast immer einzustellen pflegt: die Hybris, das heißt die Überhebung, die Maßlosigkeit, die Überzeugung, daß man die letzten Zauberformeln schon in der Hand habe oder bald gewinnen werde. Es stellten sich Totalitätsansprüche der Wissenschaft ein. Auf allen Lebensgebieten, auch dort, wo sie nichts zu suchen hatten, wollten nun die Wissenschaften herrschen, so daß eigentlich nur das wissenschaftlich Begründbare galt und nunmehr soziale und politische Zustände angestrebt wurden, die sich auf das freie Spiel der Wissenschaften und ihre Ergebnisse gründen sollten.

Dieser maßlose Herrschaftsanspruch der Wissenschaft auf das gesamte Dasein hat, wie wir alle wissen, Gegenkräfte erweckt, die entweder berufen sind, das wissenschaftliche Zeitalter zu beenden (womit auch unser ganzer Kulturaufbau zusammenbräche), oder aber die Wissenschaft zu den anderen Mächten des Lebens und der Völker ins rechte Verhältnis zu setzen und überhaupt ein neuartiges wissenschaftliches Leben zu begründen.

Das grenzenlose Ansehen der Art, wie es die Wissenschaft im 19. Jahrhundert besaß, ist dahin. Nicht, daß sie kein Ansehen hätte, aber das heute übliche Ansehen verleiht nicht mehr den alten Zauber, vielleicht sogar nicht die alte Opferwilligkeit, die alte Begeisterung, mit der man die Wissenschaft einst unterstützte. Es herrscht sogar einige Mattigkeit und Gleichgültigkeit schon deswegen, weil die Menschheit von den unerhörten politischen und sozialen Neuformungen in Spannung gehalten wird, aber auch, weil man an das Vorhandensein der Wissenschaft zu sehr gewohnt ist.

Man hat inzwischen auch philosophische Ausschau gehalten nach Mitteln, mit denen der schrankenlosen Zerfaserung des Geistes und des Willens, der Zersplitterung der Gesellschaft und des Lebensgefühles durch die Folgen der Wissenschaft und der Technik Einhalt geboten werden könnte. Man verkündete die höhere Bewertung des Charakters, die Vereinfachung der geistigen Haltung, die Zurückdrängung des Fortschrittglaubens. In Deutschland vor allem proklamierte man die Vorherrschaft des Grundsatzes der Nation vor

dem der „objektiven“ Wissenschaft und der unbedingten, also nicht an den nationalen Werten ausgerichteten Freiheit des Geistes. Natürlich ist man weit davon entfernt, den Wert der Wissenschaft überhaupt zu leugnen; aber ihr Herrschaftsanspruch im Sinne des 19. Jahrhunderts wird nicht mehr anerkannt. Die Wissenschaft hatte — das kann man ruhig feststellen — durch die Wirrnis des Zeitalters, für die sie zum Teil verantwortlich ist, einen gefährlichen Prestigeverlust erlitten. Diese Tatsache hat ihr Gutes, denn sie weist den Totalitätsanspruch der Wissenschaft zurück. Sie ist aber auch äußerst gefährlich, wenn die Wissenschaft einer Verachtung oder Vernachlässigung ausgesetzt würde, die auf groteske Weise über das Ziel schießt. Alles menschliche Tun und Lassen kann gute und böse Folgen haben, so natürlich auch Wissenschaft und Technik. Bei vielen anderen Gebieten, wie Politik, Religion, Handel, ist man seit Jahrhunderten auch an die üblen Folgen gewöhnt. Wissenschaft und Technik hingegen erweckten durch ihre neuartige Wirkungsweise während des Zeitalters des Fortschritts sehr optimistische Hoffnungen, die enttäuscht wurden, was nunmehr zu Anklagen führte, die man vor anderen Gebieten zu erheben sich abgewöhnt hatte.

Das heutige Verhältnis zur Wissenschaft in Deutschland ist ferner durch folgendes bestimmt: Eine von der objektiven Wissenschaft abhängige Haltung kann nicht die Kraft zu einem politischen Durchbruch liefern. Eine solche Kraft mußte aber zur Erzielung des Erfolges in Bewegung gebracht werden. Die Revolution konnte sich also nicht auf den wissenschaftlichen Typ stützen, sie benötigte den unbelasteten Glaubens- und Willenstyp. Somit trat dieser, oft durch jugendliche Menschen vertreten, nach der Umwälzung schlagartig als ein überall wahrnehmbares und wirkendes Element der Macht hervor.

Wiederholen wir: Durch die „Verwissenschaftlichung“ des Lebens hatte die Wissenschaft einen großen Prestigeverlust erlitten. Die Revolution brachte neue Werte und neue Typen zur Geltung. Ferner müssen die materiellen Hilfsquellen des Staates — das liegt im Wesen der Umwälzung — vielen politischen und sozialen Zwecken dienstbar gemacht werden, während in Deutschland und in der ganzen Welt die wirtschaftlichen Schwierigkeiten noch nicht überwunden sind. Kein Wunder, daß die Wissenschaft in seelische und praktische Bedrängnis geriet. Diese Bedrängnis ist nicht gewollt, sie ergab sich im Gefolge eines sehr verwickelten Vorganges, der in dieser Weise kaum vorauszusehen war. Kein vernünftiger und klarer Geist wird der Wissenschaft den Garaus machen wollen; aber im Getöse der Zeit ist die Wissenschaft in eine Lage geraten, die zuweilen bedrohlich genug erscheint und die geändert werden muß, wenn wir im Wettkampf der Nationen bestehen wollen.

Unsere Zeit bekennt sich ja auf ihre Weise ebenso stark zur Wissenschaft und zur Technik wie das 19. Jahrhundert. Die Freude an der Wissenschaft ist freilich gedämpfter. Dazu errichtet die Not des Zeitalters Hemmnisse und Schranken. Aber eine seelische Gegenbewegung gegen den Totalanspruch der Wissenschaft begrüßen wir fast alle. Wir treffen sogar auf hervorragende Leute aus dem traditionellen Lager der Wissenschaft, der

Technik, der Industrie, die von Zweifeln geplagt sind und nunmehr in der negativen Beurteilung von Wissenschaft und Technik übers Ziel schießen; trotzdem lassen sie der trotz allem geliebten Wissenschaft und Technik ihre geistige und materielle Förderung angedeihen und könnten auch gar nicht sagen, wie man anders verfahren sollte. Darum wenden sie sich heftig gegen die Angriffe oder Schädigungen der Wissenschaft von anderen Lagern und von anderen Standorten aus. Diese anderen wenden sich gefühlsmäßig und aus einer unklaren politischen Haltung heraus in gewissem Sinne gegen die Wissenschaft. Aber auch ihre innere Stimme ist nicht zu beschwichtigen. Sie wissen genau, daß es ohne Wissenschaft nicht geht, daß trotz allem und allem auch die Zukunft unter dem Zeichen der Wissenschaft stehen wird, ja, daß man aus nationalen Gründen gar nicht anders kann, als die Wissenschaft zu fördern. Möge es nicht dahin kommen, daß sie die Wissenschaft hemmen, weil sie selber die Wissenschaft nicht beherrschen und ihnen auf diesem Gebiet Leistungen versagt sind!

Es handelt sich also um sehr seltsam verschränkte psychologische Lagen, um Widersprüche und Uneinigkeiten, die allen vertraut sind, die heute in der Wissenschaft stehen. Da aber alle sich darin einig sind, daß nach wie vor auch unser Zeitalter ein wissenschaftliches und technisches ist, so heißen die Schlachtrufe nicht: Hie Wissenschaft, hie Gegner der Wissenschaft! Vielmehr herrscht eine psychologische Verstrickung, die einen klaren Kampf nicht recht ermöglicht, obwohl allerhand Kampfesstimmungen umherschwelen. Die Fronten mißverstehen sich. Es bleibt vieles im Gefühl stecken und wird nicht ausgesprochen. Gedanken von der Vorherrschaft der Politik sind mißverstanden worden und bringen Unsicherheit und Mißbehagen in den geistigen und praktischen Gang der Wissenschaft. Dabei geht, wie es ja nicht anders sein kann und wie es auch niemand anders wünscht, in den Hörsälen, den Laboratorien, den Werken die Arbeit weiter. Nicht so freudig, so heiter wie einst. Aber da unser Dasein auf Schritt und Tritt so wissenschaftlich ist wie je, so treiben Notwendigkeit und Pflicht uns unerbittlich auf dem Wege des Geistes weiter und die E n t w i c k l u n g der Zeit peitscht uns wissenschaftlich voran, während die S p a n n u n g der Zeit uns in die Rhythmen der Politik hineinzwingt. Der Mensch der Wissenschaft ist oft genug von großer Sorge und Unsicherheit ergriffen. Der psychologische Krampf ist noch nicht gelöst. Man fühlt den wissenschaftlichen Betrieb gefährdet und führt ihn doch im nächsten Augenblick weiter, und es geht weiter und muß weiter gehen. Man diskutiert. Man reibt sich aneinander. Warum? Wieso? Zweifelt irgendwer an dem Gesetz, wonach wir die Straße der Wissenschaft weiterzuschreiten haben?

Liegt denn nicht das Problem verzweifelt einfach? Ist es wirklich so schwer, Wissenschaft zu betreiben und den Willen, den Charakter des Volkes hierbei nicht zu vernachlässigen?

Leugnen wir es nicht: die Wissenschaft ist in psychologische, aber auch praktische Nöte geraten. Das ist eine mißliche Angelegenheit, gerade in nationaler Hinsicht. Denn in diesen Jahren machen viele Staaten, so besonders Amerika und England unerhörte Anstrengungen, um mit allen zu

Gebote stehenden Mitteln die wissenschaftliche Forschung zu fördern. Sie sind davon überzeugt, daß die kulturelle und politische Macht der Zukunft in unmittelbarstem Zusammenhang steht mit den Ergebnissen der Forschung von heute und morgen. Nur auf dem Wege der Wissenschaft, der Forschung, der Technik sind ja Größe und Selbstbehauptung eines Volkes denkbar. Die Anspannung, die zur höchsten wissenschaftlichen Leistung führt, ist der politischen Anspannung ebenbürtig. Wissenschaft und Politik sind in vieler Hinsicht gar nicht zu trennen. Aber freilich dürfen wir nicht vergessen: das Zeitalter hat sich verändert, die Stimmung des 19. Jahrhunderts ist dahin. Der Rückschlag gegen den Fortschrittstaumel des 19. Jahrhunderts ist keineswegs eine Barbarei, sondern ein Zeichen der Selbstbesinnung und der Suche nach neuen Wegen. Wenn wir uns zur Wissenschaft bekennen, dann gerade müssen wir vermeiden, sie im Sinne des 19. Jahrhunderts zu propagieren, und nichts anderes zu wollen als die Wiederherstellung alter Zustände, nämlich die Verwissenschaftlichung des Lebens, die Verkennung von Mächten und Gesetzen, die außerhalb der Wissenschaft stehen. In Deutschland soll ja die Verschmelzung aller Lebensgebiete zu einer höheren Einheit vollzogen werden. Dies Neue kann sich nicht ohne Spannungen und Kämpfe vollziehen. Darum erleben wir Schwierigkeiten und die Wissenschaft ist manchem Stoß ausgesetzt. Sehen wir zu, daß die Wissenschaft nicht Schaden leidet, ehe wir die neuen Wege deutlich erblicken. Denn die Wissenschaft und Forschung tun not, und sie werden in alle Zukunft not tun. Warum Zurückdrängung, warum Vernachlässigung der Wissenschaft? Warum sollen wir geschehen lassen, was kein bedeutender, kluger und ehrlicher Mann bei uns wünscht?

Wir bekennen uns also zur Wissenschaft! Wir bekennen uns auch zu einer neuen Zeit! Ganz nüchtern sehen wir, daß die höchsten Wirkungen und Möglichkeiten der Nation durch die Wissenschaft ermöglicht werden; aber die Wissenschaft dient nicht sich selbst, sie hat nicht den Auftrag, die Völker zu verwissenschaftlichen und alle Lebensgebiete unter ihren Zwang zu stellen, sondern den, dem Volk, dem Menschen, der höheren Zukunft Europas und der ewigen Sehnsucht des erkennenden Geistes zu dienen.

Es gibt kein Zurück oder wenn es ein Zurück geben sollte, so wäre das Untergang. Leidet die Wissenschaft, dann wachsen uns die anderen Völker eines Tages riesengroß über den Kopf. Mehr *rechte* Wissenschaft, mehr *rechte* Technik — sollte darum unser Wahlspruch lauten.

Freilich erfüllt das Gedröhn der Politik mehr und mehr den ganzen europäischen Erdteil, und die großen Vorgänge werden uns noch lange so in Atem halten, daß die vorwiegende Stimmung und Ideologie des Zeitalters nur schwer eine wissenschaftliche sein kann. Steht darum im Vergleich zu früher die Wissenschaft mehr im Schatten, so ist ihre Bedeutung darum nicht geringer. Nach außen hin wird die Politik vorherrschen, aber siegreich behaupten werden sich nur die wissenschaftlich, technisch und seelisch reifsten Völker. Ist dann dereinst das große Werk der Befriedung Europas geglückt, dann öffnet sich auch die Pforte in das zweite große Zeitalter der Wissenschaft und der Technik.

Aus meinen Lehr- und Wanderjahren

ERLEBNIS EINES HANDWERKSBURSCHEN

Von Friedrich Frommholz

(Schluß)

In meiner Wiener Zeit bekam ich den Wunsch, nach Jerusalem zu reisen und so machte ich mich denn auch im Sommer 84 auf die Beine und wanderte immer die Donau entlang bis hinunter zum Schwarzen Meer. Die Landschaft, die ich dabei durchwanderte, ist wunderschön und auch die Bevölkerung hat mir sehr gefallen. Ich konnte überall mit Deutsch gut durchkommen. Am Schwarzen Meer wollte ich mich als Schiffstischler anmustern lassen, um nach Konstantinopel zu fahren. Da ich aber noch militärpflichtig war, wollte mich der Kapitän nur dann mitnehmen, wenn ich ihm fest verspräche, immer im Ausland zu bleiben. Diesen Gram aber wollte ich meiner Mutter doch nicht antun, auch war mir so, als ob mich jemand am Rockzipfel faßte und mir sagte: „Ach, Friedrich, bleibe in Deutschland!" Darum kehrte ich denn zurück nach Wien und wanderte von dort nach Brünn, der Hauptstadt von Mähren.

Auf dem Wege von Wien nach Brünn blieb ich ein halbes Jahr in dem Flecken Eisgrub, Bezirk Nikolsburg, an der Thaya, wo ich bei dem Hoftischlermeister des Fürsten Liechtenstein arbeitete. Der Fürst besitzt dort ein großes Schloß mit einem sehr schönen Park. In diesem Schloß des Fürsten Liechtenstein wohnte 1866 Kaiser Wilhelm mit Fürst Bismarck. Ich hatte im Schloß Möbel aufzupolieren und habe dabei den Fürsten Liechtenstein oft gesehen, der sich oft zu mir setzte und meiner Arbeit zusah. Er war von Jugend auf kränklich, man sagte, seine Eltern hätten ihn als kleines Kind immer in eiskaltem Wasser baden lassen, um ihn abzuhärten. Davon sei er denn so nervenschwach und kränklich geworden. Als mich der Fürst eines Tages wieder bei meiner Arbeit besuchte, wandelte mich plötzlich ein menschliches Rühren an und da ich nicht wußte, wohin mich wenden, trat mir schon der Angstschweiß auf die Stirn. Der Fürst, der meine Not erkannte, führte mich an eine Tür. Als ich nun den Raum betrat, erschrak ich mächtig, denn von allen Seiten sah ich mich in schrecklich verzerrten Spiegelbildern, mal furchtbar dick, mal furchtbar mager, mal ganz klein, mal riesengroß, so daß ich am liebsten gleich wieder kehrt gemacht hätte, wenn mich nicht die Not in diesem geheimnisvollen Raum gehalten hätte. Als ich nun meine Notdurft verrichtet und mich von diesem ersten Schreck

etwas erholt hatte, ziehe ich an einem vergoldeten Handgriff, um die Wasserspülung in Tätigkeit zu setzen. Zu meinem Schreck aber setzt Musik ein und gleichzeitig tritt ein automatischer Wischer in Aktion, der mein verlängertes Rückgrat bearbeitet. Ich denke, nun ist der Deuwel los und ziehe immer wieder an dem vergoldeten Griff, um das Ding zum Stehen zu bringen. Es nützt aber nichts und da fortgesetzte Reibung Wärme erzeugt, muß ich mich erheben. Da erklingt ein Glockenzeichen und mit einmal ist der Höllenspuk zu Ende. Ich beeile mich, aus diesem Wunderkabinett herauszukommen und als draußen der Fürst Liechtenstein mich lächelnd fragt, ob alles gut abgelaufen sei, antworte ich: „Ich danke schön, Durchlaucht, aber nicht zehn Pferde bekommen mich wieder durch diese Tür!" ...

Eine schnurrige Geschichte passierte mir einige Jahre vor dem Kriege als ich im Dorfe Gülitz, Kreis Lüchow, Provinz Hannover, bei dem dortigen Tischlermeister Schulz arbeitete. Ich hatte von dort aus in dem benachbarten Dorf Küssen bei dem dortigen Pastor einige Tischlerarbeiten für eine neue Konfirmandenstube ausgeführt. Der Pastor freute sich über die fertiggestellte neue Konfirmandenstube und schenkte mir zwei Mark, wofür ich mir nach Belieben Bier oder Schnaps in der dem Pastorhaus gegenüberliegenden Dorfschenke kaufen könnte. Ich gab aber die zwei Mark meinem kleinen Lehrjungen, weil er mir bei der Arbeit gut zur Hand gegangen war. Dann ging ich mit ihm in die Gastwirtschaft, um dort zu übernachten, weil es schon spät geworden war. Der Gastwirt Schulz – in der dortigen Gegend hatten sich nach 64 viele diesen Namen beigelegt, um nicht so leicht zum preußischen Militärdienst herangezogen zu werden – empfing mich mit den Worten: „Na, Tischler-Fritz, wie ist das heute mit einer Flasche Rotspohn?" Ich antwortete: „Wie soll ich armer Tischler dazu kommen, eine Flasche Wein zu spendieren? Eine Flasche Malzbier wird's auch tun." Der Wirt lächelte verschmitzt und wies mir nach dem Abendbrot eine Dachstube an, wo ich in einem breiten Bett mit meinem Lehrjungen zusammen schlief. Gegen fünf Uhr morgens höre ich, wie jemand polternd die Treppe hoch kommt, die Tür wird aufgerissen und ein Oberwachtmeister mit zwei Polizisten tritt ein. Alle sind schwer bewaffnet, kommen auf mein Bett zu und rufen: „Hoch Flemming! Heraus mit Ihrem Revolver und heraus mit den sechzehn Millionen!" Ich denke, mich soll der Schlag rühren. Der Oberwachtmeister steht dicht vor meinem Bett, in der rechten Hand den Säbel, in der linken Hand die Pistole. Er will mir mein Federbett wegziehen, um nach den sechzehn Millionen zu suchen, die ich armer Teufel gestohlen haben soll. Ich halte das Federbett fest, weil ich nur ein sehr kurzes Hemd anhatte, es gibt ein Hin und Herziehen, schließlich wird mir die Sache zu dumm und ich hole das Deckbett mit einem Schlag dem Wachtmeister über den Helm weg, ein englisches Fluchwort ausstoßend. Dabei reißt die Helmspitze ein großes Loch in den Bezug und die ganzen Daunen fallen auf den Wachtmeister, so daß er weiß wie ein Weihnachtsmann dasteht. Diesen Augenblick benutzt mein Lehrling und springt wie ein Rehbock in drei Sätzen an den verdutzten Poli-

ziſten vorbei zur Tür und die Treppe hinunter. Nun wurde die Sache aber ernſt, die Poliziſten legten mir Ketten um die nackten Beine und der Wachtmeiſter ſagt zu mir: „Geſtehen Sie doch ein, daß Sie der Oberpoſtmeiſter Flemming aus Huſum ſind! Wir haben es dann leichter und für Sie iſt es auch beſſer.“ Ich verſuchte umſonſt, ihm auseinanderzuſetzen, daß ich gar nicht der geſuchte Flemming war, von dem ich auch gehört hatte, daß er nach Unterſchlagung von ſechzehn Millionen flüchtig geworden war und ſteckbrieflich verfolgt wurde. Der Wachtmeiſter hielt mir den Steckbrief mit dem Lichtbild von Flemming vor Augen und ich bemerkte zu meinem Entſetzen, daß ich ihm ähnelte wie ein Ei dem anderen. Übrigens hatte Flemming auch das Tiſchlerhandwerk erlernt und man glaubte, daß er ſich irgendwo als Tiſchler verſteckt hielt.

Als die beiden Poliziſten, die mich in ihrem Eifer gleich am nackten Leibe gefeſſelt hatten, merkten, daß meine beiden zuſammengefeſſelten Beine durchaus nicht in ein Hoſenbein hineingingen, löſten ſie mir die Fußfeſſeln wieder ab, ſchloſſen aber meine Hände mit einer Kette zuſammen. Ich ſollte nun nach Lüchow zum Amtsgericht transportiert werden und zwar zu Fuß. Ich beſtand jedoch darauf, daß mir als Oberpoſtdirektor ein Wagen zur Verfügung geſtellt wurde. Der Wachtmeiſter und die Poliziſten freuten ſich mächtig, daß ich nun doch zugab, der geſuchte Flemming zu ſein, denn auf ſeine Ergreifung war eine Belohnung von zwanzigtauſend Mark ausgeſetzt worden. Sie ſahen auch ſogleich ein, daß ein ſo fetter Fang nur in einem Wagen transportiert werden konnte. Als ſie nun mit einem ganz gewöhnlichen Kaſtenwagen ohne Federn ankamen, tat ich ſehr entrüſtet und ſagte, einem Oberpoſtdirektor ſtünde wohl ein Federwagen zu. Das Stukkeln auf ſo einem ungefederten Wagen ſei ich nicht gewöhnt und könne es nicht vertragen. Darauf ließ der Wachtmeiſter die Pferde wieder ausſpannen und vor einem feinen Federwagen einſpannen. Ich mußte mich nun allein in den Wagen ſetzen, die Hände noch gefeſſelt. Die an der Feſſel befeſtigte Leine hielt der neben dem Wagen reitende Wachtmeiſter, während die beiden unberittenen Poliziſten auf Rädern folgten. So ging es in ſchneller Fahrt nach Lüchow, wo ſich die Einwohner ſchon voller Neugierde zuſammengerottet hatten und mich anſtaunten. Ich ſang vergnügt vor mich hin: „Fuchs, du haſt die Gans geſtohlen, gib ſie wieder her!“ Die Leute ſteckten die Köpfe zuſammen und ich hörte, wie einer zum anderen ſagte: „Na, daß der kein gewöhnlicher Tiſchler iſt, das habe ich mir ja gleich gedacht. Man ſieht ihm ja doch an, daß das ein ſtudierter Mann iſt.“

Ich wurde nun an der ſtaunenden Menge vorbei ins Amtsgericht geführt. An dem grünen Tiſch im Gerichtsſaal ſaß der Erſte Amtsrichter Schamann und der Zweite Richter von Goeben. Sie ließen nun zunächſt den Poſtmeiſter aus Lüchow herbeirufen. Als dieſer mich erblickte, war er platt, denn er glaubte, in mir ſeinen Vorgeſetzten, den Oberpoſtdirektor Flemming, zu erkennen. Der Wachtmeiſter ſchmunzelte in Gedanken an die zwanzigtauſend Mark Belohnung und forderte mich wieder auf, doch

nun zuzugeben, daß ich der gesuchte Flemming sei. Als ich nun meine Papiere vorzeigte, wurde mir gesagt, das sei noch gar kein Beweis dafür, daß ich nicht der Flemming sei, denn diese Papiere könnte ich ja irgendwo gefunden oder gestohlen haben. Der Amtsrichter Schamann fragte mich nach meinem letzten Aufenthaltsort, den ich wahrheitsgemäß angab. Dann sagte er zum Gefängniswärter: „Na, nun führen Sie den Oberpostdirektor nach Zelle 42 ab!" Es war dies eine Gummizelle, deren Fußboden und Wände gepolstert waren. Offenbar befürchtete man, daß der Oberpostdirektor einen Tobsuchtsanfall bekommen könnte. Ich wurde vom Wärter mit großem Respekt behandelt. Zu den Mahlzeiten führte er mich in eine besondere Zelle, in der ein Tisch und zwei mit Samt bezogene Sessel standen. Auf dem Tisch lagen Katechismus, Bibel, Gesangbuch und die Kreuzzeitung. Aber auch für mein leibliches Wohl wurde aufs beste gesorgt. Der Wächter brachte mir zu dem Mittagessen eine Flasche Bier und einen Kognak und sagte: „Ich wünsche wohl zu speisen, Herr Oberpostdirektor!" Ich antwortete: „Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Bemerkung!" und ließ es mir gut schmecken. Nach einigen Tagen wurde ich wieder vorgeführt und von den beiden Richtern ins Kreuzverhör genommen. Sie versuchten herauszubekommen, ob meine Angaben über meine früheren Aufenthaltsorte in England, Frankreich und in der Schweiz stimmten. Nach Ablauf von vierzehn Tagen wurde ich nochmals vorgeführt und der Erste Amtsrichter erklärte, daß alle meine Angaben sich als richtig herausgestellt hätten. Ich erhielt nun eine vom Amtsrichter und vom Landrat unterschriebene Bescheinigung folgenden Wortlautes: „Der Tischlermeister Fritz Frommholz ist nicht identisch mit dem wegen Unterschlagung von sechzehn Millionen steckbrieflich verfolgten Oberpostdirektor Flemming." Mit diesem Schein, der für mich keine Neuigkeit enthielt, wurde ich aus der Untersuchungshaft entlassen. Ich begab mich gleich in das dem Amtsgericht gegenüberliegende Gasthaus, wo ich den Wachtmeister, der mich verhaftet hatte, bei einem Glas Bier antraf. Als er mich erblickte, ließ er sein Bier stehen und nahm Reißaus. Ich aber war durch diesen Streich meine Arbeitsstelle los geworden und mußte mich nun wieder auf Wanderschaft begeben.

Im ganzen wanderte ich sechs Jahre als Handwerksbursche kreuz und quer durch Deutschland und verdiente mir in dieser Zeit so viel Geld, daß ich mir eine Tischlerwerkstatt in einer kleinen pommerschen Stadt einrichten konnte. Ich machte nun auch meine Meisterprüfung, und da ich fleißig war und meine Kundschaft reell bediente, ging mein Geschäft gut voran. Ich konnte mir bald einen Gesellen annehmen und nach weiteren fünf Jahren das Häuschen kaufen, in dem sich die Werkstatt befand. Nun habe ich mich bei meinem ältesten Sohn, der auch Tischlermeister geworden ist und das Geschäft übernommen hat, zur Ruhe gesetzt. Aber meinen sechs Enkelkindern muß ich noch oft aus meinen Lehr- und Wanderjahren erzählen.

Das Land ohne Berge

Vom Zustand des niederländischen Schrifttums

VON GEORG KURT SCHAUER

„Die Einheit des niederländischen Volkes", sagt der weit über die Grenze der Niederlande hinaus bekannte Historiker J. Huizinga in seinem Essay „Nederland's Geestesmerk", „beruht vor allem auf seinem bürgerlichen Charakter ... Die bürgerliche Lebensauffassung hat sich allen Gruppen oder Klassen, die unser Volk zählt, mitgeteilt, den ländlichen wie den städtischen, den besitzenden und besitzlosen." Diese Feststellung trifft ein Mann, der das Urbild des Holländers und ein bedeutender Europäer zugleich ist. Sie reicht uns den Schlüssel zum Verständnis der niederländischen Kultur, sie erschließt uns den Kern des niederländischen Schrifttums.

Die bewegte Literaturperiode der „Tachtiger" („der Achtzigerjahre") – jener Zeit, in denen der junge Gerhart Hauptmann, Ibsen und Strindberg vorstießen – ist schon geschichtlich geworden. Eine europäische Bedeutung kommt heute der bürgerlichen Literatur des Landes nicht zu, während damals noch mancher Funke – denken wir an Multatuli, Couperus, Heijermans – über die Grenzen sprang. Epigonisch, in flacheren Betten fließen die Gewässer, die seinerseits stark und reich strömten. Es fällt uns nicht leicht, diesem Schrifttum, das sich fast ausschließlich der Familie, der sozialen Ordnung, dem Privaten im Rahmen einer gesättigten kapitalistischen Gesellschaft hingibt, gerecht zu werden. Immer lauter tönt die Frage, ob einmal aus dem bürgerlichen Bereich eine Stimme aufsteht, die über die Grenzen der Städte und des kleinen Landes hinausklingt. Die heutige europäische literarische Leistung der Niederlande wird nicht von dem bürgerlichen Bezirk bestimmt, sondern entstammt gleichsam den Randgebieten, dem Süden vor allem.

Groß ist die Zahl der Zeitromane mit breiter Schilderung der sozialen Verhältnisse von heute, größer noch die Zahl der Familiengeschichten. Es fehlt nicht an Kritik, an Auflehnung gegen die gewachsene, althergebrachte Ordnung. Wir lesen von den Forderungen der Jugend, deren junge Kraft sich gegen das zähe und harte Gesetz der bürgerlichen Vernunft stemmt. Nicht lange ist es her, daß Ina Boudier-Backer in der Geschlechterfolge ihres Riesenromans „De Klop op de Deur" Sozialismus und Frauenemanzipation, die moderne Lockerung der Sitten, die wachsende Selbstbestimmung der Jugend geschildert hat. Jo van Ammers-Kuller hat die

Spannungen zwischen den Geschlechtern und Generationen, den Zwang der Familie, die erotischen Wirren der neuen Zeit in der langen Reihe ihrer auch in Deutschland bekanntgewordenen Romane (vor allem in „Die Frauen der Coornvelts" und „Frauenkreuzzug") dargestellt. Das Wesentliche aber bei allen diesen Romanen ist, daß sich überall die Einordnung in die herrschende Lebensart früher oder später vollzieht, der Verzicht bestätigt sie, und der Rebell bezahlt den Ausbruch mit der gesellschaftlichen oder physischen Vernichtung.

Es ist bedeutsam und folgerichtig, daß die Frauen einen ungewöhnlich breiten Anteil an der Romanliteratur haben. Das gleiche gilt weniger der Menge als dem Werte nach für das Poetische; die Gedichte der Henriette Roland-Holst gehören zum Wertvollsten der bürgerlichen Dichtungssphäre. Das Weibliche bedingt eine weitere Entspitzung der Probleme, ein liebevolles Sich-Versenken in den privaten Alltag, ein Verständnis für die zartesten Bindungen von Mensch zu Mensch und sehr viel Treue zum Kleinen.

Eine schaffende Frau, Alie van Wijhe Smeding sei hier als ein besonders deutlich ausgeprägter Typus des Bürgerlichen erwähnt. Ein mächtiges Buch von ihr, der 1928 erschienene Roman „De Zondaar" („Der Sünder"[1]), fand große Beachtung, und in einer Skala weiterer Bücher über die „Domineesvrouw van Blankenheim"[2]) bis zu „Ik verwacht het Geluk"[3]) spiegelt sich ihre Auffassung des Bürgerlichen, die freieste und eindringlichste, die wie es dem Berichtenden erscheint, in Holland zur Zeit zu finden ist.

Sie erwarten alle das Glück, die Mädchen und Frauen, ja auch die Männer, die in den Mittelpunkten dieser Romane stehen. Ihr auf Erfüllen und Bewahren gestellter Sinn will sich auf die gesellschaftliche Ordnung, das Gesetz, die Ehe gründen. Und ihr Leiden ist, daß dieses Glück nicht nur an der Lahmheit und Widerstreitigkeit der Seelen so oft zu scheitern droht, sondern vor allem, daß das bereits Errungene sich als nicht haltbar erweist, daß die Erfüllung ohne Dauer ist. Das Gelingen zerrinnt unter der Erkenntnis, daß das Echte nicht von der gesellschaftlichen Übereinkunft gewährleistet wird, daß im ernsteren Kampf um die geliebte Seele keinerlei Hilfe vom Gesetz erwartet werden kann.

Im „Zondaar" zerbricht eine äußerlich gelungene Ehe am Zwiespalt zwischen der satten Bequemlichkeit der Frau und dem Drang des Mannes nach vollem Liebesgenuß und dem Kind. Wie ein drohendes Mal steht das Buch vor dem Bürger. Unbarmherzig folgt Alie van Wijhe Smeding dem Unbefriedigtsein des Mannes bis in die furchtbarsten Durchbrechungen der

[1]) und [2]) Erschienen bei Nigh & van Ditmar, Rotterdam.
[3]) Erschienen bei A. W. Sijthoff, Leiden.



Alie van Wijhe-Smeding

Ehe, bis in die Selbstvernichtung; sie geißelt die Verblendung einer Kategorie verweichlichter Bürgersfrauen — scharf beobachtend wie nur Frauen Frauen beobachten können — und dennoch erfüllt von einer großen Liebe, die sie hoffen läßt, daß einstmals „die Frauen wieder Frauen und Mütter werden wollen". Die Pfarrersfrau von Blankenheim muß sich den Geliebten, den endlich Gewonnenen, in seelischen Mühen, die sie an den Rand des Zusammenbruchs führen, ein zweites Mal erkämpfen, nachdem sie erkennen muß, daß die Ehe ihn ihr eher entfernt als genähert hat. In dem dritten der genannten Bücher wird ein langsam heranwachsendes und reich dann aufgeblühtes Glück auf seinem Höhepunkt gefährdet, als es den Mann zu einer leichtfertigen Sicherheit und Nachlässigkeit verführt.

Von der Unruhe, der Unersättlichkeit des Glücksuchers, der tragischen Friedlosigkeit der Liebenden ist die Schreiberin dieser Bücher, die man um der Fülle ihrer Mittel und des Ernstes ihrer Fragestellung willen eine Dichterin nennen darf, tief berührt. Die Tiefe ihres Fragens scheint sie über die Grenzen des Bürgerlichen hinaustragen zu müssen, da aber erweist es

sich, daß sie als Holländerin an diesen Grenzen stehenbleibt. Der traurige Held ihres ersten Buchs vermag sich nicht aus der unglücklichen Ehe zu lösen, die Frauen der beiden anderen Bücher finden das echte Glück nicht außerhalb des gesetzlichen Bundes sondern als ein Zusätzliches im Rahmen der gesellschaftlich bedingten Ordnung.

Wenn in den folgenden Abschnitten seltener vom bürgerlichen Wesen des Niederländers die Rede ist, so bedeutet das keineswegs, daß die dort geschilderten Gruppen in ihrer Haltung unbürgerlich wären. Die gesellschaftliche Zucht, die wechselseitige Verpflichtung von Mensch und Besitz ist einheitlich über den gesamten Kulturbereich verbreitet. Die bäuerliche Literatur des Nordens, voran die Bücher Herman de Mans und Zoomers-Vermeers, ist voll von dem Kampf um die Familienordnung, beruht auf Besitzfreude und Besitzgebundenheit, und die des Südens beruht auf den gleichen Voraussetzungen.

So groß auch die Gemeinsamkeiten sind, so deutlich treten doch unbürgerliche Gesichtspunkte in den Vordergrund, je mehr wir uns von den großen holländischen Städten, den Pflanzstätten bürgerlichen Geistes entfernen. Ist das flache Land des Nordens gleich den Städten religiös bestimmt vom Calvinismus, so verändert im Süden (übrigens verknüpft mit einer Abwandlung im Sprachlichen) das katholische Element mit seiner bäuerlichen Lebensauffassung das Bild so stark, daß man diesen Bereich, den flämisch-nordbrabantischen, als einen eigenständigen Bezirk betrachten muß. Er hat seine eigene literarische Tradition, die sich nicht durch die politische Grenze, die das nördliche Drittel des Gebiets abtrennt, spalten ließ. Conscience hat seinem Volk das Gedächtnis spätmittelalterlicher Glanztage erhalten, de Coster hat das flämische Nationalepos, den Ulenspiegel, geschrieben.

Feiert de Coster den großen grausigen Festtag seines Volkes, so feiert Stijn Streuvels – Jahrzehnte nach ihm – den ewigen Alltag des Bauern. Sein Roman „Knecht Jan“[1]) sagt es zum erstenmal mit aller Bestimmtheit, wohin der flämische Mensch gehört, wo der Grund ist, in dem er wurzeln kann. Eine geringfügige Verpflanzung aus dem schicksalgemäßen Boden bringt Verderben. Allerlei Erzählungen, vom Ernteepos bis zur bedachtsam zarten Kindergeschichte („Prutske“) stehen neben diesem Kernstück, das für den flämischen Bereich von einer fast zu strengen, zu romanischen Formung ist.

Wie es uns schon bei de Coster begegnete, finden wir in dieser Landschaft fast nirgends das Fertige, zu Ende geformte. Das Land liegt flach da, alles fließt und ist gelöst in Dunst und Saft und Farbe, so daß jeder starre Kontur

[1]) Die Werke Stijn Streuvels' beginnen soeben von neuem deutsch bei Engelhorn, Stuttgart, zu erscheinen.

fehlt. Felix Timmermans, neben Streuvels, dem Altmeister, auf der Höhe des Schaffens stehend, bescheidet sich instinktiv auf den scheinbar zufälligen Lebensausschnitt, reiht Episoden und vermeidet gedanklich dichte Handlungsstränge. Fragen, Glauben, Drängen, Wachsen und Vergehen im ewigen Kreislauf — das zu schildern, darin erschöpft sich die Kraft des Erzählers. Jedes einzelne Bild ist ein Kosmos für sich, die Fülle der episodisch knappen Geschehnisse und die in großartiger Monotonie wiederkehrenden Zustände sind ineinander verflochten. Es fehlt jede Dramatik, es fehlt jede Spannung im landläufigen Sinn. Alles Geschehen ist in den Charakteren und irdischen Ordnungen vorgezeichnet, die Tonführung dieser Epik ist sozusagen polyphon, die Vielheit der Stimmen und ihr Geflecht ersetzt das lineare Auf und Ab, das den klassischen Roman und die Dramatik des Westens kennzeichnet. In dieser Schaffensweise verkörpert sich die jeder Pose abholde niederländische Art: das Breite, Behäbige, das dem eigenwillig Heroischen Abgekehrte — das keineswegs der inneren Leidenschaft entbehrt — und das Nüchterne, das in seiner ernsten Gründlichkeit, seiner lebensnahen Fülle jedoch niemals kalt und kahl wird.



Felix Timmermans

Bei Walschap zwar, dem jüngsten Dichter des Kreises, will es neuerdings scheinen[1]), daß er das spezifisch Flämische aufgeben will und sich in den Zwang versetzt, eine These (hier ist es die von der Friedlosigkeit des Gemeinschaftsfernen) klar zu exemplifizieren. Früher schon, in „Trouwen" („Heirat")[2]), beschritt er ähnliche Wege, allerdings ohne zum Doktrinär zu werden. Der Sohn eines spät gefügten Paares verkommt, klammert sich im Versinken an ein einfaches Mädchen, das ihn rettet und in einem vorbildlichen Leben den Sinn des Frauen- und Muttertums enthüllt. Sie ist

[1]) In dem Roman „Celibaat" („Cölibat").

[2]) Deutsch im Insel-Verlag, Leipzig.



Antoon Coolen

die Urmutter gleichsam, elfmal gebiert sie, und am zwölften Kind stirbt sie. Jede Geburt bedeutet mehr als das Gewährenlassen der Natur, an ihr erweist sich die Frau im Gehorsam, und des Mannes Pflicht steigert sich, das Ausgetragene zu nähren und zu bewahren. In der Trilogie „Die Sünde der Adelaide"[1]) schon stand die Mutterschaft als Symbol der natürlichen Ordnung, der Ordnung Gottes auf Erden, im Mittelpunkt. Es bedarf des Opfers einer reinen starken Frau, ein Geschlecht zu entsühnen, in dem sich Unmaß und Auflehnung gegen das natürliche Gesetz des Lebens breit gemacht hatte. Hier die vollkommene Hingabe, in „Trouwen" die Herrschaft des Muttertums — das sind zwei Formen des Dienstes und des Opfers, und in jedem der beiden Werke ragt aus dem Abgrund irdischer Schwäche ein Turm

[1]) Deutsch bei Hegner, Leipzig.

der Seelenstärke zum Himmel. Wenn schon in Adelaide die typische Breite des flämischen Stils rein ausgeprägt war, so erweist sich Walschap erst recht in seiner vielseitigen bunten Geschichtensammlung „Himmelfahrten"[1]) als ein Sprecher seines Landes — und als einer der weit ab steht von der kalvinistischen nördlichen Art. Er erzählt von den Elenden, den Krüppeln Leibes und der Seele und von ihrem armen Leben und Sterben. Nie ist diese Chronik traurig, in der Gotteskindschaft versinkt das ärgste Leid.

Von der Unzulänglichkeit des Irdischen ist auch — in dem katholischen Sinne — das Werk Antoon Coolens[2]) durchdrungen. Mit unerbittlicher Schärfe zeichnet er die Schwächen des Menschengeschlechts auf. Wieviel Zuversicht aber erhebt sich aus dem von der Pflugschar der Not aufgerissenen Grund! Eine Fröhlichkeit gerät unmerklich in die schwerste Bedrängnis, der Gnadenhimmel steht über dem irdischen Mangel und nimmt alles Leid hinweg, so wie Walschaps Elende ihre Heimat im Himmel finden.

Das gibt Coolens Büchern die gelassene Sicherheit, die stille und dichte, tief erfühlte Macht des Berichts. Wenn er berichtet, so ist es, als sprächen seine Vorfahren, viele Menschenalter weit herauf, aus seinem Munde. Wie Olav Duuns Romane das nordische Hochland samt den breitgelagerten Geschlechterfolgen, die nacheinander den kargen Boden bebaut haben, in sich tragen, so webt und west das Land Nordbrabant an und in Coolens Werk. „Land voller Verlassenheit ringsum, einsame Wege im Wind, und über die Ferne das Moor." Schwarz stehen die Wässer der Torfgräben und in den Weggeleisen holpern die hochräderigen Torfkarren. Wo der Boden Frucht trägt, drängen sich kleine Gehöfte und Taglöhnerkaten zusammen. „Hinter der Zeit blieb hier das Leben, es ging langsamen Schritt."

Der Acker ist ein großer Wert. Auf ihm, an ihm erlebt der einfache Mensch die Jahreszeiten. Das Wort Schönheit in unserem Sinn gibt es in Coolens Sprache nicht. Wenn er den Acker preist, rühmt er ihn, wie es ein Bauer tut. „Jeder neue Frühling hat seinen eigenen Bluſt, die Ernten auf den Feldern kehren wieder Jahr für Jahr. An den Kornäckern magst du entlanggehen, die Körner zwischen den Fingern zerreiben zu Mehl, hundert Jahr lang war es so, immer ist das neu und jung." Das ist kein gefühliges Von-Fern-Stehen. Der Mensch wurzelt in dem Boden dicht neben dem ragenden Roggen. Über ihm steigt der Mond, um seine Wangen streicht der Abendwind. Nachbar, Verwandter, Ding aus gleicher Erde gemacht ist der Halm neben dem Menschen, ist die Silberweide, ist der brave Wallach,

[1]) Deutsch bei Hegner, Leipzig.

[2]) Im Insel-Verlag erschien „Brabanter Volk", ferner erschienen die Erzählungen „Der Mann mit dem Kasperletheater" (Frankf. Ztg.), „Die Geschichte vom guten Pferd" (Die Neue Linie, Leipzig), „Die Legende von Dismas dem Räuber" (Germania, Berlin).

der den Pflug durch die Furche zieht. Tief und gleichmäßig geht der Lebensatem des brabantischen Volkes, tief und schwer im Alltagskampf um Acker, Brenntorf, Vieh und Weib und Kind. Langsam wie das Wort keimt die Tat, die gute wie die böse. Spät, aus weiten Ebenen des Alltags bricht sie plötzlich aus, mit der Unabänderlichkeit der Naturgewalt, trifft zerschmetternd, oder wächst, einmal ins Rollen gekommen, lawinenartig an bis zum Verbrechen. Wie der leibhaftige Böse nistet sich das Unheil in den Menschen ein. Mühsam behauptet sich der Daseinswille der Gemeinde gegen diese unheimliche Macht. Täglich muß sie das Ich, dieses seltsame Gemisch aus Geltungsdrang und Hingabe, aus Gut und Böse, bewahren und bekämpfen zugleich. Eng sind die Hohlwege bäuerischer Sitte, enger noch als die Wege des Bürgertums, rücksichtslos wird der Störer der primitiven Ordnung ausgestoßen. Was wird da aus dem Menschen, dem hinfälligen, wer fängt die kranke Seele auf?

Fast in jedem Buche Coolens trifft man auf eine seltsame Gestalt, ein Geschöpf abseits der Dorfgemeinschaft, scheinbar feind der Gesellschaft, bald spukhaft außerhalb des Gesetzes, bald spröde überlegen, scheinbar gottlos und ohne gottgefälliges Gewerk. Und doch hat solch ein Mensch sein Amt: Er ist der Mittler. Er ist nicht hinwegzudenken, ohne daß die Welt ärmer und kälter würde. „Der Klausner", heißt er in „De goede Moordenaar", ein Erdölhändler und Schmuggler ist er in „Het donkere Licht"[1]). Was aus dem Dorf verstoßen ist, Schwachsinnige und Landstreicher, Zuchthäusler und verirrte Mädchen, sie alle finden Zuflucht bei denen, die nichts mit den Daseinsgierigen gemein haben. Dumpfe Gottverneiner und überwache Zweifler, die sie sind, haben sie doch ihren Ort in der katholischen Weltordnung, die auch im Gottesfeind ein Werkzeug des Schöpfers sieht.

In Coolens neuestem Buch „Dorp aan de Rivier"[2]) ist eine solche Mittlergestalt zum Urbild des unabhängigen, seelisch starken Mannes geworden. Als Arzt wirkt und lebt er in der Dorfgemeinschaft, hoch geehrt und ein Helfer in allen großen und kleinen Leibesnöten — und dennoch als ein Fremder, der heimlich unter seiner Losgelöstheit, seiner Freiheit leidet. Er ist keiner von den geheimnisvollen Geschlagenen und Begnadeten. Eine gute Frau begleitet ihn ein weites Stück Lebensweg und trägt ihm Kinder, Prachtstücke von Jungens, aus. Was er anfaßt, gelingt. Das Treibeis der Maas hält unter seinen Füßen, als er den nächtlichen Gang über den Fluß zu einer Patientin wagt. Mißgunst und Verdächtigung umbranden ihn, aber sein „Gott segne Euch", mit dem er jeden Kranken verläßt, wird um

[1]) Die niederländischen Ausgaben der neueren Bücher Coolens erscheinen bei Nigh & van Ditmar, Rotterdam.

[2]) Erschien soeben deutsch im Insel-Verlag, Leipzig.

keinen Ton weniger herzlich. Der Dichter der dunklen Schicksalsverstrickungen kommt mit einem hellen Buch voll üppigen Lebens zu uns. Er ist seiner Art nicht untreu geworden. Auch dieses Buch strotzt von scharf gesehenen und warmherzig berichteten Episoden, die sich zu einer ebenso dornenvollen wie blütenreichen Hecke ineinander schlingen.

Coolen nähert sich mit diesem Buch seinem verehrten älteren Freund Felix Timmermans, der bei uns seit langem Heimatrecht erworben hat, vor allem mit seinem „Pallieter"[1]). Wer dieses Buch liest, der sieht gleichsam einen Garten im warmen Dunst des Mairegens ins Grün schießen. Unbeschwert, in glücklicher Freiheit scheint sich diese Pracht zu entfalten. Wir staunen über so viel Unbekümmertheit und Leichtigkeit. Wo ist die Schwere, das Grüblerische, das uns so oft im flämisch-brabantischen Lande begegnet? Das veranlaßt uns näher zu betrachten, wie der Pallieter zustande kam. Der Dichter schrieb das Buch, als er sich gerade von schwerer Krankheit erhoben hatte. Die Sonne scheint heller, war sie lang verhangen, und der ganze Überschwang einer gesunden Natur sprang auf als die Fessel der Krankheit gefallen war.

Der Überschwang ebbt ab, und das Gleichgewicht aus Fragen und Bejahen ist so echt, wie das wundergleiche Überschäumen fröhlicher Lebenskraft echt war. Und um so köstlicher sind die neuen Erdenfreuden, die immer wiederkehren auch im ernstesten Werk, wenn man erkannt hat, wie dick die Erdenkruste aus Leid und Mühsal und Zweifel ist, die sie zu durchstoßen haben. Dies Widerspiel der Mächte treffen wir in der einfachen Deutung der Gestalt des großen Grüblers, Genießers und Bildchronisten, der Brueghel heißt, das Lebensbild eines Artverwandten aus entlegener und bei der Gemeinsamkeit des Bodens doch naher Zeit. Um den Pallieter herum und eingestreut zwischen die ernsten Lebensbücher liegen zahlreiche Legenden, vom Jesuskind in Flandern, den Heiligen drei Königen, von frommen Beginchen und schließlich das Biedermeieridyll „Die Delphine" mit seinen Buckelpflastergassen, mit seiner Parklauschigkeit und den komischen Käuzen, die sich in dem köstlichen Raritätengarten herumtreiben.

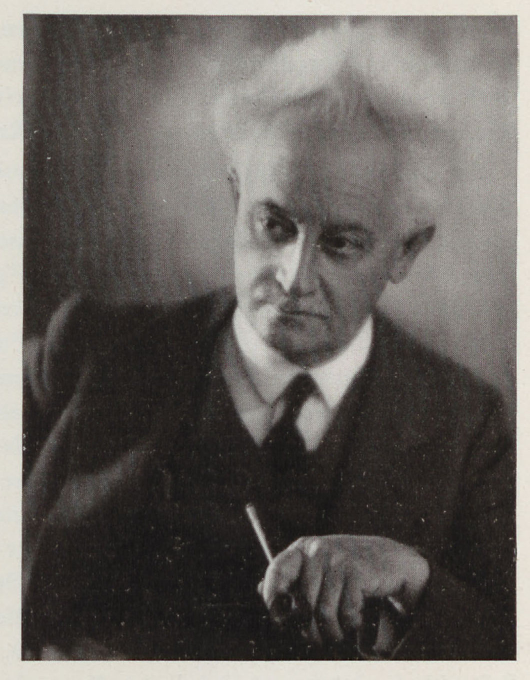
Die panische Pracht und die liebenswürdige Kleinbürgerlichkeit dieser freundlich stillen oder fröhlich lauten Büchlein durchwärmt eine starke Religiosität katholischen Gepräges. Glaubenseinfalt, Gottnatur und Märchenzauber fließen zusammen mit einer herzhaften Irdischkeit. In seinem großen Legendenbuch vom heiligen Franziskus hat diese Gesinnung den bisher reichsten Ausdruck gefunden. Der Heilige von Assisi ist der geistige Bruder Pieter Brueghels. Über das Land des südlichen Gottesmannes läßt

[1]) Die deutschen Ausgaben der Bücher von Timmermans erscheinen im Insel-Verlag, Leipzig.

Timmermans die flämische Sonne scheinen, hängt die dicken Sommerwolken des brabantischen Himmels darüber und läßt das Land, das kaum einen Winter kennt, im klirrenden Frost des Nordens erstarren, bis aus ihm alles romanisch Fremde geschwunden ist. Als ein Narr Gottes verzückt in den Schöpfer, verzückt in die Schöpfung, wandert Franziskus durch eine gegenwärtige Welt voller Lebenslust, als ein heiliger Eiferer, aus Liebe zu dem beständigen Boden und der unbeständigen Kreatur auf ihm.

Nach diesen Wegen in die Ferne, bei denen er doch die Heimat immer in sich trug, ist Timmermans mit seinem neuesten Werk wieder dort angelangt, von wo er ausging, bei dem von Lebenskräften übervollen bäuerischen Menschen seiner Heimat. Wortel, der im „Bauernpsalm" seine Lebensgeschichte erzählt, ist ein neuer Pallieter. Vergleicht man das frühe Buch mit einem von tobender Wachslust erfüllten Bauerngarten, so muß man das neueste Buch eine wahre Gemarkung des Lebens nennen, einen Landstrich mit windgezausten Pappeln, mit unermüdlich fruchtbaren Äckern, mit altem doch in jedem Frühsommer gleich prangenden Weißdorn und zerfurchten Wegen — so unendlich reich, so gesund ist dieser Bereich. Gott ist überall am Werk, und die Natur schlägt sich mit ihm herum, demütig, listig, beseligt, aufsässig, immer voller Lust, sich ihm zu ergeben und ihn sich zu unterjochen. Mit wenig Worten, als seien sie mit der Faust auf den Tisch gehauen, steht alles da, was geschehen ist und wie es wahr. Die Frau, in die Wortel sich über einem geteilten Butterbrot vergafft hatte, holte er sich mit Keilereien und Abendheimlichkeiten, das erste Kind kam zur Welt, als das Hochwasser ums Haus rauschte. Es starb nach ein, zwei Jahren, es kamen zahllose nach, gesunde, gute, mißglückte; eins blind, eins idiotisch, zwei die ins Kloster gingen und ein paar noch, die starben. Er fand sich mit allem zurecht, haderte manches Mal mit Gott, schlug sich mit den Ungeratenen herum, machte schlimme Sachen mit der fremden Magd, mußte sich den Kopf zerdenken, wie er den Pfarrer um die Beichte betrügen könnte und beichtete schließlich doch. Die Frau, die gute, mußte ihn halten, wenn sein wilder Sinn ausbrechen wollte. Dann kam das Schlimme mit dem Tod der Frau, eine heftige und leidige zweite Ehe, fast noch eine dritte, die man ihm aufschwätzen wollte. So verliefen die Jahrzehnte und der Berichtende ist versucht, ausführlich zu erzählen was sich zwischen den grob angedeuteten Stationen alles abspielte; zu erzählen von dem klugen Bauernpriester, Wortels Freund, von den Frauen, den Mühsalen mit den Kindern und vor allem, wie immer von neuem sich der einfältige und listige, bescheidene und greifgierige alte Wortel mit seinem Gott ausspricht, ja vor allem, w i e er das macht! Wir wissen, wie geradezu und saftig Timmermans erzählen kann. Von dem neuen Buch muß gesagt werden, daß es nie so packend war und so ans Herz ging wie hier.

Die Niederländer gleichen, wenn sie reisen, in mancher Hinsicht den Engländern. Sie tragen ihre heimatliche Art mit sich herum, und es ist ihnen nicht gegeben, sich in fremdes Wesen so sehr zu vertiefen, wie es der Deutsche etwa tut. Er bleibt der Reisende und selbst tiefste Neigung trägt ihn nicht über die Schranke, die ihm seine nationale Eigenart setzt. Der Mangel an Hingebungsfähigkeit ist zugleich die Stärke seines Selbstbewußtseins. Aus Neigung und Hemmung erwächst mancher Bericht, der durch seine Gehaltenheit achtunggebietend ist.



Arthur van Schendel

Wenn Doolard in seinem „Orient Expreß" und in seinen „Druivenplukkers" südliche Länder Europas schildert, so bleibt es trotz aller Farbigkeit doch beim Erzählen von etwas Fremdem. Augusta de Wit bleibt Europäerin in ihrem Fühlen und Urteilen, wenn sie auch noch so tief die melancholische Schönheit und die betäubenden Gifte der Tropen in sich hinein hat wirken lassen.

Nicht anders steht es mit den Gängen in die Fernen der Vergangenheit. Die historische Erzählung – aus dem Blaubartbuch de Pillecijns und Slauerhoffs „Verboden Rijk" wurde es deutlich – heftet ihre Gestalten gesinnungsmäßig an die Gegenwart – oder an eine Vergangenheit, die sich offen als Märchenreich bekennt, um einiges Ungewöhnliche zeigen zu können. Historische Künstlerromane wie Kelks „Jan Steen" und Theun de Vries' „Rembrandt" bleiben für unseren Geschmack unbefriedigend, weil sie in einer uns allzu bedenkenlos anmutenden Weise ihre Helden vergegenwärtigen. So bedeutend die historische und kunsthistorische Forschung der Niederlande ist, so sehr fehlt es an dichterischer Durchdringung, es sei denn, daß wir in diesem Zusammenhang an Timmermans „Brueghel" und „Franziscus" denken. Diese Gestalten sind so wenig historisch und so echt legendarisch wie ein Dürerscher Apostel.

Der bedeutende Romantiker im heutigen niederländischen Schrifttum und ein wahrhafter Dichter zugleich ist Arthur van Schendel, wenn wir als

wesentlichen Zug der Romantik das Einfühlen, die Hingabe an das Artferne, die heimliche Wurzelberührung mit Entlegenem bezeichnen. Das Werk des schon über die Schwelle der Sechzig Geschrittenen ist besinnlich und weich, klar und von reichster Feinteilung, er ist ein Romantiker von klassischer Zucht.

In Indien als Offizierssohn geboren, mit seiner Jugend an das alte Amsterdam verpflichtet, Jahrzehnte in England und Frankreich, studierend, lehrend lernend, tief berührt von der verhangenen Seltsamkeit Schottlands, zum Kenner der südlichen und westlichen Sprachen und Kulturen reifend, schließlich für lange von der Klarheit des florentinischen Himmels gebannt — so ist er der Typ des Schweifenden, des Suchers und Genießers, wie sich ja im Romantischen Ungenügen und Genuß oft zusammenfinden. Zum Erkennen und Aufnehmen in jeder Lage, an jedem Ort bereit, rastlos mit dem harten, feingespitzten Bleistift notierend, so konnte er ein Werk schaffen, das dem Dichter Verlaine (dessen Biographie er schrieb) ebenso gerecht wurde wie dem Urbild des holländischen Seemanns, seinem Brouwer in „Het fregatschip Johanna Maria"[1]). Er verstand es, die Gestalt des französischen Lyrikers aus dem Zwielicht von Klatsch, Genialität und Polemik herauszulösen und das Große an ihm, das menschlich Ergreifende freizulegen, mit einem unerhörten Fleiß jeden Umstand klärend, mit Zartgefühl und sucherischer Leidenschaft eindringend und in der klar geformten Darstellung doch so sehr Abstand wahrend, wie es ihm seine holländische Wesensart gebot. In die Reihe dieser dichterisch erkennenden Arbeiten gehören seine biographischen Skizzen vorbildlicher Frauen („Blanke Gestalten") und die „Minnebrieven van een Portugeesche Non", die Rilke aus den gleichen Quellen wie van Schendel ins Deutsche übertragen hat.

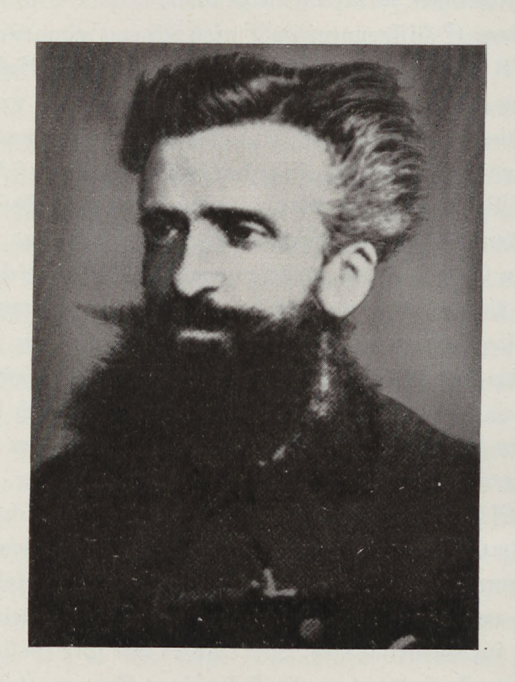
Wer sich neben diesen drei Arten von Büchern seine Seemannsgeschichte vergegenwärtigt, wird erstaunt sein von der Reichweite seines Geistes, wozu ihn sein eindringlicher Ernst und seine tiefe Achtung vor dem Menschlichen befähigt. Die Leistung wird um so merkwürdiger, wenn wir feststellen, daß es keine irgendwie namhafte See- und Abenteuerliteratur im Holländischen gibt. Es fehlen die wichtigsten Voraussetzungen: Lust an der farbigen Welt, der Reiz des Geheimnisvollen und Freude am Kampf. Der Weltmann Arthur van Schendel hat ein stockholländisches Buch geschrieben. Breit und nüchtern rollt die Lebensgeschichte des Segelschiffs ab. Und in diesem Leben eines Schiffs läuft der Lebensfaden eines einfachen, harten Menschen, der als Zimmermann das junge Schiff betritt, mit jeder Rahe und jeder Planke verwächst. Er will das Schiff besitzen. Er spart und handelt und schmuggelt, folgt dem Schiff durch alle Länder und Meere, weiß es immer wieder zu finden, schützt Holz, Tau und Segel vor der verständnislosen Roheit fremdländischer

[1]) Deutsch bei Rainer Wunderlich, Tübingen.

Besitzer, die es von Hand zu Hand, von Land zu Land weiterverkaufen. Endlich nach mühseligen Jahrzehnten gewinnt er sein Schiff und birgt den alten mißhandelten Schiffsrumpf im Hafen seiner Heimatstadt Amsterdam. Kaum je ist die zähe Treue des Holländers zu seinem Besitz, kaum je die lautere Antwort des geliebten Gegenstandes großartiger und klarer zutage getreten. So wie der holländische Maler des 17. Jahrhunderts Haus und Gerät, Stoff und Landschaft geheiligt hat dadurch, daß er sich diesen einfachsten Dingen völlig hingab, so wird hier nüchternes Besitzstreben geheiligt durch die Anerkennung einer Verpflichtung auf Leben und Tod.

Arthur van Schendel lebt zurückgezogen – nicht ungesellig, nein, geehrt inmitten eines kleinen Freundeskreises, aber gänzlich unauffällig. Antoon Coolens Haus liegt in einem hoch umfriedeten Garten am Rand des Peel, des großen Heide- und Moorlandes in der entlegenen Südostecke des Landes. Beide führen kein öffentliches Dasein, und der Reihe nach könnte man von allen Sprechern der Niederlande gleiches berichten. Ihre Bücher werden von einer breiten bürgerlichen Schicht gelesen, und der einfache Bauer begegnet dem Dichter, der neben ihm wohnt, mit einer Achtung, in der das Vertrauen wohnt. Nirgends bemerkt man den Anspruch auf Führerschaft oder auf Sonderrechte des Künstlers, aber ihr Wort gilt viel. Die Gestalten und die Dinge, von denen ihre Geschichten und Gedichte leben, sind Zeichen für Vielheiten, für Gemeinsames. Die Dichter und ihre Gestalten, sie meiden die Vereinzelung, sie sind nichts als Teile eines Ganzen, Erste unter Gleichbürtigen, sowie das Gesicht und die Gestalt in einem Bild des Delfter Vermeer für sich nichts sind, jedoch im Konzert der Farben und Formen des Bildraums etwas Kostbares unter Kostbarem. Die bürgerliche Scheu vor der Individualität ist das Kennzeichen des dichterischen Lebens. „Alle Werte und Vorzüge der Niederlande", so folgert Huizinga aus der Geschichte des Landes, „beruhen weder auf den Verdiensten der Einzelnen, noch auf der Vortrefflichkeit der staatskundigen Ordnung und Leitung, noch ausschließlich im Zusammentreffen der Umstände. Wer den Grund in einen Ausdruck fassen will, – wäre auch sein Maßstab ein rein vernunftmäßiger – könnte kein besseres Wort finden als das vom göttlichen Segen. Die Geschichte mag andere Völker lehren, auf ihre ruhmreiche Vergangenheit stolz zu sein, für uns lautet ihre Lehre, wenn man sie recht begreift, nichts als Demut."

Phot.: Atelier Frans Hals, Den Haag; Jean Korff, Rotterdam; G. K. Schauer, Leipzig; Archivbild.



Gustave Le Bon

(1841—1931)

Aus „Psychologie der Massen“ (Kröners Taschen-Ausgabe)

Die unbewußte Wirksamkeit der Massen, die an die Stelle der bewußten Tatkraft der Einzelnen tritt, bildet ein wesentliches Kennzeichen der Gegenwart.

In den meisten Fällen zeigt die Handlungsweise der Massen eine außerordentlich niedrige Geistigkeit; aber in anderen Handlungen scheinen sie von jenen geheimnisvollen Kräften gelenkt zu werden, welche die Alten Schicksal, Natur, Vorsehung nannten, die wir als die Stimmen der Toten bezeichnen, und deren Macht wir nicht verkennen können, so unbekannt uns auch ihr Wesen ist. Oft scheint es, als ob die Völker in ihrem Schoß verborgene Kräfte tragen, von denen sie geführt werden.

Das Zeitalter, in das wir eintreten, wird in Wahrheit das Zeitalter der Massen sein.

Die Massen haben nur Kraft zur Zerstörung. Ihre Herrschaft bedeutet stets eine Stufe der Auflösung. Eine Kultur setzt feste Regeln, Zucht, den Übergang des Triebhaften zum Vernünftigen, die Vorausberechnung der Zukunft, überhaupt einen hohen Bildungsgrad voraus – Bedingungen, für welche die sich selbst überlassenen Massen völlig unzugänglich sind.

Plötzlich wird die blinde Macht der Masse für einen Augenblick zur einzigen Philosophie der Geschichte.

Die Massenpsychologie zeigt, wie außerordentlich wenig Einfluß Gesetze und Einrichtungen auf die ursprüngliche Natur der Massen haben und wie unfähig diese sind, Meinungen zu haben außer jenen, die ihnen eingeflößt wurden; Regeln, welche auf rein begrifflichem Ermessen beruhen, vermögen sie nicht zu leiten.

Tausende von getrennten Einzelnen können im gegebenen Augenblick unter dem Einfluß gewisser heftiger Gemütsbewegungen, etwa eines großen nationalen Ereignisses, die Kennzeichen einer psychologischen Masse annehmen.

Andrerseits kann bisweilen ein ganzes Volk ohne sichtbare Zusammenscharung unter dem Druck gewisser Einflüsse zur Masse werden.

Zwischen einem großen Mathematiker und seinem Schuster kann verstandesmäßig ein Abgrund klaffen, aber hinsichtlich des Charakters ist der Unterschied oft nichtig oder sehr gering.

In der Masse ist jedes Gefühl, jede Handlung übertragbar, und zwar in so hohem Grade, daß der Einzelne sehr leicht seine persönlichen Wünsche den Gesamtwünschen opfert. Diese Fähigkeit ist seiner eigentlichen Natur durchaus entgegengesetzt, und nur als Bestandteil einer Masse ist der Mensch dazu fähig.

Die Hauptmerkmale des Einzelnen in der Masse sind also: Schwinden der bewußten Persönlichkeit, Vorherrschaft des unbewußten Wesens, Leitung der Gedanken und Gefühle durch Beeinflussung und Übertragung in der gleichen Richtung, Neigung zur unverzüglichen Verwirklichung der eingeflößten Ideen. Der Einzelne ist nicht mehr er selbst, er ist ein Automat geworden, dessen Betrieb sein Wille nicht mehr in der Gewalt hat.

Da die Reize, die auf eine Masse wirken, sehr wechseln und die Massen ihnen immer gehorchen, so sind sie natürlich äußerst wandelbar. Daher sehen wir sie auch in demselben Augenblick von der blutigsten Grausamkeit zum

unbedingtesten Heldentum oder Edelmut übergehen. Die Masse wird leicht zum Henker, ebenso leicht aber auch zum Märtyrer.

In dem Augenblick, da sie zu einer Masse gehören, werden der Ungebildete und der Gelehrte gleich unfähig zur Beobachtung.

Alle Gefühle, gute und schlechte, die eine Masse äußert, haben zwei Eigentümlichkeiten; sie sind sehr einfach und sehr überschwenglich. Wie in so vielen andern, nähert sich auch in dieser Beziehung der Einzelne, der einer Masse angehört, den primitiven Wesen. Gefühlsabstufungen nicht zugänglich, sieht er die Dinge grob und kennt keine Übergänge. Der Überschwang der Gefühle in der Masse wird noch dadurch verstärkt, daß er sich durch Suggestion und Übertragung sehr rasch ausbreitet und daß Anerkennung, die er erfährt, seinen Spannungsgrad erheblich steigert.

Ein ausgesprochener Verdacht wird sogleich zu unumstößlicher Gewißheit. Ein Keim von Abneigung und Mißbilligung, den der Einzelne kaum beachten würde, wächst beim Einzelwesen der Masse sofort zu wildem Haß.

Frönen die Massen also oft niedrigen Instinkten, so bieten sie manchmal auch wieder Beispiele hochsittlicher Handlungsweise. Wenn Uneigennützigkeit, Entsagung, bedingungslose Hingabe an ein eingebildetes oder wirkliches Ideal sittliche Tugenden sind, dann kann man sagen, daß die Massen diese Tugenden oft in einem so hohen Grade besitzen, wie ihn die weisesten Philosophen selten erreicht haben.

Der Wert einer Idee ihrer Rangordnung nach ist übrigens bedeutungslos; nur die von ihr erzeugten Wirkungen sind zu beachten.

Auch sind die Massen in bezug auf Ideen immer mehrere Generationen hinter den Wissenschaftlern und Philosophen zurück.

Oft staunen wir beim Lesen über die Schwäche gewisser Reden, die ungeheuren Eindruck auf ihre Zuhörer gemacht haben; aber man vergißt, daß sie dazu bestimmt waren, Massen hinzureißen, und nicht dazu, von Philosophen gelesen zu werden.

Die Urteile, die die Massen annehmen, sind nur aufgedrängte, niemals geprüfte Urteile. Viele Einzelne erheben sich in dieser Beziehung nicht über die Masse. Die Leichtigkeit, mit der gewisse Meinungen allgemein werden, hängt vor allem mit der Unfähigkeit der meisten Menschen zusammen, sich auf Grund ihrer besonderen Schlüsse eine eigne Meinung zu bilden.

Alles, was die Phantasie der Massen erregt, erscheint in der Form eines packenden, klaren Bildes, das frei ist von jeder Deutung als Zubehör und nur durch einige wunderbare Tatsachen gestützt: einen großen Sieg, ein großes Wunder, ein großes Verbrechen, eine große Hoffnung.

Für die Massen muß man entweder ein Gott sein, oder man ist nichts.

Die Volksbewegung, die unter dem Namen Boulangismus bekannt wurde, hat bewiesen, wie leicht die religiösen Instinkte der Massen der Erneuerung fähig sind. Damals gab es kein Dorfwirtshaus, in dem nicht das Bild des Helden zu finden war. Man schrieb ihm die Macht zu, allen Ungerechtigkeiten, allen Übeln abzuhelfen, und Tausende von Menschen hätten ihr Leben für ihn hingegeben. Welchen Platz hätte er in der Geschichte eingenommen, wenn sein Charakter mit der Legende Schritt gehalten hätte!

Es ist also die Aufgabe eines Volkes, die Einrichtungen der Vergangenheit zu bewahren, indem es sie nur nach und nach verändert. Die Römer im Altertum und die Engländer in der Neuzeit sind fast die einzigen, die sie verwirklicht haben.

Die Bildung einer Staatsordnung erfordert Jahrhunderte, und Jahrhunderte braucht es zu ihrer Wandlung.

Die Völker werden immer von ihrem Charakter beherrscht, und alle Einrichtungen, die sich diesem Charakter nicht innig anschmiegen, sind nichts als ein ausgeliehenes Gewand, eine vorübergehende Verkleidung.

Die große Triebkraft der Völkerentwicklung war niemals die Wahrheit, sondern der Irrtum.



Dr Fritz Klein

Rundschau

Dr. Fritz Klein †. Gebürtig aus einer seit achthundert Jahren in Siebenbürgen ansässigen deutschen Pfarrersfamilie, kam er nach fünfjährigem Kriegsdienst in der österreichisch-ungarischen Armee bald nach Kriegsende in das Deutsche Reich. Am 8. Mai 1936 fand er als Oberleutnant der Reserve, nachdem er schon lange die deutsche Reichsangehörigkeit besaß, während einer militärischen Übung, zu der er sich gemeldet hatte, um im vollendeten Sinne seiner reichsdeutschen Pflicht zu genügen, durch Sturz vom Pferde in der deutschen Garnisonstadt Liegnitz den Soldatentod. Durch dieses Ende als Offizier des Deutschen Reiches schloß Fritz Klein sinnvoll den Ring seines Lebens, und nur von hier aus können alle die, denen sein Tod einen unersetzlichen Verlust bedeutet, die Stille des Herzens gewinnen, aus der heraus man sich nicht mehr auflehnt gegen die Härte des Geschehens. Er, der Sohn eines der begabtesten deutschen Stämme außerhalb der Reichsgrenzen, überschritt diese Grenzen schon als ein Soldat des deutschen Volkes, wenn er auch durch viele Jahre rastlosen Schaffens das Soldatenkleid nicht getragen hat. Er war ein besonders ausgezeichneter Abgesandter aus der großen Kraftreserve des deutschen Volkes, das seinen Söhnen, die außerhalb der Reichsgrenzen siedeln, so viele hervorragende Kämpfer für seine Sache verdankt. Er kam zu einer Zeit in das Reich, als es weder sehr lohnend noch sehr ehrenvoll erschien, Bürger dieses zerschlagenen und sich selbst erniedrigenden Reiches zu sein. Fritz Klein trat damals mit der vornehmen Selbstverständlichkeit seines Wesens in die Reihe der Kämpfer für den Wiederaufstieg des deutschen Volkes. Seiner besonderen Begabung verdankte er es, daß er in einer wohl beispiellosen Laufbahn schon mit dreißig Jahren Chefredakteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" wurde und sie nun in den acht Jahren seiner Leitung zu einer Bedeutung erhob, die ihr europäisches Gehör sicherte. Was Fritz Klein in den schweren Jahren des Ringens um die deutsche Wiederaufrichtung im Innern und nach außen geleistet hat, gehört der Nachkriegsgeschichte an. Der junge Journalist, der sich mit der Sicherheit der großen politischen Publizisten auch auf dem schwierigen Genfer und anderen weltpolitischen Parketten bewegte, gewann ebenso schnell die Achtung der Kollegen der Weltpresse wie das Vertrauen der reichsdeutschen Journalisten, die ihn bald auf den damals verantwortungsvollen Posten des Vorsitzenden des „Vereins Berliner Presse" beriefen. Nach seinem Scheiden aus der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" gründete er gemeinsam mit Paul Fechter eine für das Deutsche Reich neuartige Wochenzeitung, die „Deutsche Zukunft", die unter schwieriger Arbeit bald der Berater der deutschen Menschen wurde, die mit ihrem innersten Herzen um die Sinndeutung des großpolitischen und des deutschen Geschehens rangen. Die Bedeutung der

hier geleisteten Arbeit wird eine im Gefühl und in der Haltung ausgeglichene Betrachtung späterer Zeiten richtig einordnen, und sie wird nicht zögern, Fritz Klein die Ehre zu geben, die seine Freunde ihm schon immer zuerkannt haben. Er ist, wie der militärische Nachruf es hervorhob, ein Soldat des deutschen Volkes von vorbildlicher Haltung gewesen.

Frontsoldaten sind es gewohnt in hartem Erleben, bei einer entstandenen Lücke die Reihen fester zu schließen. Aber in diesem Kameraden verlieren wir alle nicht nur einen tapferen Mitstreiter von überragender Bedeutung, sondern auch einen Menschen, den man lieb haben mußte, wenn man ihm nahe sein durfte. In Fritz Klein mischten sich reichsdeutsche, ja preußische Züge mit den geheimnisvollen, dämonischen Beigaben, die ein deutscher Stamm in südöstlicher Umwelt sich in Jahrhunderten erworben hat. Von durchdringendem, klarem Verstande, mit echter Leidenschaft des Denkens und Fühlens, die durch eine außerordentliche Ruhe, gewonnen nicht aus einer Langsamkeit des Herzens, sondern aus einer durchaus männlichen, beherrschten Haltung gegenüber der Umwelt, sich zu seltener Blüte steigerte, mit einem heißen Herzen in Zuneigung und Ablehnung, den Freunden der klügste und klarsichtigste Berater, den Gegnern ein zuverlässiger Feind, war in Fritz Klein eine Steigerung bester schicksalhafter deutscher Eigenschaften. Er war ein politischer Mensch bis in die letzte Faser seines Wesens, dem ein reiches geschichtlich-politisches Wissen immer bereit zur Verfügung stand und den eine sichere große Konzeption bei seiner Urteilbildung leitete. Seine großen Fähigkeiten waren in keiner Weise ausgeschöpft: auch die größte Aufgabe, vor die man ihn gestellt hätte, würde er gemeistert haben. Er erhob Ansprüche an das Leben und an seine Umwelt, weil sein Eigengewicht sie erheben mußte. Um ihn war Atmosphäre, und die Ausstrahlungen seiner starken Natur teilten sich auch dem Widerstrebenden mit, wie sein überlegener Humor seine Freunde entzückte. Im Anpacken des Lebens und seiner Schwierigkeiten, in seiner seelischen und geistigen Haltung war Kraft und Stil. In der schweren Zeit des Übergangs reifte er innerlich in einem Maße, das Achtung erzwang. — Ich hatt' einen Kameraden . . .

Schwüle Luft. Die Schlagzeilen der Tagespresse zeigen deutlich die gesteigerte Unruhe, die in Europa an Heftigkeit nur gewonnen hat. Auch vollendete Tatsachen haben in der Politik nicht immer die Festigkeit des Bestandes, wie ihre Urheber anzunehmen scheinen. Die Verkündigung des italienischen Imperiums, die Annexion Abessiniens und die Proklamierung des italienischen Königs zum Kaiser von Abessinien brachten in der Zeit des Siegestaumels Äußerungen des maßgebenden italienischen Staatsmannes und der italienischen Presse zuwege, die zweifellos das englische Gefühl erheblich verletzt haben. Es kommt hinzu, daß die Abreise der Italiener aus Genf, die ohne Verständigung des englischen Außenministers Eden erfolgte, eine gewollte Brüskierung dieses in Italien besonders verhaßten Mannes bedeutete. Neben vielen anderen bemerkenswerten Eigenschaften haben die Engländer auch in

der Politik ein gutes Gedächtnis, und es scheint so, als ob sie zur Liquidierung von Kränkungen sich Zeit lassen werden im Vertrauen auf ihr gutes Gedächtnis. In Italien ist eine gewisse Ernüchterung eingetreten, und der letzte Schritt Mussolinis, der ausgesprochen ein Versöhnungsangebot an England ist, muß hierauf zurückgeführt werden. Die Nichtanerkennung der neuen Situation durch den Völkerbund erschwert Italiens Lage erheblich. Ob er die bestehende sehr starke Spannung zu verringern in der Lage ist, kann bei Abschluß dieser Übersicht am 22. Mai nicht gesagt werden. Fest steht jedenfalls, daß England ein gewaltiges Aufrüstungsprogramm durchführt, eine Regierungsumbildung vorbereitet — Hoare ist ja bereits wieder in einer maßgebenden Stelle, einen neuen Mittelmeerpakt betreibt, und daß vorläufig die Sanktionen nicht aufgehoben werden, und solange Sanktionen bestehen — die Italiener haben erklärt, die Anti-Sanktionen selbst bei Aufhebung der Sanktionen fortsetzen zu wollen — ist an eine Bereinigung des Gegensatzes, der sicherlich stärker, als die englische Politik der großen Linie es wünscht, gegenwärtig die Politik beherrscht, nicht zu denken. (Vielleicht kann ein klares italienisches Angebot über den Tana-See Wunder wirken.) Über Frankreich läßt sich heute nichts sagen, da die endgültige Zusammensetzung der neuen Regierung noch nicht feststeht. Für uns ist diese Frage besonders wichtig wegen der noch offenen Beantwortung des englischen Fragebogens. Die Katastrophe des Völkerbundes ist durch nichts mehr zu verhüllen. Jetzt ist Guatemala, der fünfte Staat, nach Brasilien, Costarica, Japan und Deutschland, ausgetreten. Das ist sicherlich keine welterschütternde Angelegenheit, aber eine sehr kennzeichnende Illustrierung der Einschätzung des Völkerbundes. Die drängenden Fragen europäischer und außereuropäischer Politik machen eine sofortige Inangriffnahme der Reformen, wenn man überhaupt am Völkerbund festhalten will, notwendig, machen sie aber wegen ihrer starken Spannungsmomente zugleich unmöglich. — Weitere politische Unruheherde brodeln stärker als bisher. In Polen wird der Versuch gemacht, durch den sogenannten starken Mann Skladkowski die innere Bedrohung durch die Unruhen in der Arbeiter- und Bauernschaft mit Gewalt zu unterdrücken. In Österreich ist der Fürst Starhemberg einigermaßen kaltgestellt worden. Sehr ernsthaft wird aber als Ergebnis der Reise Sir Austen Chamberlains die Schaffung eines großen Bundes autonomer Staaten im Rahmen der ehemals österreichisch-ungarischen Monarchie unter einem Habsburger, freilich unter veränderten staatsrechtlichen Grundlagen, erörtert. In Kleinasien ist keine Beruhigung eingetreten und die Spannungen im Fernen Osten haben gleichfalls zugenommen, so daß sowohl die Sorgen Rußlands größer geworden sind wie auch die englische Politik auf weite Sicht erneut daran erinnert worden ist, sich ein ruhiges Europa zu schaffen, auch um den Preis sehr ernsten Einsatzes für die eigentlichen Entscheidungen der Weltpolitik die Hände frei zu bekommen.

Zu Oswald Spenglers Tode. Der so unerwartet gekommene Tod Oswald Spenglers hat in weiten Kreisen eine tiefe Erschütterung ausgelöst. Man konnte es in den ersten Tagen nach dem Ereignis deutlich spüren an der

Art, wie darüber gesprochen wurde, und auch an den verschiedenen Nachrufen, die fast durchgehend unter dem Eindruck eines schweren Verlustes, wie er auch immer interpretiert werden mochte, geschrieben waren. Seit dem Hinscheiden Stefan Georges ist wohl kein Ereignis gewesen, das den deutschen Geist ähnlich tief getroffen hätte. Hatte sich doch gerade in den letzten Jahren um den als Schriftsteller schweigsamer gewordenen Spengler bereits ein leiser Mythos gewoben. Es genügte das Bewußtsein, daß er „noch da war". Um so lähmender deswegen der Verlust, der in einer viel tieferen Schicht zu suchen ist als im nur wissenschaftlichen oder schriftstellerischen Bereiche. Spengler wollte gewiß noch manches schreiben, das uns durch seinen Tod nun auch verlorengegangen oder höchstens in unvollendetem Nachlaß erhalten ist: einen metaphysischen Unterbau seines Hauptwerkes, der schon vor Jahren einmal angekündigt war, dann den zweiten Teil seiner letzt erschienenen Schrift „Jahre der Entscheidung" unter andern. Und doch wiegen diese Verluste wenig gegenüber der allgemeinen moralischen und geistigen Kraft seiner lebendigen Persönlichkeit, die nunmehr dahingegangen und in ihrer Art kaum zu ersetzen ist. Denn so sehr Spengler nur als glänzender wissenschaftlicher Schriftsteller begonnen hatte und auf diesem Wege zu Ruhm und weltweitem Echo gekommen war: schon der zweite Teil des Unterganges und die kleine Schrift „Preußentum und Sozialismus" kündeten darüber hinaus die Entwicklung eines Geistes an, der über das literarische Wort entschlossen zur geistigen Tat drängte. Ob Untergang des Abendlandes oder nicht, ob Kulturzyklentheorie oder absoluter Geist, alle diese und hundert kleinere Fragen, die das Werk Spenglers ursprünglich aufgeworfen hatte, interessierten daher an seinen Schriften in den letzten Jahren gar nicht mehr in primärer Weise, ebensowenig wie das Gerede über Pessimismus oder Optimismus. Spengler stand als intellektueller und moralischer Erzieher außerhalb jedes ernsthaften Zweifels. Er vermochte es, im ursprünglichen Sinne Maß zu geben, abgesehen von allem, was er sonst geben oder auch nicht geben konnte. Sein Absolutes lag dort, wo es zuletzt immer nur liegen kann: im Herausstellen eines vital ebenso wie intellektual grandios geläuterten Ethos, dem ewigen Herrenethos als Burg und Voraussetzung aller kulturellen Werte in einem wuchernden Massenzeitalter. Spengler hat niemals für den wirklichen Geist und die wirkliche Kultur lähmend gewirkt, wie auch seine Nachwirkung ob nun in Untergang oder Aufstieg oder auch, was am wahrscheinlichsten sein dürfte, in dem Ablauf der abendländischen Kultur immer auf der richtigen Seite der Barrikade zu finden sein wird.

Olympisches Tun — olympischer Geist. Die Olympischen Spiele, die in diesem Jahre die Vertreter aller Arten des Sports aus allen Teilen der Welt zu friedlichem Wettkampf in Deutschland zusammenführen, sind in erster Linie eine Angelegenheit körperlicher Schulung und Leistungsprüfung. Aber wie das Prinzip des Wettstreits als solches allein schon über den Bereich des nur Körperlichen hinausweist und den ganzen Menschen samt seinen

sittlichen Antrieben und geistigen Zielsetzungen berührt, so sind auch die übrigen Eigenarten dieses Zusammentreffens junger Menschen aus allen Weltteilen geeignet, die Besinnung auf die tiefer reichende Bedeutung der ganzen Veranstaltung anzuregen. Nicht wenig ist dazu bereits gesagt und geschrieben worden, und es ist nur natürlich, daß dabei besonders die „politische" Seite der Sache, ihre Leistung im Dienste einer Verständigung und Annäherung der Völker, unterstrichen worden ist. Wenn jetzt eine ganze Reihe von Büchern und Schriften sich mit ihrer geschichtlichen Begründung befaßt und den Blick auf das alte Olympia der Griechen, auf seine Geschichte und seine Kunst lenkt, so sind wir gewiß, daß dabei mehr im Spiele ist, als das Bestreben, eine günstige Konjunktur für den Buchhandel nicht zu versäumen. Es ist nur billig, wenn im Jahre der Olympischen Spiele in Deutschland das große Ausgrabungswerk deutscher Forscher an der Stätte der vornehmsten Agone des Hellenentums wieder gebührend gewürdigt wird. Sicher aber ist es wichtig, die Geschichte der Olympischen Spiele zu untersuchen und darzustellen; wird doch dabei eine wesentliche Seite hellenischer Geistesart sichtbar, der der sportliche Wettkampf ursprünglich Gottesdienst, Teil des Kultus – Dienst an der Verherrlichung des Gottes, nicht Vergöttlichung des Menschen und seines Leibes! – war, bis auch er mit der Auflösung aller Bindungen Selbstzweck oder künstlich belebte „historische Erinnerung" wurde. Sorgsam freigelegt, werden diese Tatsachen und Zusammenhänge die gleichen bildenden Kräfte ausstrahlen, die bisher jeder Bereich des lebendigen griechischen Geistes dem Betrachter gewährt hat.

Ob es aber, wie mancher zu erwarten scheint, gelingt, mit geschichtlichen und humanistischen Erwägungen die Olympischen Spiele unserer Tage in den Strom einer echten geschichtlichen Tradition einzubeziehen, bleibt sehr zweifelhaft, und nur pseudo-historischer Überschwang kann zu der gefährlichen Annahme kommen, daß ein derartiger lebendiger Zusammenhang in der Tat schon bestehe. Ist Olympia, das Olympia der Griechen, wirklich die „olympische Idee", die heute lebt? Hat „olympischer Geist" sich wirklich wieder entzündet? Ist „olympisches Tun" tatsächlich „ein Anliegen der ganzen Welt" geworden? Statt einer Antwort drängt sich die Frage auf, in welchem Sinne man das Recht hat, von „olympischer Idee", „olympischem Tun", „olympischem Geist" zu sprechen. Sind diese Idee und dieser Geist, die hier bemüht werden, echt oder „Geist" vom Geist der gefährlichen Schlagwortgespenster einer sich an sich selbst berauschenden „Ideologie" derjenigen, die das Gewicht wirklich seiender Dinge nicht zu erkennen und erst recht nicht auszusprechen verstehen? Diese Frage wäre nicht so ernst zu nehmen, zögen wir mit ihr nur den Leitartikelschwulst eines seine Aufgabe verkennenden Sportblattes in Betracht. Ein bedenkliches Anzeichen ist es jedoch, wenn derartige Schlagworte in einem Büchlein stehen, das im übrigen den Anforderungen anspruchsvoller Leser trefflich genügt und mit ausgezeichneten Bildern und knappen, aber alles Notwendige gebenden Ausführungen einen Eindruck von den uns überkommenen Resten der einst in Olympia befindlichen

Kunstwerke gibt (Richard Hamann und R. Hamann-Mac Lean: „Olympische Kunst". Burg, August Hopfer). Gerade vor der nüchternen Schönheit und unerbittlichen Klarheit der hier zum Beschauer sprechenden griechischen Bildwerke verfliegen die Nebel nur tönender Worte, und die Forderung sauberen Denkens und verantwortungsbewußten Sprechens steht da als das nicht geringste Stück des Erbes griechischen Geistes, der auch in Olympia sich offenbarte.

Dr. Georg Paetel †. Im Alter von fünfundsechzig Jahren ist am 27. April Dr. phil. Georg Paetel in Berlin gestorben. Der Name Paetel ist mit der Geschichte der „Deutschen Rundschau" unlöslich verbunden. Im Jahre 1874 bei der Gründung der Zeitschrift stand der Verlag Gebrüder Paetel unter der maßgebenden Leitung von Elwin Paetel, dem Vater Dr. Georg Paetels. Ihn nannte Rodenberg, der Gründer der „Deutschen Rundschau", einmal seinen besten Mitarbeiter, weil er dem Herausgeber freie Hand ließ und großzügig die Idee der Zeitschrift mit allen Mitteln eines klugen Kaufmanns förderte. Dr. Georg Paetel, der Erbe des Verlages Gebrüder Paetel, setzte das Werk seines Vaters fort und war der „Deutschen Rundschau" ein verständnisvoller Förderer, solange sie in seinem Verlage erschien. Das allein schon wäre Grund genug, des Verstorbenen auch an dieser Stelle zu gedenken. Aber Georg Paetels Verdienste um den gesamten deutschen Buchhandel verlangen darüber hinaus eine Würdigung. In den schwersten Jahren des deutschen Buchhandels von 1918 bis 1924 stand Georg Paetel an der Spitze des Deutschen Verlegervereins und widmete seine ganze Arbeitskraft und seine oft bewährte Fähigkeit zum klugen Verhandeln dem deutschen Verlag und dem deutschen Buchhandel in einer Zeit, von deren Schwere die Nachgeborenen kaum den richtigen Begriff mehr haben. Es war die Zeit des verlorenen Krieges, die überging in die furchtbare Periode der Inflation. Selbstlos und unverdrossen bezog Georg Paetel die Kampfposition als erster Vorsitzender des Deutschen Verlegervereins und dachte dabei nicht an die Nachteile, die seinem eignen Unternehmen entstehen konnten und mußten, wenn seine Kraft dem eignen Verlage entzogen wurde. Er hat auch die schweren Zeiten, die dann für ihn kamen, klaglos und würdig getragen. Besonderen Dank schuldet ihm der Buchhandel auch dafür, daß Georg Paetel mit besonderer Liebe den sozialen Unterstützungseinrichtungen des Buchhandels seine tatkräftige Hilfe angedeihen ließ. In der Geschichte des deutschen Buchhandels verdient er einen Ehrenplatz, wie seine Freunde seiner menschlichen Eigenschaften wegen ihn nicht vergessen werden.

Gips im deutschen Märchenwald. Der deutschen Heldensagen, die keine Mißverständnisse in späterer Zeit nach sich gezogen haben, sind nur wenige. Eines der rührendsten Beispiele darunter sind die Lauben in den grünen Kolonien der Schrebergärten am Rande der großen Städte, wo aus brechlichem Holz und zerknittertem Wellblech drohende Söller und scharf-

gezackte Schießscharten in den Frieden lampionbunter Bierabende im gütigen Sommerwind falsche Erinnerungen an düstere Raubritterzeiten tragen.

Schon lange vor dem Ausbruch des immerhin reinigend wirkenden Jugendstiles um die Jahrhundertwende bevölkerten die Gärten um die Villen und kleinen Häuser der Vorstädte und süßverträumten Nester des flachen Landes zahlreiche bunte Gnome, rätselhafte Riesenpilze, Hirschlein, Rehlein auf weißlackierten Zehlein, grimmbärtige Forstmannen, die mehr listig als klug, mehr pfiffig als anmutig unter Busch und Tann hervorlugten. Trat man auf sie zu und beklopfte sie zur Begrüßung, so klangen sie hohl. Schaute man ihnen ins Herz, so mußte man feststellen, daß sie keines besaßen. Herr wie Tier waren aus Gips. Wer über ihre Abstammung nachsann, konnte sich ihre Ahnenreihe nur so vorstellen: in den Märchen der Dichter wie der Germanisten der deutschen Romantik waren all die Geister und Elfen des deutschen Waldes wieder zu Leben und Ehren auferstanden, nachdem sie still durch Jahrhunderte im Volke von Generation zu Generation weitergegeben worden waren, als gute oder böse Gestalten einer bodennahen Vorstellung. Als sie ins gedruckte Buch überwanderten, fingen sie die Illustratoren in ihr Netz und gebrauchten sie zur Herstellung von Bildern und Abziehbildern. Der konventionelle Zwerg mit roter Mütze und grauem Bart wurde geboren. Das mag um 1830 geschehen sein. Um 1870 hat die Industrie diesen Zwerg als modernen Heinzelmann aufgetan. Kaninchenhaft vermehrte sich seitdem der Gipsgnom. Zwischen dem Gebüsch setzte er sich in allen Ziergärten fest. Erst nach dem Kriege wurde er von den meisten Leuten endlich als Gartenschreck empfunden.

Auf dem Ausfterbeetat stehen diese Gnome indes nicht. In einer der Hallen der wunderbaren „Reichsgartenschau in Dresden“, die ein prächtiges Gesamtbild des ganzen deutschen Fleißes zum nährenden Boden schenkt, findet der Besucher eine ganze Versammlung solcher Gipsgestalten, die eine erwerbstüchtige Firma aus dem deutschen Märchenwald gelockt hat. Besonders kostbar in der Ausführung erscheinen ein Hirsch mit tadellosem Geweih, ein Hund mit Fuchs im Maul, Vöglein, welchselbe einem Zwerg vom Notenblatt singen. Dinge gibt es in dieser Beziehung, von denen sich selbst der durch den Besuch gewisser Blumengeschäfte schon in diese Welt ein wenig eingeführte Stauner kaum eine Traumvorstellung machen könnte.

Belauschte Passantengespräche belehren darüber, daß die toten Lebewesen noch immer ein Wohlgefallen erregen. Auch Aufträge regnet es. Und das ist nur recht. Denn selbst deutsche Dichter wie Morgenstern mit dem zarten Geständnis „Und deiner denk ich, zierlichste Gestalt“ und Ringelnatz's „Ganz kleines Reh am ganz kleinen Baum“ sind von solch zerbrechlichem Gips inspiriert. — Übrigens werden, dies als Kuriosum noch bemerkt, in der Nähe der bunten Schau die neuesten Mittel zur Beseitigung von Hühneraugen angeboten. So erfährt man leicht, wo auch den fleißigen und erfolgreichen sächsischen Gärtner der Schuh drückt.

Die Brüder Wagemann

Roman von Gerhart Pohl

ERSTER TEIL

Mein Schulkamerad Wagemann

(1. Fortsetzung)

Hoser war vor die Ofentür getreten und hatte ein paar Schippen Kohle auf die Glut geworfen. Dann lehnte er sich rücklings an den Tisch des Zitherspielers und starrte auf das Feuerloch. Dabei sagte er mit der Schlichtheit, die ich an ihm liebe:

„Den Dingen auf den Grund gehn, ist für die meisten Leute viel zu ungemach. Die sollen ruhig weiter Zeitungsblättel lesen und vergessen und mitsamm' vergessen werden; die sind ja nicht mehr wert. Der Hoser aber . . . ist mühsam; der geht bis auf den Grund der Dinge, und wenn's . . . der Abgrund ist. – Also stellen Sie sich vor, Herr Rat: Da ist ein junger Kerle, wohl in den höhren Zwanzigern und aus besserm Hause – das sieht man gleich. Der kommt eines hübschen Tages ins Gebürg, strolcht im Böhmischen herum, hat kein Gepäck, nicht mal einen Rucksack. Aber Geld – – Geld hat er einen Haufen. Da findet er an der Kolbenkammlehne ein leeres Häusel mit Stubenküche und 'nem Ställchen, ein verlottertes, windschiefes Budel, wo der Mond die streunenden Füchse durch das zerschletterte Dach begrüßt. Akkurat das will er haben . . . mieten will er's und akkurat auf soundsoviel Monate. Die Besitzer, einfache Waldarbeitersleute, waren längst nach Amerika fortgemacht. Ihre Kuh, die Wiese, das bissel Hauskram hatten sie verkauft. Das Budel wollte keiner – auch für hundert Kronen nicht. So blieb es einfach stehen – als Schlafquartier für jeden Bummler, 'ne Bleibe für die Wanderjugend, vielleicht auch für geheime Liebesleute – weiß man's; jedenfalls als Raub der Elemente. Das also wollt' er mieten, und der Gemeindeschulze gibt's ihm endlich – für 'n einziges Paar Kronen, noch alte Steuerschulden von den Leuten. Man dachte halt, er will sich's richten, ein bissel heimlich machen – vielleicht so als ein Liebesnestel für 'n reichen Studikus.

Der aber läßt alles, wie es ist. Nur eine Schütte Stroh und eine Pferdedecke kauft er, ja, und einen Meter fertiges Feuerholz ... so haust er in dem Budel bereits seit vielen Wochen."

Das Romantische daran war nicht so wunderlich, wie Hoser meinte; es war der Geist der „Fahrenden Burschen", den ich kannte. Aber die Verwahrlosung ... und durch Wochen ... dazu die Gerüchte ... Ich war erstaunt, wie reich und vielgefaltet ein Mensch sein kann, und wie wenig davon für die anderen sichtbar wird. Damals hatte ich ja Ulrichs Aufzeichnungen noch nicht gelesen. Unverständlich waren mir die Gründe und die Hintergründe, um die auch Hoser nicht wußte, wie die Berichte des Toten zeigen. Den Abgrund aber fühlte ich.

Das mochte meine heftige Frage färben: „Ja, was um Himmels willen wollte er denn in der Bude?"

Hoser streifte mich mit einem flinken Blick. Sein Augenlicht schimmerte durch die gekniffenen Lider wie ein Mondstrahl durch graue Wolkenberge — giftig — grün war dieses Schimmern. Dann stieß er übereilig die schiefen Schultern hoch.

„Können Sie schweigen", fragte er endlich, „auch vor dem Doktor, der unser beider Freund ist? Ich mag den Tratsch nicht; er zerfrißt gemach die dicksten Stränge."

Ich versicherte es, und wir tranken einen Schluck darauf. Wie sollten wir es damals ahnen, daß ich überhaupt keine Gelegenheit mehr haben würde, mit Wagemann zu reden?!

Hoser legte die dünnen Finger über seine Knie, die nicht größer als zwei mittlere Äpfel sind, und starrte lange auf den Boden. Sein Gesicht durchzog das Filigran der Falten. So schien er ein Bekümmerter zu sein — im Anblicke des Leidens und der Torheit, die das Menschenleben sind. Und bekümmert sagte er:

„Selbstmord — wollte er begehn!"

Dann richtete er sich auf, soweit es bei seiner Figur möglich ist, steckte die Virginia zwischen die Zähne und erzählte ruhig weiter:

„Das ist freilich meine Simuliererei, nichts weiter. Beweisen? ... Man muß halt auf den Grund gerichtet sein, wo die Dinge noch in der Eintracht ohne Teilung schlafen. So verfuhr ich auch mit Wagemann. ‚Der Mann gut, alles gut' — das Sprüchel meines Vaters ließ mich nicht. Ich mußte den Mann gesehen haben. Dazumal arbeitete ich viel in Böhmen: ich malte die alten Hinterglasbilder bei Bauern und in den Kirchen ab. So kam ich auch in seine Nähe. Und eines Tages — es war bereits November, aber ziemlich warm — kraxelte ich zu dem Budel nauf. Es lag abseits am Saum des Hochwalds droben — übrigens ganz ähnlich, wie heute sein Berghaus am Forstkamm liegt. Da ich in die Bude komme, denk' ich: Lieber Himmel! hier krepierten deine Schweine und Karnickel, von edlerem Viehzeug ganz zu schweigen! Die Bude war einfach fürchterlich. Ein kalter Mief hing im Gebretter; der mochte von dem rauchigen Herde und der Nässe kommen.

Und die Bemöbelung? — nee sowas! Selbst die Ziganen hausen besser; die haben wenigstens ein Wägel und 'ne dichte Plane. Die Ofenbank war abgeplezt und als Sitz vor ein schimmeliges Waschkästel gerückt, das wohl den Tisch vorstellen sollte. Jedenfalls lagen darauf linierte Seiten aus einem Schuldiarium, 'ne Füllfeder, Tabakpfeife, Streichhölzel, dergleichen Kram. Auf dem Herde stand ein Topf, daneben ein rostiger Melkeimer, und in der einzigen trocknen Ecke lag die Schütte Stroh. Ich schnupperte. Es war, wie wenn die Eulen riechen; da ist der Tod nicht weit. Und doch . . . ich mußte lachen. Das war ja wirklich zu verrückt."

„Lebte damals Wagemanns Bruder noch?"

Meine Frage war herausgefahren wie ein Schuß aus dem Gewehr im Schrank. Wie den kein Schütze lenkt, so lenkte meine Frage kein Gedanke. Ich war nur aufgeregt; die drei Tage Sturm machten sich bemerkbar.

„Von einem Bruder . . . weiß ich gar nichts!"

Hoser antwortete ruhig — Verwunderung lag wohl in seinem Ton — und erzählte weiter:

„Wenn einer Geld hat, haufenweise — das Mädel von der Holler-Baude hat es doch gesehen, als sie in seiner Brieftasche rumgelochert — nein, der Kerle mußte einen Sparren locker haben! Nun wunderte mich der Tratsch nicht mehr . . . Also wie ich noch steh' und für mich lache, da kommt durch die Stalltür der Mann, und meine Lache gefriert mir auf den Backen. Wie der aussah: ich sage Ihnen, lieber Rat — dagegen war das Budel die reinste Sonntagsstube . . . einfach grausig! Wie die Heilige Kümmernis der Legende, die eine bärtige gekreuzigte Jungfrau sein soll — mit verzotteltem Haar voll Stroh und Splitter, und die blonden Strubbeln wie Kräutig an dem dreispitzigen Kinn. Und die Augen . . . nein, so'ne Augen habe ich mein Lebtag nicht gesehn; sie waren einfach nicht mehr da. Nur noch Höhlen, wo zwei bläuliche Steine glasten! Wie 'n weißer Magier, dünnwandig und von innen her aufgerieben, sah der Mann aus — schrecklich, sag' ich Ihnen, und doch war ich nicht erschrocken. In seinem Anblick wurde ich hilflos wie ein Kindel, ja, und bockig, als ich seine Stimme hörte. ‚Was wollen Sie?' herrschte er mich an. ‚Das Haus besichtigen', gab ich im gleichen Tone Widerpart. ‚Im April ist Ihre Miete abgelaufen. Oder wollen Sie es länger nehmen?' Der Mann verneinte kurz und wandte sich der Stalltür zu. ‚Nicht viel zu sehen hier!' murmelte er im Gehn, ,'n ziemlich gemütliches Budel, hübsch luftig und famos!' Meine Feststellung mochte schmissig geklungen haben, vielleicht gar ausverschämt. In Wahrheit wollte ich nur ein Gespräch beginnen. Der Mann fuhr herum. ‚Was wollen Sie eigentlich, Herr?' krächzte er mit einer Stimme, die der Zorn verklebte. Ich trachtete ihn zu beruhigen, machte wohl gar einen Scherz — so in meiner Art. Als Gastwirt lernt man schließlich mit den verwegensten Gesellen umgehn. Der da blieb steinern und mit Glut dahinter. ‚Jetzt spionieren also auch die Erwachsenen!' Er sprach scharf, so richtig schneidig nach altpreußischer Leutnantsart. Sein Blick aber war wie, ja einfach nicht mehr

diesseits. ‚Sie sind wohl vorgeschickt, Herr – als Streife?! Am sichersten ist der Bucklinski, hat man am Stammtisch im Kretscham auskalmüsert, also geht der Bucklinski vor.‘ Das war gemein; Sie werden es zugeben, Herr Rat! – Ich aber sagte nur: ‚Sie irren sich gehörig! Ich lasse mich nicht schicken!‘ ‚Glauben Sie, ich höre nichts hier oben?! Ich höre alles, Herr – was mir die Bengel durch die Fenster schreien:

Mummelschanzer, Teufelsmann
hat den Hexenpanzer an,
hat den bösen Blick,
schrickt ein jedes Kind zurück!‘

Das Sprüchel plärrte er nach Art der Dorfräudel hin, und dann fuhr er fort: ‚Na, und die Gerüchte? Wollen Sie bestreiten, daß Sie die Gerüchte kennen?‘ – Heftig hatte er gesprochen, ja, wie verfiebert. Ich klammerte mich rittlings an das Waschkästel, so schüchtern war ich unter seiner Art. Der ist verrückt . . . verrückt . . . verrückt! blakte es fort und fort in meinem Kopf. Laut aber sagte ich: ‚Freilich kenne ich der Leute Reden, aber ich glaub' sie nicht, junger Mann!‘ Das war die lautere Wahrheit.

Er aber belferte: ‚Sie lügen ja! Und dann – wieso bin ich eigentlich Ihr junger Mann?! Ich bin ein Mensch, Zeitgenosse Mensch, der Sie gar nichts angeht, Herr! Und ich habe mir hier eine Bleibe gesucht und bezahlt, wenn Sie gütigst gestatten – als eine Ruhepause zwischen den Schlachten. Nicht Kriegsschlachten und nicht Schweineschlachten – das sind die einzigen Schlachten, die Ihr Spießer kennt! Es gibt aber noch andere Schlachten – auch jetzt mitten im Frieden! – Frieden?! . . .‘

‚Er lachte kreischig, und ich stand wie verdonnert an das Waschkästel gedrückt. ‚Das soll nun Friede sein – wohl die Rauchkringel über Euren Hütten, der malerische Sonnenuntergang und das Gläschen Bier nach Feierabend; Proscht, Herr Nachbar! Unterdessen rast die Welt im Fieber, Herr.‘ – ‚Das war so, seit Adam den Apfel nahm!‘ sprach ich – akkurat wie zur Bekräftigung. Sie kennen ja die Ansicht des alten Hoser, Herr Rat! Der weiße Magier sah mich an. Mir kam das Gefühl: Nun erblickt er dich erst! 'n bissel ruhiger sprach er weiter: ‚So meine ich das nicht! Ich meine nur: daß wir am Ende sind. Das Licht verlischt; der Horizont bleibt dunkel. Unser Leben ist sinnlos geworden, Herr!‘ – Wie er es sagte, hart und schneidend – davor grauste mir. Dabei war es, recht eigentlich betrachtet, ja ziemlich unreifes Zeug. Und ich erwiderte sanft: ‚Auch das scheint seit Adams Zeiten so! Vom Standpunkte der Karussellbesitzer ist alles ein einziger Dreher. Die Steinmetze dagegen finden es schwer, die Schneider schnittig, und Gastwirte sind keine Alkoholfeinde! Das ist seit Jahrtausenden so. Daran werden wir zwei gar nicht viel ändern . . .‘

Der Mann stand inmitten der verlotterten Bude – selber verlottert und ein Bild der Schrecknis. So starrte er lange auf die schimmeligen Dielen.

‚Der Schwindel der großen Worte!' sagte er müde. ‚Davon lebt Ihr nun!' Und hernach fügte er noch ein paar dunkle Sätze an; die waren so recht mit Spekulation geladen. Von Haß und Kampf und von ‚ausgeglüht' war die Rede, ja und . . . wortwörtlich: ‚Bar der Liebe!'

Das also war es; da hatte der alte Hoser mal wieder richtig simuliert: Liebeskummer! Aber daß der so tief sich fressen konnte – bis in die Seelenfasern . . . das hatte ich mein Lebtag nicht erfahren. Zum Schluß sagte der Mann: ‚Wenn Sie die Hütte sehen wollen – bitte! Und dann – lassen Sie mich gefälligst allein! Mahlzeit!' Mit diesen Worten verließ er die Stube und ging mit langen Schritten dem Hochwald zu, der ihn bald verdeckte. – Das also war meine Bekanntschaft mit Wagemann."

Danach schwiegen wir eine ganze Weile. Mein Gefühl war aufgebrochen wie ein märzlicher Acker unter dem Pflug. Noch konnten die Worte nicht keimen. In jener Sturmnacht hatte ich ja Ulrichs Aufzeichnungen noch nicht gelesen. Ich quälte mich auf Hosers Spur voran.

„Und so begann Wagemanns Glück!"

Damit nahm der Alte den Faden seiner Erzählung auf.

„Halten Sie mich nicht etwa für einen aufgeblasenen Laps, Herr Rat! Ich weiß, wie das Schicksal uns gebraucht, und daß ich bloß sein Werkzeug war. Also ich konnte ein paar Wochen später das Fräulein Karoline retten und ihr obendrein noch zeigen, wo er sich verkrochen hatte. Ihn zu suchen, war sie ausgezogen – im Hochwinter bei dritthalbe Meter Schnee in Stöckelschuhen und einem pfifflichen Jakettel. Und sie brachte ihn wahrhaftig aus seinem Bau heraus, aus der Verwesung, könnte man wohl sagen, und zurück ins Leben – das Teufelsmädel! Ja, ein richtiges Teufelsmädel ist sie, ein Weib mit Erdklumpen und einem rasenden Geblüt. Die trägt im Wolfsriemen ein Rabenherz wie alle groß verliebten Weiber, dachte ich, als ich sie zum erstenmal gesehn. Das war in der St. Veitskirche im böhmischen Unterdorf."

Und dann erzählte Hoser zunächst die Geschichte Karolines, wie er sie von dem verstorbenen Professor Murnauer, unserm berühmtesten Gebirgsmaler und seinem alten Freund, erfahren hatte:

„Sie ist also wirklich eine Berlinerin, die Frau Karoline Wagemann, jedenfalls zur Hälfte, und sie ist in der Reichshauptstadt geboren. Ihre Mutter wareine Rixdorfer Bäckerstochter, eine blonde, sentimentale Schönheit mit etwas Geld und einem unvollkommenen Herzen; pietistisch war sie, still und arbeitsam. Die lernte auf einem Ball den Maler Lujo Bellmer kennen, einen Deutschen, der in Dalmatien lebte, ein ‚geniales Luderviech von Kollege', wie ihn der alte Murnauer stets genannt haben soll. Es wurde eine große Liebe: Lujo, der nach dem Papier Ludwig hieß und aus Baden stammte, war von ihrer vollendeten Gestalt bezaubert. Zudem hatte er nach fünfzehnjährigem Vagantentum die Ruhe nötig, die ihr Geld gewährte. Johanna schaute in eine Welt der Wunder, die Farbe hatte und das Feuer der Leidenschaft. Was eben noch verboten war, anstößig, ohne Achtung – das galt

nun als der Kern des Daseins, seine Aufgabe und das Gesetz. Ihr Elternhaus versank, und eine neue Traumwelt wuchs unter Lujos Küssen aus ihrem gehitzten Blut. Die Ehe dauerte zwei Jahre, die das Glück der beiden sahen und seine Frucht: Karoline. Dann verreiste der Maler – auf eine Studienfahrt, für ein paar Wochen und allein. Er kam nie mehr zurück. Johanna saß in Süchten wartend und mit Tränen in Berlin; und Karoline wuchs heran. Dann übernahm die Mutter, als alle ihre Rufe in den Winden echolos verstiebten und das Geld sich neigte, einen Posten in der Keksfabrik. So lebten Mutter und Tochter ein stilles Dasein – in heimlicher Trauer jene und diese im Sonnenlicht der Kindheit, das keine Widrigkeit je trübte, bis in das siebente Jahr. – Da war sie eines Tages verschwunden. Die Erregung der Mutter steckte die Leute an, die Zeitungen, die Polizei. Nach kurzem wußte man, ‚ein schwarzhaariger Mann mit forschem Benehmen und Knebelbart' hatte das Kind an der Schule abgeholt, zum Konditor eingeladen und dann wohl – geraubt.

Die Mutter kannte den Mann. Nun klagte sie auf Scheidung, auf die Rückgabe ihres Kindes. Und sie drang durch. Lujo, der wieder in Dalmatien lebte, wurde verurteilt, das Kind zurückgebracht – ein Halbjahr später ging es in dieselbe Schule. Und die Zeit glitt dahin . . . schon waren sechs Jahre vergangen. Da war Karoline, zwölfjährig, wieder verschwunden, und keine Spur von einem ‚schwarzhaarigen Mann'. Nach Tagen der Bängnis und des Harmes bekam die Mutter einen Brief Karolines: sie sei zu ihrem ‚Paps' gefahren, zu der ‚großen Sonne am blauen Meer' den ‚Kaktussen in den Felsen' und den ‚schönen bunten Bildern'; das Geld für die Reise habe sie aus dem Wäscheschrank genommen, und verleitet habe sie keiner dazu, nur ‚das Heimweh nach Paps hat so weh getan'. ‚Komm her zu uns!' schloß der Brief, ‚wir beide erwarten dich mit Sehnsucht!' Lujo hatte einen Brief beigelegt, der mit zärtlichen Worten seine Frau um Verzeihung bat und den Wunsch ihres Kindes zu seinem sehnlichsten machte. Aber Johanna hatte ein unvollkommenes Herz. Ihre Welt war mit dem Lineal gezeichnet – darin gab es keine Krümmung und keinen verfehlten Schwung und daher auch kein Verzeihen. Sie blieb – in der Sicherheit ihres Postens und einsam wie ein angeschweißtes Reh. So versteinte sie früh und starb an gebrochenem Herzen. Als Vater und Tochter zur Beerdigung kamen, fanden sie einen geordneten Haushalt, das Sparkassenbuch mit fünftausend Mark und blühende Geranien an den Fenstern der Wohnung. Bald danach beschloß auch Lujo sein wildes Leben mit einem wilden Tod. Auf einer arnautischen Insel verunglückte er bei der Hyänenjagd. Er kam in ein Rudel der ausgehungerten Küstenwölfe und wurde zerrissen. Damals war Karoline in das Achtzehnte hineingereift – betreut von einer väterlichen Liebe ohne Maßen und wirklich gut erzogen. Sie hatte die Schule besucht, ein Kunsthandwerk erlernt und konnte vier Sprachen. Nach des Vaters Tode zog sie für eine Weile zu Murnauer nach Breslau . . . Dort müssen sie sich kennengelernt haben, der Wagemann und das Teufelsmädel."

Bis dahin hatte Hoser das Schicksal Karolines erzählt – mit respektvoller Genauigkeit nach den Berichten, ja noch im Stile seines Freundes Murnauer. Dann setzte er seine eigene Erzählung fort:

„Später gab's wohl ein Zerwürfnis, Streit, eben seinen wütigen Liebeskummer. Vielleicht hat Wagemann auch wirklich etwas ausgefressen, selbstredend nicht so was Hahnebüchenes – Aufstand, Einbruch, Brudermord, wie die Gerüchte westen – ich meine, das Verbrechen in der letzten Sohle des Herzens, das nie wirklich wird. Und dabei ist es doch von allem Elend das größte. Wer das nimmer gefühlt hat, der ist ein Stein, Herr Rat, und der beweist mit seinem steinernen Dasein, daß das Leben überhaupt ein Elend ist. Darüber habe ich öfters nachgesonnen – vor allem damals nach jener Bekanntschaft mit Wagemann. Mir stimmte der Vers nicht zur Musik. Und eh' ich noch damit fertig war – der Hoser läßt ja nicht locker, wenn er eine Fährte hat – da kam das Fräulein Karoline, und der Vorhang fiel, und wie er sich wieder hob – nach Jahresfrist oder später, da war aus dem weißen Magier ein ganz vernünftiger Doktor geworden, der uns allen liebvertraut ist.

Wann sie eigentlich im Gebürg auftauchte, das Fräulein Karoline – ich weiß nicht recht. Sie soll schon eine Weile auf der Reichsseite herumgelaufen sein. Da hat sie wohl auch das Geraune vernommen ... Jedenfalls war sie mit einemmal in Böhmen drüben und akkurat in meinem Blickfeld. Sie werden gleich merken, wie ich das meine. Also eines Mittags trete ich aus dem Kretscham im Oberdorf. Tautriefend sirrt der Föhn um die Häuser. Das Land ringsum ist wie auf graues Packpapier gemalt – die Wälder mit Kohle, Wege und Felder in einem wässerigen Weiß, und der Himmel ist mit Gelb und Rosa recht sparsam abgesetzt, wie ... ja, wenn dem Maler die Farbe knapp wird und er knausert. Ganz nah und klitschig stehn die Fichten, die Berge sind zusammengerückt. In den Gründen braut die weißliche Gischt. Der alte Hoser kennt sich schließlich aus; der ist von hier. Schneesturm und Frost – ist mein Gedanke, und er treibt mich in den Kretscham zurück, Wollzeug holen. Vermummelt wie ein Standweib mach ich mich auf den Weg zur Arbeit.

Wie ich hernach im Veitskirchel wieder hinter meiner Glasplatte steh' und den Nepomuk abmale, da greift mich richtig die Werkelwut: noch zwei Stunden Licht, und die Arbeit ist verteufelt ... Wissen Sie, Herr Rat: die haben mit so 'nem einfältigen Schwung gemalt, die alten Bauern, aus dem herzlichen Geström ihres Glaubens. Da sind wir schon viel zu verkommen für. Und ich murkse und murkse – mit der steigenden Wut über die Aufgabe und meine Unvollkommenheit dafür. Auf einmal ist es mir, wie wenn ... ja, wie Schritte von gedämpften Sohlen hört sich's an. Es wird ein altes Weiblein sein, denke ich, das sich Perle um Perle in die andre Welt hinüberbetet, und male ruhig weiter. Sehen konnte ich in meiner Nische nur einen kleinen Teil der Kirche, gerade das schmale Seitenschiff.

Nach einer Weile fällt mein Blick im Sinnen über eine schnörkelige Linienführung – schließlich hat der Altvordere doch auch bloß mit der Hand gemalt! – auf die Madonna rechter Hand. Unter ihr standen vier, fünf Bänkel wohl für die Maiandacht, und auf einem sitzt wer? – eine Frauensperson, das seh' ich gleich, und eine junge. Zusammengekrochen ist sie, die Hände unter den Achseln verschränkt, die Knie hochgezogen, den Kopf seitlich geneigt und zugeklappt die Augen – kein Bild des Gebetes, nein vielmehr der Erschöpfung. Und ich simulier im Weitermalen, was die wohl in dem zugigen Kirchel will.

Nach einer langen Weile – sie war so still wie der Wald in windloser Nacht, da man den eignen Herzschlag hört – hob die Frauensperson ihre Augen zu der Madonna, wie im Traum und ohne Willen. Es waren große Augen, dunkle Augen, hübsche Augen, sag ich Ihnen – eben die Augen des Fräulein Karoline. Im Schatten meiner Nische stand ich lautlos und hielt den klammen Pinsel in meinen warmen Odem. So konnte ich sie recht studieren. Daß sie nicht betete wie die einfachen Leute – den englischen Gruß oder sonst ein auswendiges Sprüchel, das war klar. Ja, sie schien nicht einmal auf das Höhere gerichtet, dem das Gotteshaus doch dient. Damals fiel mir der alte Aberglaube ein, daß die verliebten Frauvölker ein Rabenherz im Wolfsriemen tragen, damit sie ihre Liebe binden wollen. Und das bedeutete wohl auch der Blick, der traurig war, so richtig aus der Seele elend, und der hing die ganze Zeit wie entrückt an dem Marienbilde. Übrigens ist das ein besonders schönes Stück, diese Holzmadonna da ..."

„Ich kenne sie", unterbrach ich meinen Wirt, „sie steht jetzt in Wagemanns Berghaus." Und dann gab ich die Erzählung meines Schulkameraden wieder.

„Nun!" sagte Hoser, der mir aufmerksam gefolgt war, „da hat er aber Glück gehabt! Der Pfarrer war wie vernarrt darein. Und was den Wegweiser anlangt, wie es der Doktor nannte – es war die Kehre, sag ich Ihnen! Vor dieser Madonna vollzog sich ihr Geschick; hier lag der tote Punkt des Fräulein Karoline – das hat der Hoser also richtig simuliert. In ihrem Anblick war mir nämlich zweierlei klar geworden: daß die ihre Liebe suchte – zäh wie rasend und aus übervollem Herzen, und daß sie nirgendwo zu finden ist.

Hernach verschwand das Fräulein Karoline; jetzt sah ich auch die Stöckelschuh, das pfiffliche Jakettel und ein fremdartiges Halstuch mit vielerlei Gelb ineinandergewirkt. Mich sah sie nicht; ich stand im Schatten der Nische. ‚Daß dir bloß nischt zustößt, Kindel' dachte ich, ‚bei den lauernden Wettern haußen!' Dann malte ich weiter; ich hatte die Schnörkellinie rausgekriegt, und gemach verglomm das Licht des Tages ... ich mußte meine Arbeit unterbrechen.

Wie ich aus dem Kirchel trete, kriecht schon der Nordost über die Hänge und treibt einen breiten Schneestieben vor sich her. Und eh ich noch die Brettel recht unter den Beinen hab, geht das Gebrülle los. Aber das ist unsereins

von Jugend an gewöhnt. Also ich spreite langsam den Steilweg auf Oberdorf zu, und der Sturm steht wie 'ne Wand in meinem Rücken. Bald hüllt sein Stöber mich ein, wie wenn ein Geist mir Mantel hinter Mantel über die Schultern hänge. Und ein Gelärme, sag ich Ihnen — akkurat wie jetzt da haußen!

Oben an der Pfeiferbrücke will ich gerade über den Seitenhang zum Kretscham nuntergleiten, und ich freu mich schon auf den Grog, da seh ich drei, vier Meter weiter eine Kuhle, wie wenn 'n kleiner Holzschlitten umgefallen wäre . . . schon hübsch verweht. ‚Ihr müßt halt aufpassen, ihr Gockel!' denke ich, da fällt mir was Gelblich-Braunes auf. Im halben Licht der Gleiche schimmert es wie Goldgefaser. Ich hin! — Natürlich war es das Teufelsmädchen! Die hatte der Stiem in die Wehe gedrückt. Daraus konnte sie selber sich nimmer befrein. Da wäre sie elendiglich krepiert — erstickt, verfroren, einerlei!

Ich riß die Brettel von den Füßen. Bis zum Bauche stand ich im Schnee und schippte mit den Händen ihr Gesichtel frei — Luft mußte haben, Kindel! Nach langer Mühsal gelang es mir. Dann rieb ich ihr die Schläfen mit Schnee. Auf einmal schlägt sie die Augen auf, macht sie ganz schnell wieder zu, wie wenn sie mich . . . für so 'ne Alb im Traume angesehn, und hernach macht sie sie endlich wieder auf.

Und dann sagt sie — Sie wissen, Herr Rat, ich bin kein Possenreißer und kein Lügenbold! Also was sagt wohl einer, den man eben aus der Wehe gegraben und in das Leben zurückbugsiert? ‚Kennen Sie den Herrn Ulrich Wagemann?' sagt sie wortwörtlich und wie gedankenlos, als ob sie die Frage schon hundertemal wiederholt. Freilich kannte ich den Namen damals nicht. Aber mir war klar: die meint den verrückten Magier!

Das Ende ist bald erzählt: sie konnte nicht mehr selber gehn und erschleppen . . . nu, das ist 'n bissel viel für mich kleenen Kerle, zumal wenn der Schneesturm macht. Da holte ich die Leute, und die brachten sie in den Kretscham — ins Bett. Andern Mittags war sie ganz frisch, nicht mal verkältet. Da zeigte ich ihr heimlich das Budel. Dort blieb sie wohl an die drei Tage. Der Mann erschien einmal im Oberdorf — beim Balbier und im Krämerladen. Da kaufte er verschiedenes Zeug und noch 'n paar Pferdedecken. Auch um 'n Zentner Kohle soll er gebeten haben. Zwei Tage drauf hörte ich im Kretscham, die beiden da droben sind fortgemacht. Bezahlt war alles; was wirklich Handgreifliches nachsagen — das vermochte keiner. Die Leute schüttelten bloß die Köpfe, und das Leben ging weiter. Gemach verwisperte auch das Raunen: ‚Der hat was auf 'm Kerbholz gehabt!' Dem alten Hoser aber kann man das X nicht für 'n U verkaufen. Der hatte den Mann gesehn und das Teufelsmädel. Der wußte zutiefst in seinem Herzen, daß die beiden Gezeichnete waren . . . so richtige Lieblingskinder Gottes! Und hat das etwa nicht gestimmt . . .?!"

V.

Seit der nächtlichen Erzählung Hosers waren Monate vergangen. Ich war nach Breslau zurückgekehrt und hatte meinen Dienst aufgenommen. Damals kam gerade das neue Gesetz heraus, das einen vollständigen Umbau der Verwaltung brachte. Die Büros der Regierung glichen einem Bienenhaus nach der Schwarmzeit: ein emsiges Weben, geschäftiges Hin und Her, ein Durcheinander zum Neubau des lebendigen Ganzen.

Wir höheren Beamten wühlten uns durch Aktenberge – acht Dienststunden und manche halbe Nacht waren immer auf dem Sprunge zum Wechsel des Amtsbereichs und neuer Vorschriften gewärtig.

So verging ein langer Winter, ohne daß ihn mein Blick erfaßte, geschweige mein Gefühl. Und sollte ich heute sagen, ob damals eigentlich Schnee gelegen habe – ich vermöchte es nicht mit Sicherheit. Und so verging auch der Frühling – mal ein wehmütiger Blick auf die Schneeglöckchen unter den Büschen, Märzbecher und Stiefmütterchen in den Gärten, eine Viertelstunde Sonne auf einer Bank des Parks, ein sonntäglicher Spaziergang ... Und schon war es Sommer. Noch immer saß ich in meine Arbeit eingewühlt und ohne Urlaub.

Als der Sommer der Rüste nahe war, erhielt ich einen Brief. Den vermochte ich zunächst nicht zu erfassen, so unglaubhaft erschien mir sein Inhalt – just wie ein roher Aprilscherz, der den blinden Alarm des Schreckens in die Häuser der Leute trägt.

Ich schob mein Frühstück beiseite und lief im Zimmer umher, trat an den Tisch, las die wenigen Zeilen noch einmal, lief umher und las sie wieder. Fraglos war es Frau Karolines ungekünstelte Schrift, deren weiche Schwingung im Gleichmaß der Striche und Zeilen die starke Seele der erschlossenen Frau verriet. Das gleiche Bild wie vorher die Kartengrüße ergab auch dieser Brief, obwohl sein Inhalt mir lange Zeit unfaßbar blieb:

Ulrich Wagemann hatte der Blitz erschlagen.

Nun nahm ich Urlaub und fuhr ins Gebirge. Dort sah ich den Toten noch einmal – ein Sinnbild der erschreckten Kreatur und das Bekenntnis seines gnadelosen Daseins, wie er selbst es einmal nannte.

Viel später erst wurde mir klar, daß jener Ausflügler, der das phantasievolle Bild vom Beduinen an der Quelle der Oase zu Protokoll gab, damit unwillkürlich ein dauerhaftes Gleichnis für Ulrich Wagemann gefunden hatte. Seine Aufzeichnungen bestätigen es in jedem Zug.

Wie ich zu ihnen kam, ist kurz berichtet, so merkwürdig es mir selbst bis heute erscheint.

Etwa drei Wochen nach der Beerdigung, die übrigens furchtbar war – Frau Karoline mit den beiden Knaben, und keine Träne dieser drei, während ringsum die fremden Leute weinten – wurde ihre Besuchskarte in mein Büro gebracht. Ich ließ sie bitten.

Bei ihrem Eintritt fiel mir die Spannkraft auf, die ungeschwächt erschien. Mit ihren langen, weichen Schritten kam sie auf mich zu und drückte mir fest die Hand. Ihr Gesicht war ernst und zugedeckt – so möchte ich es nennen, obzwar es sicher ungewöhnlich klingt. Ich meine den Ausdruck, den die Standbilder aus den Händen großer Künstler haben: ihn beherrscht ein Grundgefühl, die Freude, das Leid, Angst oder Zuversicht; dahinter aber speichert sich die Vielfalt menschlicher Empfindungen, von toten Stoffen scheinbar zugedeckt und lebendig nur für den Angerührten.

So war ihr Gesicht: der Ernst beherrschte es; mich aber rührte die Vielfalt an, die dahinter lebte. Nicht zersetzenden Gram – nein, den Willen zum Leben glaubte ich zu spüren, die tierische Entschlossenheit des Mütterlichen und die Angst davor, die einfache Angst einer Frau, die allein geblieben ist. Darüber war ich zunächst selbst verwundert. Aber Karolines Augen, die großen, dunklen Augen, die mich verwirrt hatten – bei unsrer Bekanntschaft und später bei dem abendlichen Gang – sie rührten mich. Voll kindlichen Staunens über den Lauf der Welt schienen sie zu sein und verschüchtert wie Kinderaugen im ersten Anblick seiner wundersamen Härte.

Während ich noch rasch einen Schriftsatz zu Ende las, sah ich verstohlen immer wieder auf die Augen der Frau, die neben meinem Schreibtisch saß und durch das Fenster in die Leere starrte.

Dann besprachen wir die Dinge, die es nach Ulrichs Tod zu ordnen galt. Ich hatte mich ihr als Berater angeboten. Nun brachte sie mir die Papiere.

Schließlich nahm sie aus der Aktentasche noch ein dickes Heft, wie es für Studentenarbeiten gefertigt wird.

„Seine Aufzeichnungen“, sagte sie leise. „Auch ich kannte sie nicht.“

Da surrte der Fernsprecher. Die Kanzlei verlangte das Aktenstück, und ich läutete nach dem Botenmeister.

„Die Tatsachen kannte ich freilich“, fuhr Frau Karoline ohne Aufforderung leise fort, sobald ich die Hand von der Klingel nahm. „Sie waren im Versinken, auf den Grund des Herzens, wo der Nebel der Güte leise west. Nun sind sie wieder aufgewirbelt. Alles ist hell geworden – was sein Dasein bestimmte und das Rainers, ja, und das meinige. Aber davon wird noch zu reden sein.“

Der Botenmeister klopfte und trat ein; ich übergab ihm die Akte. Nachdem er die Tür geschlossen hatte, sagte Frau Karoline – ruhig und einfach wie bisher:

„Wollen Sie es lesen? Aber ich muß Ihnen vorher sagen: Sie werden daran tragen. Ich trage selbst daran ... und ... ich habe Vertrauen zu Ihnen – seit jenem Spaziergang.“

Dann gab sie mir das Heft, das sie die ganze Zeit mit beiden Händen vor die Brust gehalten hatte – wie einen kleinen, festen Schild, ihr Herz zu schützen.

Nach einem stummen Händedruck ging sie mit ihren langen, weichen Schritten. An der Tür blieb sie noch einmal stehn, senkte den Kopf und sagte

stockend, ohne sich umzuwenden: „Hüten Sie das Heft vor fremden Augen! Warum – das soll es selber sagen, soll ... Ulrich Ihnen sagen, der Sie gut leiden mochte."

Dann wandte sie sich doch noch um und sah mich an – mit traumverschleierten Augen, auf deren Grunde die Dankbarkeit zu glimmen schien. Noch einmal drückte sie meine Hand – kurz und fest.

„Es war zu schwer – allein ..." sagte sie hastig und fast ohne Ton. Dann verließ sie rasch das Zimmer.

Am Abend las ich Die Aufzeichnungen des Ulrich Wagemann. Die Nacht schlief ich nicht. Am Morgen nahm ich erneut Urlaub und fuhr nach Forstlangwasser hinauf.

Auch mir war es zu schwer; ich möchte die Wahrheit sagen. Auch ich brauchte einen, mit dem ich darüber sprechen konnte, und der einzige, mit dem ich es durfte – es war Frau Karoline.

ZWEITER TEIL

Die Aufzeichnungen des Ulrich Wagemann

I. An Karoline

Du wirst dich wundern, Karoline, dereinst wenn ich gestorben bin, unter meinen Papieren dieses Heft zu finden, von dessen Dasein du nichts weißt.

Wenn du es durchgelesen hast, wirst du – des bin ich gewiß – mir diese Heimlichkeit verzeihen. Die Wahrheit allein bewegt mich dazu, und die vollbringt ein Mensch, wenn überhaupt, nur vor sich selber.

Ich schreibe wie einer, der das Leben verwirkt hat und den Tod erwarten muß. Ich habe mein Leben verwirkt. Du aber hast mich dem Tode entrissen. Seither ist jeder Atemzug dein Geschenk: jeder Morgen, den ich erleben darf, der Forstkamm im Dämmer, Milchlicht des Mondes und die Dolden des Flieders, die Gestirne und die Jahreszeiten, unsere Kinder, unser Haus – dein Geschenk, Karoline!

Denn du hast den tödlichen Traum gebannt. Ich starrte auf eine hangende Felswand, die mich jeden Augenblick mit ihrem Geröll verschütten mußte. „Schicksal!" sagte ich und rührte mich nicht – wie wehrlos und dabei gefoltert. „Nervenschwäche, moi dragi!" war deine Antwort, die wohl ein Lächeln verschönte. Und dann stemmtest du dich gegen das drohende Massiv meines Traums. Mit deinen Fingern packtest du einen wettergerifften Brocken, rissest ihn heraus, daß Sandgeriesel wie Regentropfen auf dich niederfiel, und warfst ihn auf die Halde, auf der ich reglos kauerte. Meine Augen suchten den Brocken im Geröll – vergeblich! Er hatte, zur Erde zurückgekehrt,

alles Drohende verloren. Ein Stein lag unter Steinen — in stummer Friedlichkeit wie sie. Für mich war es ein Wunder, daß aus Verhängnis Friede werden konnte durch eine schwache Menschenhand.

Die hatte unterdessen wieder zugepackt. Ein neuer Ruck, und wieder flog ein Brocken auf die Erde. Und Griff und Ruck; Stein löste sich nach Stein. Schon verklebte der Staub die winzigen Perlen auf deiner Stirn; eine Kruste aus Schmutz und Blut überzog deine weichen Hände — du aber bliebst beharrlich. So vollbrachtest du das Schwerste, das nicht der Abbau der Felswand war: du zogst mich aus dem Strome sinnloser Vergängnis an das Ufer des Lebens mit Wachstum und seinem Gesetz.

Als ich endlich aufsprang und selber zugriff, war ich kaum achtundzwanzig Jahre — kein Jüngling mehr und noch kein Mann. Ich steckte seit langem im Gespinst des Todes, und der kennt nur Opfer ohne Alter und Gesicht. Verpuppt war ich gegen die Winde des Lebens, die meine Jahre an mir vorübertrugen. Ich alterte nicht mehr, ich welkte dahin.

Daß ich von der Halde aufsprang und damit meine Verspinnung zerriß, die Winde des Lebens wieder spürte, Kreislauf der Gestirne und das Gleiten meines Tags; daß dem Erlebnis eigenen Daseins das Gefühl für alles Werden neu entsproß — auch das war deine Gabe, Karoline!

Nur so konnte sich die Saat meines Bluts zu neuem Wuchs entfalten, als fremder Schutt sie zu ersticken drohte. So wurde auch ich, was wir Wagemanns seit Geschlechtern waren: ein Mensch mit Antlitz, Süchten und Gesetz. Und was jener seit Anbeginn durch ein Geschenk der Natur war: Rainer, mein Bruder und dein Mann, den allein du liebtest im Bild und seinem Doppelbild.

Widersprich mir nicht, Karoline, widersprich einem Toten nicht! Erst wenn mein Leben versiegt ist, werden diese Blätter dir erschlossen, vielleicht also, und ich hoffe es, erst in ein paar Jahrzehnten. Du liebtest Rainer, solange er lebte, und du liebst mich, seitdem er gestorben ist. Und im Atem dieser Liebe geschah es, daß ich wurde, was er war — dein Geschenk Karoline, dein kostbarstes Geschenk an mich!

Während ich am Stehpult meines Arbeitszimmers diese Zeilen schreibe, dringen durch die Holzwand eure Stimmen, die deine und die unsrer Jungen. Du hast ihnen das Märchen vom verlorenen Sohn erzählt, und ich sehe euch drei vor mir, ohne euch zu sehen: du hockst gewiß wieder auf dem alten Ledersessel und hältst die braunen Beine mit den Händen umschlossen. Hannes sitzt auf der Kommode, stützt die Arme rücklings und schlenkert die Beine. Werner kauert auf dem Bärenfell und kuschelt sich an den Kopf des Bären. So habe ich euch manches Mal getroffen. Ich sehe euch nicht, aber ich sehe drei Augenpaare durch die Wand, die einander ähneln wie die Gebilde einer Landschaft. Und sind sie nicht in einer Landschaft gebildet, in deiner Landschaft, Karoline? Freilich ist auch, was unsrer Art entspricht, den Kindern

eingeschmolzen. Die Augen aber sind die deinigen, die jettenen Zigeuneraugen, die uns Brüder Wagemann einst berückten.

Eben gleitet mein Blick durch die feinen Silbergitter des Regens in das Schmiedeberger Land hinunter, dessen vergrautes Grün ein paar rote Ziegeldächer wärmen, da höre ich durch die Wand ein paar Worte, und mein Atem stockt.

„Ist Onkel Rainer auch ein verlorener Sohn?"

Ich spüre, daß die verspielte Frage eines Kindes auch dich trifft wie ein wohlgezielter Peitschenhieb.

„Onkel ist tot, Hannes, und ein Toter ist dem Leben für immer verloren."

Deine Stimme klingt weicher als sonst; ich höre die Sehnsucht heraus. Sie ergreift auch mich. Merkwürdig, wie sehr ein Mensch sich zu wandeln vermag!

„Aber Großmutter Wagemann lebt doch, und Onkel Rainer ist ihr Sohn. Warum kann gerade er nicht zu seiner Mutter zurück?"

Beinahe wütend fragt es Hannes.

„Weil vom Ufer des Todes noch keiner wiederkehrte" — und du erzählst die Sage vom Fährmann.

Aber Hannes hat sich in sein Traumgesicht verstrickt.

„Onkel Rainer kehrt doch zurück. Das glaube ich bestimmt! Der sieht so bombig aus auf dem Photo!"

„Bald genau so wie unser Papa!"

Das Echo kommt von Werner, meinem Jungen, der bisher geschwiegen hat.

Nun erhebst du dich, Karoline; ich höre den Sessel knarren. Du rufst die Kinder zum Abendbrot. Hat das Gespräch dich verwirrt?

Ich lehne an meinem Pult und starre auf den schmalen Milchstrom der Sonne, der eben aus graublauen Wolkenbündeln über die schräge Rauchstandarte eines Schlotes sich in das ferne Tal ergießt.

Hat Hannes etwa unrecht? Sind nicht bedeutsamer als die Wirklichkeit mit Alltag, Dumpfheit und dem faden Zufall — der Traum und Glaube des Menschen?

Gestern kam mir der Plan zu diesen Aufzeichnungen — nicht nach einer gegliederten Kette von Überlegungen mit Für und Wider und endlichem Beschluß. Wie ein Straßenräuber sprang er mich an und war die Gottheit im brennenden Busch.

Mondnacht wie heute. Durch die verglaste Welt schritt ich bergan, und Traumgesichte füllten die Starre im Rund. Es mochte in der ersten Stunde sein. Das Auto des Krankenhauses hatte mich zum Forsthaus Ost hinaufgebracht. Dort trat ich in den glasigen Wald. Noch eine halbe Stunde Wanderung, und ich war zu Hause.

Seltsam erregt war ich. Aus jedem Felsstück längs des Weges sah ich das Gesicht der alten Frau, die eben gestorben war, mit seinen Schroffen,

Falten, Warzen – ein Denkmal ungetrösteten Herzens, verschründet und hart wie das Gestein. Das letzte Wort der Siebzigjährigen war ihrem Sohne August zugewandt. „Bring Sie mir das Jungel her, Herr Dokter!“ hatte die Sterbende gebettelt, als ich sie zuletzt besuchte, „'n einziges Augenblickel soll er zu mir kommen. Hernach schieb ich ab – ohne einen Mukser!“ Seit fünfzehn Jahren war der Junge fort – ich wußte es aus den Erzählungen der Leute. Über Nacht hatte er das Vaterhaus verlassen – grundlos und ohne Ziel. „Wilddieb!“ nannten ihn die bösen Mäuler; es wurde nicht bewiesen. Leichtsinn – Verführung – Dummheit: auch das erreichte keinen Grund. Warum also mochte dieser junge Mensch heimlich davongegangen sein? Warum hatte er niemals ein Zeichen seines Lebens ausgesandt? Oder war zurückgekehrt – entsühnt, gereift, verwandelt? Die Alte hatte ihn erwartet, in Sehnsucht, harmvoll und mit einem Funken Hoffnung in ihrem Herzen, den erst der Tod ersticken konnte.

Da ich als Arzt den Gram der Mutter miterleben mußte, grollte ich dem verschollenen Sohne, der wohl ein gleichgültiger Bauernbursche war.

Da stand in der gläsernen Kugel meiner Träumerei, um die der Mond seine Fäden spann, das Wort: Schattenlinie. Und die Legende vom Seeoffizier fiel mir ein, der grundlos die bequeme Heuer aufgibt und dafür eine furchtbare erhält, bis er durch Leid gereift die Schattenlinie seines Lebens überschritten hat. Bis aus Überschwang und Zauder seiner Jugend sich der Mann gehärtet hat, der sich selber bis zur Grenze des Daseins erfüllt.

Der Seeoffizier im fernen Orient – konnte es nicht dieser August sein? Und warum nicht – ich?! Hatte nicht auch ich die bequeme Heuer, die das Vaterhaus mir bot, gegen die furchtbare eines Schwarmgeistes getauscht, der an Abstürzen taumelnd, in Brandgeruch und Verwesung endlich den Frieden der Täler haßt? War nicht auch ich aufgebrochen in eine Ferne ohne Ziel? Getrieben vom Grauen, das ich vor mir selbst empfand? In einer Mondnacht wie dieser. Auf einer Straße wie dieser.

Auf dieser Straße, Karoline! Denn vor mir lag, als ich durch die Gespinste meiner Träumerei für Sekunden die Wirklichkeit erkannte, das Koppenmassiv im milchenen Glast. Ich stand im Melzer-Grund – kaum dreihundert Meter von jener Stelle, wo ich damals zusammengebrochen war.

Das war die Sekunde der Gottheit im brennenden Busch, da der Plan dieser Aufzeichnungen wie ein Straßenräuber mich anfiel: die Erkenntnis, daß man einen Weg zehn-, fünfzig-, vielleicht hundertmal gegangen sein kann und ihn plötzlich doch verfehlt.

Lange stand ich in der betäubenden Stille. Mein Herz klopfte hart. Ich sah den Felsen und die Krüppelfichte wieder, Buschwerk, Gräser und Farn wie dazumal. Darunter sah ich mich selber liegen – zerschlagen und aufgedröselt, an der Schattenlinie meines Lebens. Und dann sah ich mich hier. War ich dieser oder jener oder – beide? Ich sah mich mit den Augen Rainers. Die Schattenlinie lag hinter mir.

Nun begriff ich, warum ich aufschreiben sollte, was ich getan habe und was mir widerfahren ist. Die Schattenlinie zwischen Jugend und Reife geht auch durch die Zeiten: zwischen Gestern und Morgen, Verfall und Triumph. Die Stunde des Chaos kommt nicht über den Menschen allein; sie befällt ganze Geschlechter. Werden die von Morgen verstehen, was die von Gestern niemals verstanden haben: warum wir zwischen Gestern und Morgen verhärtet und betrogen in Haß auflodertern und bis zur Leere verglühten? Damit ein Zeitalter seine Schattenlinie überschreiten kann. Damit das Menschengeschlecht, erneut gehärtet, nach neuem Gesetz sein altes Dasein erfüllt.

Für Hannes und Werner schreibe ich diese Blätter. Sie sollen sie lesen, wenn sie zwanzig Jahre sind. Sie dürfen mich richten; ich weiche nicht aus. Aber sie sollen begreifen, warum das Geschlecht ihrer Väter unruhig und betört sich in Gewalttat und Verhängnis stürzte.

Dann ging ich zurück. Ich fand ohne Mühe den Weg, den ich zuvor verfehlte. Seine Gabel zeichnete sich scharf im Mondlicht ab, und doch war ich vorbeigegangen. Dem Traume folgend. Der Bestimmung.

Noch einmal soll aufleben, was mein Dasein bestimmt hat! Wie schwer ist die Aufgabe, die ich mir stellte! Wie entwirrt sich der Knäuel, wo ist der Anfang und wo sein Ende! Mein Handeln wuchs ja nicht am Rain des Zufalls wie ein verwehtes Weizenkorn, selbst wenn die Tat ein Zufall war.

Freilich war nicht der gemeint, dessen Herz meine Kugel zerriß. Auf den Feind war sie gerichtet, und der Feind war – ein Hirngespinst.

Blindwütige Verfechter feindlicher Hirngespinste schlugen aufeinander los und waren Menschen eines Blutes, Glieder eines Volkes, Bürger eines Staates. Von ihren Müttern hatten sie die gleiche Sprache und das gleiche Lied erlernt. Vom gleichen Schicksal war ihr Lebensweg bestimmt. Nun schlugen sie sich – um die Hirngespinste.

O Wahnsinn jener Zeit der harten Herzen! Wahnsinn der Eiferei in Waffen! Ärgster Wahnsinn – daß die Notwendigkeit dazu von dem Gesetz des Werdens auferlegt war!

Auch ich war ein guter Sohn der Zeit – hart und eifervoll wie sie. Die Kugel aber war barmherzig. Sie erschlug den Bruder. So bewahrte sie mich vor Absturz und Tod.

Wohin immer ich fasse – der Knäuel bleibt unentwirrbar. Als ob ihn der Tote mit seinem erstarrten Blut verschließe. Als ob er das Bild rein erhalten wolle, und sei es das Bild des Grauens.

Das Bild? Ja, ein Bild nur ist geblieben, das bei näherem Hinsehn bestimmte Züge trägt und das aus der Ferne betrachtet die Einheit einer Schau erhält.

Dieses Bild will ich beschwören.

II. Unsere Kindheit

Da war unser Landhaus in K. mit Holzplatz, Scheune und Stall, dahinter der Garten mit verwilderten Hecken und knorrigen, alten Bäumen.

Jeder Winkel trug den Namen unserer Phantasie und spielte die Rolle, welche sie ihm bestimmte. „Das Bergel" – ein winziger Hügel unter dem Apfelbaum – war der Ringplatz, wo römische Gladiatoren bis zur Erschöpfung kämpften – „Alle Griffe sind erlaubt!". „Zirkus Rex" hieß die Ecke zwischen Spalier und Quittenbaum, die man mit einer Plane überwölben konnte. Dort rasten manchen lieben Nachmittag die Mustangs über Hürden, und die bengalischen Tiger kuschten mit drohenden Lichtern.

Direktor war ich – der Anführer bei jedem Spiel. Das schien ein ererbtes Recht zu sein. Jedenfalls anerkannten es die Gespielen, Rainer und Senker – von Anbeginn. Dabei war unser Freund Grammatke, der Senker genannt wurde – warum wußte niemand – einen Teil älter als wir beiden Wagemanns, schon nahe dem elften.

Eines Tages bestimmte ich, daß ein Verließ gebaut wird, wo wir fortan hausen wollten. Ein Platz im dichtesten Gebüsch, und wir gruben ein Loch – zwei Meter lang und vierzig Zoll breit und so tief, daß wir aufrecht darin stehen konnten. Aus Brettern vom Holzplatz wurde ein Dach gezimmert. Senker hatte Geschick für saubere Handarbeit. Erde und fauliges Laub schichteten wir über die Bretter. So war das Verließ dem Blicke der Gaffer entzogen, und Gaffer waren alle – außer uns dreien, dem Blutbund der Gauruler. Gaurula hieß unsere Höhle – ich hatte den Namen erfunden. Er sollte die dunkle Macht anzeigen, das Ferne und Geheimnisvolle, das unsere Sehnsucht war.

Und Gaurula wurde das Schloß des Scheichs mit üppigen Decken, Fußbank und Stühlchen. Eine Kiste und ein Topf, Bierflaschen, Senfgläser, Weckrausen waren sein kostbares Gerät. In seiner Waffenkammer blitzten Kindersäbel, Küchenmesser, Taschenlampe und ein Wecker ohne Werk. Die Flaschen waren mit Erdbeersaft und Wasser gefüllt, die Kiste barg Brotkrusten, Kekse und Stachelbeeren.

Nach einer Woche Arbeit, die wir mit kindlicher Heimlichkeit zähe leisteten, fand das große Fest der Einweihung statt – die Bluttaufe der Gauruler. Wir hockten nebeneinander in der Höhle. Der alte Wein füllte die Becher und das Festmahl die Teller. Um uns webte das Dämmer des Geheimnisvollen.

Nun zogen wir die Messer und ritzten einen Finger der rechten Hand. Drei Tropfen Blut flossen in einem Händedruck zusammen. Wir hoben die Becher und leerten sie in einem Zuge. Der Blutbund der Gauruler war begründet. „Wer das Geheimnis verrät, muß sterben!"

Da rief uns das Hausmädchen. Rainer lief ihr entgegen und übernahm die Botschaft: raufkommen sollten wir, uns umkleiden; mit dem Vieruhrzug käme Besuch aus Breslau.

Wir lehnten uns auf, schimpften und jammerten; zuletzt bettelten wir die Mutter. Vergeblich! Dumme Bengel seien wir, meinte sie, eine feine Dame, Frau Direktor Klinkert, käme und brächte ihre Sabine mit, die ein forsches Mädchen unseres Alters sei; wir würden herrlich zusammen spielen.

Wir aber waren untröstlich. Wir mußten uns waschen, und die weißen Matrosenblusen waren unser Abschen! Im Kinderzimmer sagte ich in meiner Wut: „Die wird gezwiebelt, die Sabine! Was stört sie unser schönstes Fest!"

„Die Gans, die tumme!"

Das Echo kam von Senker, und Rainer schwieg.

„Es gilt unser Blutbund!" erklärte ich drohend. „Wer das Geheimnis verrät, muß sterben! Das Geheimnis heißt: Sabine wird geschnickt!"

Dann kam Frau Direktor Klinkert mit langem Kleid und Riesenhut und einer Wolke Duft um sich. Sie war sehr freundlich zu uns. Rainer und ich bekamen Konfekt, jeder ein großes Paket, das wir mit Senker teilten. Und da war auch Sabine – ein blondes Mädchen mit Wadenstrümpfen, Schnecken und einem Strohhut mit Gummiband. Sie begegnete uns kameradschaftlich, als ob sie uns lange kennte. Sehr vornehm erschien uns ihre Sprache.

„Wie die sich dicke tut!"

Senker puffte mich in die Seite.

„Nach der Vesper wird abgerechnet!" sagte ich kühn, und Rainer schwieg.

Und Rainer holte nach der Vesper die Reifen herbei und begann das Treibspiel mit Sabine. Sie jagten rings um den großen Holzplatz – Sabine so schnell wie er. Senker und ich standen starr an die Mauer des Pferdestalls gedrückt. Dann schlichen wir lautlos davon. Erst im Dunkel von Gaurula fanden wir uns wieder – Senker in gemurrten Flüchen; ich in Tränen der Wut und mit Fausthieben gegen die erdenen Wände.

„Nun ist alles versaut!"

Die traurigen Worte des Gespielen schürten meinen Zorn zu jäher Flamme. Ich sprang auf, zerstampfte mit dem Fuß den Deckel der Kiste und biß mich an den zerschnittenen Wurzeln längs der Wände fest.

„Lerge, verfluchte!" röchelte ich schließlich, und dann sprühten die Garben der Kutscherflüche, die ich in den Ställen aufgelesen hatte.

„Versaut ist gar nichts! Abgerechnet wird!"

Und dann entwickelte ich meinen Plan. Grammatke sagte: „Ach nee . . ." und „Wenn . . .", bis die Flamme auch ihn erfaßte.

Wir schlangen schmutzige Decken um unsere Kleider, verschmierten die Gesichter mit Erde, nahmen Säbel, Schreckschußpistole und einen Strick. So schlichen wir durch den Garten.

Auf dem Bergel saßen Rainer und Sabine – ein kurzer Pfiff, und wir krochen unter knackenden Jasminsträuchern näher. Dann hockten wir lange in der Deckung des alten Buschwerks und hörten ihre Reden.

„Ich habe ‚Peterchens Mondfahrt‘ im Theater gesehn!“ sagte Sabine. „Da waren lauter Schauspielerinnen als Sternchen verkleidet, und eine als die gute Fee!“

„Wieso verkleidet?“ fragte Rainer erstaunt, „Feen gibt es doch!“

Darüber lachte Sabine.

„Das kann nur ein Bauernjunge sagen, wo kein Theater ist!“

„Du lügst, Sabine!“ erwiderte Rainer aufgebracht, „K. ist eine Stadt, und ich bin kein Bauernjunge!“

„Aber euer Freund ist einer!“ lenkte Sabine ab.

„Ach, der ist halt ein bissel dumm!“ entgegnete Rainer, der Verräter, sanft.

„Und dein Bruder ist auch sooo ... warum ist er so häßlich zu mir?“

„Der Uli tut sich ja bloß! Der ist auf dich böse! Wir haben uns eine Höhle gebaut, und gerade war Einweihungsfest ...“

„Oh, da hätte ich so gerne mitgespielt!“

„Das kannste haben, du Pimpelliese!“

Jähzornig schrie ich die Worte – das „Bauernjunge“ hatte auch mich erbost! — und sprang auf. Senker folgte mir – mit dem Gejohl der Sioux-Omaha.

Auch Rainer und Sabine waren aufgesprungen und – auf der Flucht. „Ihr Memmen!“ rief Senker und stellte Rainer ein Bein, daß er der Länge nach hinschlug. Ich riß Sabine zu Boden und warf eine Decke über das heulende Mädel. Dann fesselten wir den Bruder unter Püffen und Flüchen. Und Sabine schrie ...

Hinter der Rosenhecke kamen Mutter und Frau Klinkert hervor. In ihren engen Kleidern konnten sie nur trippeln.

„Still doch, Sabinchen!“ rief Frau Klinkert von weitem. „Was hast du, Kindchen?“

Und Mutter, die unsere Streiche kannte, schrie: „Wollt ihr wohl, ihr disziplinlosen Bengel!“

Senker und ich stürzten davon. In Gaurula harrten wir keuchend der Strafe.

Nach einer halben Stunde wortloser Bängnis gingen wir ins Haus hinauf. Heimlich wuschen wir uns und säuberten die Kleider.

Da kam Rainer und löste unsere Angst. Er habe Mutter erzählt, Spiel sei alles gewesen: wir, die Scheichs von Gaurula, hätten ihn als Kundschafter ausgeschickt, um Sabine, die weiße Frau, zu rauben.

Darüber habe Frau Klinkert gelacht, auch Sabine habe lachen müssen, und Mutter habe gemeint, nicht arabische Fürsten seien wir, sondern schlesische Rändel, die mit zarten Mädchen nicht umzugehen verständen.

„Und Muttel hat gesagt, nun sollen wir was Vernünftiges spielen, Krocket oder Völkerball oder Reifentreiben. Die Sabine will Krocket. Aber ihr müßt mitmachen. Und, nicht wahr?! – ihr verpetzt mich nicht? Wir sind doch der Blutbund der Gauruler!“

Ja, nun waren wir wieder der Blutbund der Gauruler! Rainer hatte uns doch nicht verraten. Senker spritzte Speichel aus einem Mundwinkel wie der priemende Kutscher Stolbe, rieb die Hände und sagte: „Keß!" Und ich rief: „Klar, Mensch!" und gab dem Bruder einen Boxer. Und wir johlten alle drei unsere Freude ungebärdig hinaus.

Dann spielten wir gemeinsam – wie artige Kinder – Krocket auf geschorenem Rasen unter dem tanzenden Mückenschwarm, bis Sabine zur Heimfahrt gerufen wurde.

Am nächsten Tage feierten wir drei, enger verbunden denn je, noch einmal den Blutbund der Gauruler, und Gaurula blieb einen endlosen Sommer lang das traumversponnene Schloß – Aufbruch und Heimkehr für unsere wilden Knabenspiele.

Zuweilen allerdings stieß ihre Wildheit mit dem Gesetz der Wirklichkeit zusammen. Da stürzte uns die eigene Phantasie mit Gaukelsprüngen in die Abenteuer, die nicht ungefährlich waren. Des einen erinnere ich mich noch genau:

Hängende Zweige trieben im Wasser der Schätzke und streiften das Gleitboot von Nachbar Grammatke, das an seiner Kette knarrte.

Wir Brüder hatten einen Viertelkorb mit Äpfeln und Kartoffeln, eine Kante Brot, die Schreckschußpistolen aus Gaurula und den Steinbaukasten, unser liebstes Spielzeug, sorgsam zwischen den Ruderbänken verstaut. Nun standen wir im Boot und starrten durch den Staketenzaun längs des Ufers über den weiten Holzplatz, wo ein Überlandwagen mit Bohlen beladen wurde. Von Zeit zu Zeit klang das gebieterische „Ho ruck!" des Platzverwalters Kapuste zu uns hinüber.

Endlich tauchte Senker hinter den riesigen Fischbottichen seines väterlichen Grundstücks auf. Er schlüpfte durch die kleine Pforte und lief mit den Bocksprüngen des Übermuts über unseren Holzplatz. „Hat er 'n?" flüsterte Rainer aufgeregt. „Nu klar!" entgegnete ich gespreizt, „Senker ist doch ein Bulle!"

In der Tat schwang Senker über seinen kahlgeschorenen Schädel eine kurze Kette. Daran baumelte der Schlüssel zum Boot. Nun quetschte er sich durch das lockere Staket und sprang zu uns hinunter. Das Boot schwankte unter schwankendem Geäst. Dann trieb es langsam mit der Strömung. Senker hatte sich ans Heck gesetzt und hielt das Stechruder ins Wasser. Rainer hockte auf der Mittelbank und starrte in den griesigen Himmel. Ich stand wie ein Fechter am Kiel und hielt mit einem Knüppel das Boot in der Fahrtrinne. Wir schwiegen lange, und das Städtchen rückte langsam hinter uns. Schon war die Grenze der Häuser verlassen.

Da sagte Grammatke unvermittelt: „Sie kriegen uns doch!"

Rainer widersprach energisch: „Laber nicht, Senker! Wir fahren ja soo weit . . ." und ich fügte hinzu: „Du kannst ja aussteigen, du Mümmelmann!"

Aber daran dachte Senker gar nicht: er führe mit; das sei doch keß! Bloß hätten wir einen Brief hinterlassen sollen . . .

„Die Tante Wagemann wird sich ängsten, und meine Mama auch!"

„Feste ängsten sollen sie sich!" erwiderte ich bockig.

„Heulen sollen sie, bereun!"

„Wegen dem bissel Dresche!"

Der dickfällige Grammatke begriff den Trotz nicht, den die Empfindlichkeit gebar.

Aber Rainer unterstützte mich: „Nicht wegen der Dresche, Senker, wegen der Ungerechtigkeit!"

Und er schilderte den Anlaß unseres tollen Plans noch einmal — mit deftigen Flüchen für unseren Vater und manchem Zierat seiner Phantasie. Wir hätten mit Gustav Krummbach, Gotter-Paule und anderen Hofekindern gespielt; auch Elli Kasten sei dabei gewesen, die Tochter des Bahnhofswirts. Da habe Paule gesagt, Elli sei eine „Sau", und ein Schimpfwort, das wir beide nicht kannten. Dazu hätten alle Kinder gelacht, natürlich auch wir. Plötzlich habe Vater gepfiffen und uns hinaufgerufen. „Was hast du zu Elli gesagt?" habe Vater Rainer angeherrscht.

„Und dann hat er mir eine gelatscht! Aber ich habe gesagt: ‚Ich habe doch gar nichts gesagt!' und Uli hat's auch gesagt. Da ist Vatel furchtbar wütend geworden und hat geschrien: ‚Auch noch lügen, ihr Strolche!' Und dann hat er uns übergebuckt und hat uns lausig verdroschen, und dazu hat er immer geschrien: ‚Fürs Lügen, ihr Strolche! Nur fürs Lügen!' Dabei ist ihm die Uhr aus der Weste gefallen, und peng! — war das Glas entzwei. Da hat ihn der liebe Gott gestraft für seine Ungerechtigkeit!"

„Und jetzt strafen *wir* ihn!" fiel ich mit rüpeliger Dreistheit ein. „Er soll uns in Posemuckel suchen! Und Muttel wird ihm böse sein wegen der Gemeinheit. Sie wird im grünen Nähstuhl sitzen und immerzu natschen, und die Leute werden sagen: ‚Der Wagemann ist ein grober Patron! Dem seine Jungen sind nach Amerika durchgebrannt, weil er sie ungerecht geprügelt hat.'"

„Wieso — Amerika?" fragte Rainer verwundert.

Und ich erzählte den Plan, den ich im Sprechen ersann: wir führen durch Schätzke und Bartsch in die Oder und hinunter bis Stettin. Dort verkauften wir das Boot und lösten Schiffskarten nach Amerika.

„Nee! Das geht nicht!" meinte Senker, der reglos zugehört hatte. „Das Boot ist meinem Papa seins!"

„Das muß Vatel ihm ersetzen! Auch das wird ihn schön ärgern."

Aber Grammatke leistete sturen Widerstand, und ich schrie ihn an, und er schrie zurück. Da mischte sich Rainer in unseren Zank:

„Amerika finde ich quatschig, wo wir nicht mal amerikanisch können. Ich bin für Fahren und Bleiben, wo's uns gefällt. Vielleicht finden wir 'ne Burg auf einem Felsen, wie im ‚Deutschen Taschenbuch'. Sonst bauen wir uns aus Säcken ein Zelt, machen Dämmerle und Röstkartoffeln, und wenn wir genug haben, da fahren wir eben weiter!"

Das wiederum fand Senker „quatschig“. Und da er keinen eignen Vorschlag wußte, entschied er sich für Amerika. Das stärkte meinen Rücken.

„Man muß halt ein Ziel haben, wenn man was erreichen will!“ belehrte ich den jüngeren Bruder.

„Das ist doch ein Ziel!“ entgegnete der mit versonnenem Trotz, „fahren und bleiben, wo’s einem gefällt!“

Dem widersprachen wir beide. Und Rainer starrte schweigend in den versackten Himmel. Ich boste mich über diese „verfluchte Unbelehrbarkeit“, nannte ihn Kindskopf und gab ihm Tritte gegen das Schienenbein.

Da springt der Bruder auf; wir kommen ins Handgemenge. Rainer packt meine Kehle und ich die seinige. Ein rasendes Schwanken des Boots — Grammatke schreit, und wir stürzen ineinandergekrampft kopfüber in das schlammige Flüßchen.

Mühsam puddelnd — wir konnten damals noch nicht schwimmen — erreichten wir das Ufer, wohin Senker bereits das vollgeschlagene Boot gelenkt hatte.

Dann saßen wir lange im Gebüsch — die feuchten Säcke umgehängt, wortlos und frierend. So fand uns Kapuste, den die Eltern auf die Suche nach uns geschickt hatten. Und mit neuen Prügeln endete das Abenteuer.

Dabei liebte ich den Vater, der uns schlug, während Rainer ihn mit Bängnis wie das Walten der Natur verehrte. Freilich hatten wir als Kinder keine Vorstellung von dieser Gegensätzlichkeit der Neigung. Jedoch entschied der Trieb das Urteil stets in diesem Sinne — so auch in Vaters „Bombensache“, die für Rainer „das furchtbare Unglück“ war. Im wolkenlosen Blau des Himmels stand die Sonne über den weiten Stoppelfeldern. Millionen Mücken tanzten in der staubsatten Luft. Reglos standen die Windmühlen im Gelände. Kein Hauch und kein Laut. Nur mein „Hüh!“ ertönte zuweilen und dann — das Knarren des Wagens, Klinkern der Ketten, Schnaufen der Pferde.

Ich leitete die Wallache von Haufen zu Haufen. Der alte Gotter, Paules Vater, warf die Garben in den Arm des kleinen Stolbe, der sie sauber in die Leitern baute.

Rainer lag rücklings auf dem Strohgebirge und starrte den Schwalben nach, die ihre Kurven zogen.

Endlich krähte Stolbe „Haalt!“, kletterte vom Wagen und kam knickebeinig auf mich zu. Von seiner Stirne glitten die staubgrauen Bächlein des Schweißes langsam durch das pergamentene Gerille der Schläfen. Stolbe nahm die Mütze ab. Ihr Lederband troff vor Nässe. Dann zog er aus dem Stiefelschaft das Fläschchen und tat einen gluckernden Schluck.

Gotter hatte sich unterdessen in den Schatten der nahen Mühle geworfen. Ich saß erschöpft am Grabenrand. Rainer lag noch immer auf dem geladenen Erntewagen — reglos und unsichtbar. Weit und breit war kein Laut zu hören.

Endlich preßte Stolbe „Geschinde, beschissenes!" zwischen den Zähnen hervor. Dann nahm er die Leine von der Runge und brachte die schweren Wallache aus ihrer Döserei. Das Handpferd sprang willig an. Doch der Dicke rührte sich nicht. Stolbe krächzte „Jüho, ihr Lergen!"

Da sprangen beide Pferde an und taumelten zurück. Der Kutscher schlug die Peitsche über ihre breiten Rücken, zerrte die Leine und schlug wieder zu. Und die Pferde sprangen an – wieder und wieder ... Schon stieg das Handpferd röchelnd auf die Hinterhufe; Geschirr und Achsen quietschten, die Räder hoben sich langsam aus dem Erdreich, da machte der Dicke einen stolperigen Quersprung, daß die Krume stäubte: der Wagen war in seine Ducke zurückgesackt. Wieder standen die Pferde – schnaufend und mit fliegenden Flanken. Und der kleine Stolbe stand daneben – erschöpft wie sie. Zügel und Peitsche hingen in seinen baumelnden Händen. Aus seinem verfilzten Bart drangen die hingemurrten Flüche wie tierisches Stöhnen.

Und plötzlich brennt seine Kraft noch einmal in jähem Zorne auf. Er wirft die Leine hin, greift den Peitschenstiel fester, ein Sprung – und er hält den Zügel am Maule des Handpferds gepackt. Nun reißt er die Pferde herum, fuchtelt mit dem Stecken vor ihren Augen, und dann schlägt er ihn über ihre Köpfe, gegen Schnauzen und Stirn.

Die Wallache bäumen sich unter den Schlägen. Stolbe reißt sie wendigen Griffs zurück, und dann hageln die Hiebe des Rasenden auf die zitternden Tiere.

Ich bin aufgesprungen und schreie nach einer Sekunde der Lähmung: „Stolbe!"

Rainer starrt mit aufgerissenen Augen hin. Dann bettelt er: „Nicht wehtun, Herr Stolbe!"

Auch der alte Gotter hat sich erhoben und ruft: „Halt ock, Karle!"

Da biegen unsere weißen Litauer in den Feldweg ein. Auf dem Bock des Landwagens sitzt Josef, der Bruder des kleinen Stolbe, und hinten steht Vater – leicht vorgeneigt die große Gestalt, eine Hand am Geländer des Bocks, die andere in der Luft geballt.

Jetzt schreit Vater „Halt!" – Josef zügelt die Litauer mit einem Ruck – Vater steigt auf den Tritt; unter seinem Gewicht neigt sich der Wagen im Gefeder. Er springt ab und rennt auf den kleinen Stolbe zu.

„Was treiben Sie da, Sie Saukerl!" schreit Vater.

„'s sind a paar tück'sche Luder, Herr!" entschuldigt sich Stolbe.

„Ach, was! – müde sind die Tiere!"

Vater ist schon wieder ruhig. Da entdeckt er die blutige Stirn des Dicken, und die Flamme des Zorns schlägt von neuem hoch. Sein Gesicht wird dunkelrot, der Atem beginnt zu fliegen. So geht er mit geballten Fäusten, den breiten Nacken gesenkt, auf Stolbe zu. Der wischt seine Hände über das Gesicht. Ein Stoß vor die Brust, und der Kutscher stolpert an den Rain.

„Das laß ich mir nicht gefallen, Herr!" krächzt der kleine Stolbe und springt auf.

„Was lassen Sie sich nicht gefallen, Sie Pferdeschinder!"

Vater hat die Peitsche aufgehoben und schlägt, in die Flamme seines Zorns gehüllt, auf Stolbe ein, bis der wimmernd zusammenbricht.

Rainer steht reglos auf dem Wagen — den Mund geöffnet, eine Hand leicht angehoben, wie ein Standbild des Schreckens auf ragendem Fels. Josef, der Bruder des Geschlagenen, sitzt in stumpfer Ruhe auf dem Bock. Gotter stützt sich auf die Gabel und kratzt seinen kahlen Hinterkopf.

Inzwischen ist Stolbe aufgesprungen und — an die Kehle unseres Vaters. Der hat die Fäuste gehoben und schlägt sie mit voller Wucht über den Schädel des kleinen Mannes. Stolbe läßt los, torkelt ein paar Schritte, bricht zusammen, und der Vater schlägt erneut mit der Peitsche auf ihn ein.

Da gellt ein Schrei. Mit einem Satz ist Rainer von der Höhe des Wagens gesprungen und lautlos zusammengesackt. Einen Augenblick später stürzt er zu Vater.

„Vaterle, liebes, gutes Vaterle! Tu ihm nichts mehr! Du schlägst ihn ja tot!"

Dabei umklammert Rainer die gelben Ledergamaschen unseres Vaters wie ein Ertrinkender die Rettungsboje, schluchzt und schreit und bettelt — von Grauen geschüttelt und ohne Maß, bis Vater die Peitsche mit einem Ruck hinwirft und selbst stöhnend sein stöhnendes Kind aufhebt.

Ich habe dabeigestanden — die Fäuste geballt und die Zunge zwischen den Zähnen. Mein Jungenherz stand in Flammen für den Vater.

Dann wurden wir heimgeschickt. Hand in Hand gingen wir die lange Schnur des Feldweges entlang. Rainer weinte still für sich. Ich sah ihn neben mir — einen halben Kopf kleiner als ich, das braune Haar verklebt und die blanken Knöpfe der Augen im schmierigen Gesicht. Da dachte ich, daß er noch ein rechtes Kind sei, das Rainerle, und ich sagte — ehrlich begeistert und überlegen, wie ich mir vorkam: „Vater ist ein Held!"

„Ich hab' ja solche Angst vor seiner Wut!" entgegnete Rainer unter Tränen.

Angst hat er, dachte ich — er ist wohl gar ein Baby! Das reizte meinen Widerspruch.

„Vatel ist ein bulliger Mann — wie der Hagen von den Nibelungen!"

„Und wenn der kleine Stolbe totgegangen wäre?" fragte der Bruder leise.

„Das wäre dem Pferdeschinder recht!" erwiderte ich kühn.

„Dann käme Vatel in den Kasten, und sie hackten ihm den Kopf ab, und wir hätten keinen Vatel mehr!"

Dem?! Ich mußte lachen. Da kannte Rainer unsern Vater schlecht!

„Du bist ein Kindskopf!"

So begann ich die Geschichte, die den Bruder überzeugen sollte. Kapuste hatte sie mir jüngst auf einer langen Wagenfahrt erzählt.

„Drüben in Russisch-Polen hat Vatel ganz andre Bombensachen gedreht. Da war das hier der reinste Läpperkram!"

Und ich berichtete dem Bruder, wie Vater und Kapuste als junge Leute monatelang Holz vermessen hätten – im Auftrage des Großvaters, der nach dem Tode seines Bruders, des verrückten Onkel Ferdinand, der Chef der Firma Wagemann-Gebrüder war.

„In einem richtigen Urwald war's", so fuhr ich fort, während wir an der kleinen Brücke stehen blieben. „Da gab's nur Füchse und Wölfe und manchmal gar Bären, aber Menschen – nee, Menschen gabs weit und breit nicht, nicht mal das kleinste Dörfel. Die beiden wohnten in einem Blockhaus, und manchmal fuhren sie in die Stadt hinein – nach Plotsch oder Lops oder . . . na, eben so 'n pollsches Nest! Das eine Mal – da brachten sie Geld mit, ein ganzes Säckel – Silber und Gold! Haushoch lag der Schnee – Kapuste meinte, soviel Schnee gibt's in Deutschland überhaupt nicht! – und die Kälte . . . Mensch, das muß ja viehisch sein! Auf einmal – mitten im Urwalde – da springen zwei Kerle hinter den Bäumen hervor, und schon stehen sie auf den Kufen des Schlittens. Der eine hat Vatel, der andre den Kapuste gepackt. Über Vatel ist ja nicht zu streiten – ich glaube, der ist der stärkste Mann der Welt! Er reißt den Krückstock unter den Pelzdecken vor und knall! – hat der Kerl eins über dem Schädel. Er läßt los und stürzt von der Kufe. Dann hat Vatel die rasenden Gäule gezügelt und ist dem Kapuste zu Hilfe gekommen, der schon halb fertig war – die Flasche! Das gibt er selber zu! Aber Vatel – nee, der ist nicht fertig zu machen. Mit dem Schlagring holt er aus; der Räuber macht noch einen Quietscher und aus! – tot, der Schädel gebrochen. Na, und was denkste, was das Gericht erklärt hat?!"

Ich stellte mich mit aufgestemmten Armen herausfordernd vor den Bruder.

„Glatt freigesprochen! Das hat Vatel gut gemacht – haben die russischen Richter gesagt, und er braucht nicht in den Kasten. Und Kopp abhacken . . . so ein Laber! Unser Vatel ist eben ein bulliger Held!"

Rainer hatte mich mit seinen großen Augen angesehen – unverwandt! Kein Wort meiner begeisterten Rede schien ihm entgangen zu sein. Endlich sagte er, indem er mit dem Handrücken die letzte Träne über seine Wange schmierte: „Stolbe ist aber kein Räuber!"

„Ein Pferdeschinder ist er!" erklärte ich gereizt. „Das ist noch viel gemeiner!"

Rainer schüttelte den Kopf.

„Ich will zu Muttel!" sagte er leise.

Ich zerrte an seiner Hand und höhnte: „Schürzenbändel! Tattelkind!"

Doch der Bruder achtete meiner nicht. In sich gekehrt lief er den Feldweg entlang.

Unterdessen waren qualmige Wolken vor uns aufgestiegen. Aus ihrer stählernen Bläue zuckte ein Blitz in die grüne Stille der Wälder längs des Horizontes.

Fernher murrte der Donner. Bald klatschten die ersten Tropfen in unsere heißen Gesichter.

Im Galopp erreichten wir das Haus, als das Unwetter zu toben begann. Aus ihm wuchs ein endloser Landregen, und aus dem Landregen der Herbst.

Als seine Winde das Laub von den Bäumen rissen, hieß es Abschied nehmen von K. – von Haus und Holzplatz, von Garten, Scheune und Stall, von den Pferden und den Gespielen, ja und vor allem von Grammatke, dem Freunde der Kinderzeit, der uns allerdings verbunden bleiben sollte – bis zu Rainers Tode. Doch das ahnten wir bei diesem kummervollen Abschied nicht.

Adieu, Senker – treuester der Freunde! Lebt wohl, ihr Wallache, die wir euch mehr als alle Menschen liebten! Adieu, Gaurula – Traum der Knabenjahre!

Nach Breslau sind wir damals gezogen. Und die Last der großen Stadt, uns feindlich und unbegreifbar zugleich, erstickte jählings die tanzenden Flämmchen der Kinderzeit.

III. Jugend in Breslau

Nur die Last blieb fühlbar, die wir auf uns nehmen mußten, ohne den Sinn zu begreifen und so an der Güte teilzuhaben, die allem Vernünftigen innewohnt.

Erbarmungslos war die Großstadt; sie bestand nur aus Steinen. Aber konnten nicht auch Steine leben? Wir hatten ihren Atem schon gespürt. Wenn die Sonne hoch über den sommerlichen Feldern stand, kuschelten sie in den Gräsern am Raine. Aus den Sümpfen der Luge starrten sie mit ihren moosigen Augen auf Rotaschel und Pärschke. Und schliefen friedlich, zu Wällen geschichtet, im Schatten der mächtigen Eichen.

Die Steine der Großstadt waren tot. Nein, sie waren nicht tot; sie hatten wohl niemals gelebt. Sie erschienen uns Landjungen künstlich – überwältigend und dabei furchtbar – wie Beton und Stahl, das Licht, der Fernsprecher, die Straßenbahn, ja, auch wie ihre Menschen.

Ein verschachteltes Gefängnis – so sahen wir zunächst die alte Oderstadt mit ihrem Einerlei vergrauter Häuserreihen und dem Gewirre ineinander. Und abends, wenn die Sonne zur Rüste ging, wurde das Gefängnis zum Verließ. Die Häuser verschwammen in endloser Höhe; die Luft war sichtbar vor Schmutz; in dem Streifen Himmel zwischen den Straßenzeilen hing ein verwaschener Fetzen Abendrot.

„Siehst du, die Sonne weint!" sagte Rainer und packte meine Hand. Wir gingen die graue Brunnenstraße entlang. Warum . . . warum . . . warum . . . murrte es in unsern Herzen. Und Rainer sprach die Frage aus.

„Das verstehst du nicht!" antwortete ich. Denn ich war der Ältere, und der mußte es, dachte ich, verstehen.

„Es ist wegen dem Geschäft!" Und dann erzählte ich, daß die Firma Wagemann-Gebrüder groß geworden ist: drei Sägemühlen gehörten ihr jetzt, die in K. und eine am Masurischen Mauersee und die dritte bei Bojanowo, und die Firma – das seien Vater und Onkel Rudolf allein.

„Die zwei können nicht überall auf einmal sein; und auf andre ist eh' kein Verlaß! Da brauchten sie, hat Vatel gesagt, eine Zentrale."

„Großvater Wagemann und dem sein Bruder, der verrückte Onkel Ferdinand, sie waren auch bloß zwei in unserer Firma, und die brauchten auch keine . . ."

„Zentrale!" ergänzte ich Rainers Widerspruch. „Damals waren eben andre Zeiten, Mensch! Da war man noch altmodisch. Denkste etwa, da gab's Gatter und Kreissägen und ein Kesselhaus, wo 's Reingehen die Polizei verbietet? Und K. hat Telephon bloß bis um sieben und keine Eisenbahn mitten in der Nacht. Das Nest ist total unbrauchbar für 'n modernes Geschäft — sagt Onkel Rudolf."

„Die kleine Großmuttel hat mir's ja erzählt."

Mein Bruder war, trotzig wie immer, stehen geblieben.

„Viel schöner war's damals, wie der Großvatel noch lebte!"

„Mepprig war's", erwiderte ich. „Da haben sie das Holz noch stückweise auf großen Böcken zersägt, oben ein Mann und unten zweie; die haben die Blattsäge mit der Hand gezogen. Das war doch kein Betrieb!"

„Ich finde es fein."

Ganz einfach sprach Rainer die Worte — mit der inneren Stille des Traums. Und dann berichtete er, was wir beide längst wußten und was wir uns doch immer wieder erzählten — wie zu einer heimlichen Tröstung: Großmuttels Geschichte von der Gründung des Geschäfts.

Der Ursprung war ein Eichenbusch, der auf Großmuttels Erbgut stand. Ihr Mann, unser Großvater, hatte eine Wirtschaft in einem Nachbardorf besessen. Die verkaufte er, als er die Großmutter nahm, an seinen jüngeren Bruder Ferdinand, der Junggeselle und ein Abenteurer mit praktischem Verstande war. Der verrückte Onkel Ferdinand — keinen spannenderen Stoff kannte unsere Jugend. Begann Großmuttel davon zu erzählen, so vergaßen wir Essen und Schmökern und Spielen, ja selbst das Klauen der Frühäpfel bei Nachbar Grammatke. Der Tote, den wir nie gesehen hatten — er war vor unsrer Geburt gestorben — war der zauberische Held unsrer Knabenzeit, den wir verehrten — mit Hingabe, kindlicher Liebe und den Schauern der Gänsehaut. Wenn Großmuttel erzählte, wie der Onkel in einer Nacht seine Wirtschaft beim Würfeln im Kretscham verspielte und sich eins pfiff, während die Familie ratlos lamentierte, und in der andern Nacht seinen Besitz zurückgewann und kein Sterbenswörtchen davon erzählte, so daß die Familie bis zum nächsten Kirchgang im Unklaren blieb, dann klopften unsre Kinderherzen wild. Das Blut lief rascher durch die Adern. Es war sein Blut — wir spürten es bis in die Haut, die hitzig wurde.

Und so war auch die Geschichte von der Gründung des Geschäfts:

Eines Morgens ritt der Onkel in den Gutshof unsrer Großeltern — auf seinem Schimmelhengst, der nie einen Sattel, nur eine Decke trug. Er holte den Großvater von der Tenne. Einen Viertelsack hielt er in der Hand. Den warf er auf den Tisch der Wohnstube, öffnete ihn und schüttete den Inhalt

aus: Tausend Louisdore. Zwanzigtausend Mark in geprägtem Gold lagen auf dem Tisch. Und dann entdeckte er seinen Plan. Er hatte, schweigend wie er alles tat, seine Wirtschaft verkauft. Nun wollte er ein Holzgeschäft eröffnen, und sein Bruder müsse der Teilhaber werden. Als Einzahlung gelte der Eichenbusch. Der Plan hatte so glühende Farben, daß davon Großvater in Flammen geriet.

Und dann saßen die Brüder Wagemann in der kühlen Wohnstube des einen, während draußen die heiße Ernteschlacht wogte, und schichteten die Quadern ihrer Phantasie, die der Mörtel der Vernunft fest aneinanderfügte: die Bauernwäldchen der Umgebung würden gekauft, in den stillen Zeiten des Landjahres von den Knechten zersägt, die Bretter auf Rungenwagen vierspännig nach Breslau gebracht, das damals gewaltig zu wachsen begann. Dann sollte der Vorstoß nach Russisch-Polen folgen. Onkel Ferdinand wollte den adligen Grundherren ganze Wälder abkaufen, das Holz auf der Weichsel nach Deutschland bringen und an Berliner Holzhändler verkaufen.

So waren die Pläne der beiden jungen Bauern, die nur die Dorfschule besucht und niemals ihren Bezirk verlassen hatten. Und die Pläne wurden Wirklichkeit – trotz der Warnung des Kaplan Eschenbach und Großmuttels flehenden Bitten. Ihr Mann trennte sein Vermögen von dem ihrigen, damit die acht Kinder nicht in den Strudel des Abenteuers gerieten. Die Frau behielt das Erbgut, der Mann nahm den Eichenbusch und das Geld. Damit war Großmuttel zufrieden.

„Was wollt ich machen, Enkerle!" sagte sie leise, wenn sie die Geschichte wieder einmal erzählte – vielleicht zum zwanzigstenmal.

„Wo der Ferdinand regierte, da gab's nur Untertanen. Der war so recht ein heimlicher Kaiser. Und daß die Wagemanns alle Tollköpfe mit einem rasenden Geblüt, versponnenen Herzen und steinernen Fäusten waren – das wußte ich als Nachbarskind schließlich, ehe ich den Großvater nahm." So erzählte unsre Großmuttel.

Und der heimliche Kaiser unsrer Knabenträume zog schließlich ostwärts – auf seinem Schimmelhengst ohne Sattel und mit einem Korbwägelchen, dessen Rappen der alte Siebenhaar lenkte. Mit einem polnischen Sprachbuch, der Landkarte und einem Sack Louisdore zogen sie in das unbekannte Russisch-Polen. Auf dem Korbwägelchen war der Räucherspeck, ein paar Würste, ein Topf Schmalz, das bißchen Wäsche und Futter für die Pferde verstaut.

Ihren Weg sperrte die Weichsel, die das Hochwasser des Frühlings trug. Weithin war keine Brücke zu finden. Da trieb der heimliche Kaiser im Banne seines Plans den Hengst in die lehmigen Fluten und erreichte, den Geldsack hoch über dem Kopf, auf schwimmendem Bauernpferd das andre Ufer. Danach folgte Siebenhaar mit dem Rappen. An die Räder des Wagens waren leere Bierfässer gebunden, die ihn über Wasser hielten. Und fünf Monate später, an einem heißen Augustmorgen, war Onkel Ferdinand zurück – mit den Pferden, dem Wagen, dem Kutscher Siebenhaar. Nur die Louisdore

waren dort geblieben. Dafür gehörte der neuen Firma „Wagemann-Gebrüder“ ein Streifen Wald im Gouvernement Plozk, und der Vertrag des Notars steckte in Onkels Joppentasche. Über seine Reise sprach er wenig. „Hochmütige Lapse“ seien die polnischen Grundherren, meinte er einmal, und daß er ihnen gezeigt habe, „wo Bartel den Most holt“.

Diese Geschichte erzählten wir uns immer wieder. Und an jenem Abend meinte Rainer schließlich:

„Überhaupt war alles viel schöner damals, nicht bloß die Fahrten des verrückten Onkel Ferdinand. ’n rechter Zusammenhang war, hat Großmuttel gesagt, zwischen Meister und Arbeitern, bei Menschen wie Tieren. Da waren alle noch eingebettet in das nämliche Leben — so hat es Großmuttel gesagt. Und heute sind die garstigen Zeiten, wo alles verhärtet ist und von Gott verlassen!“

„Die Großmuttel ist eben alt!“ sagte ich dazu.

Die Erklärung befriedigte Rainer so wenig wie — mich selber.

Ein Trost und zugleich ein Abenteuer war die neue Wohnung, die uns Eindruck machte.

Acht Zimmer, drei Säle darunter — das spiegelnde Parkett, buntbebilderte Türen aus verbleitem Glas, der Stuck der Decken und vor allem die riesigen Kronen. Da war eine aus geschmiedetem Eisen. Zehn Birnen flammten auf, wenn man zweimal am großen Schalter drehte, und drehte man am kleinen, brannten noch vier Deckenlichter unter gläsernen Perlvorhängen.

Und dann die Tapeten! Der Salon war mit goldener Seide bespannt.

„Aoooch! Ist das echtes Gold?!“ hatte Rainer gerufen, als er das Zimmer zum erstenmal sah — mit dem Unterton des Schreckens, so möchte es mir in der Erinnerung scheinen.

„Dummerle!“ Vater strich über sein seidiges Haar.

„Wir sind weder Fürschten noch spleenige Milliardäre. Tineff ist das hochmoderne Zeug!“

Dabei zupfte er an der Bespannung, als ob er beim Kartoffellesen die Dichte eines Sackes prüfte.

Mutter hatte heftig widersprochen. Er solle die Kinder keine Räudeleien lehren. Das sei ein sündenteurer Stoff, und wer von uns sich daran zu schaffen mache, der bekomme eine geklebt.

Aber Vater war zum Necken aufgelegt.

„Laßt euch nicht verzärteln!“ sagte er zu uns, „Salonlöwen brauche ich nicht als Söhne! Der Prunk ist fürs Geschäft. Danach schätzen die Armleuchter hier den Menschen! Ihr sollt bleiben wie ihr seid. Und wenn euch einer fragt, was euer Vater ist, dann sagt ihr . . .?“

„Holzhacker!“ jubelten wir aus einem Munde.

Mutter war darüber vollends böse.

„Deine Erziehung!“ sagte sie schnippisch. „Wie soll ich in den Bengels den Sinn für das Höhere wecken?!“

Dazu zeigte sie ihr leidendes Gesicht. Und Vater lachte. Groß und wuchtig stand er neben unsrer zarten Mama — wie ein alter Wachtturm neben einer ranken Säule, sie schützend und zugleich beschattend.

„Du bist nervös!“ sagte er endlich, als er über Mutters Augen den feuchten Schimmer gewahrte.

„In Freiheit wachsen lassen und dabei hegen — eine andre Erziehung gibt es nicht!“

Dann ging er mit seinen alten Niedertretern aus dem Salon, und das Parkett knarrte unter seinen schweren Schritten.

Bald war das Abenteuer der neuen Wohnung durchlebt. Wir hatten ein unbekanntes Land erforscht: die Mechanik der Knipser, Verschraubung der Glühbirnen, das Haustelephon, Warmwasserbeuler, die Tapete des Herrenzimmers, die wie Leder aussah und doch nur Pappe war, Gobelinstühle und Berliner Fenster. Kenntnis und Gewöhnung entzauberten sie.

Auch die neue Schule — „das humanistische Gymnasium“, wie wir mit jungenhaftem Stolze sagten, obzwar es deren einige gab — trug bald die Züge des Gewohnten, zumal wir ihren Aufgaben gewachsen waren.

Dagegen schienen uns die Kinder unsres Alters in manchem überlegen. Wendig und sicher spürten sie wohl das Erbarmungslose der großen Stadt nicht, das uns in einem versteckten Winkel des Herzens wehrlos machte.

Das reizte uns schließlich in wilden Zorn hinein. „Pomadenaffen“ schimpften wir die knabenhaften Stutzer, deren es in unsrer Schule viele gab. Sie trugen Knöpfschuhe, Armkettchen und goldene Ringe bereits in Untertertia. Für die Streber, die nicht minder zahlreich waren, hatte Rainer ein neues Spottwort ausgedacht, das mir „genial“ erschien. „Lakritzenstangen“ nannte er die Kameraden, die mit gemessenen Schritten und den säuerlichen Mienen einer ungreifbaren Heuchelei den Pfad der Tugend vorwärtsstrebten. Zumal in meiner Klasse trieben die „Lakritzenstangen“, die eine ganze Truppe waren, ihre öden Faxereien. Noch heute kann ich dieses Vereins „Elite“ — oder hieß er „Excelsior“? — nicht ohne ein Lächeln gedenken.

Dabei waren seine Mitglieder — allein betrachtet — zumeist nette Burschen. Der kleine Puck zum Beispiel, der heute Regierungsrat und mein Freund geworden ist, zeigte damals schon die Fähigkeiten einer reichen Seele — das spürte ich bereits in Tertia, ohne daß es mir bewußt geworden wäre. Aber er war ein schüchterner Beamtensohn, verwaist und ohne Geld. Also hatte er im Orchester mitzuspielen, wenn Weidlich seine erste Geige hob. Dieser Weidlich, Sohn des Direktors und eine „bodenlose Flasche“, wie ihn unser Ingrimm taufte, hat sich später als ein Mensch von Mut und kameradschaftlichem Fühlen ausgewiesen.

Noch heute schaudere ich bei dem Gedanken, daß von der Güte dieses Menschen, der mich als Schüler haßte, weil ich ihn immer wieder mit

Verachtung traf — wie böse können Jungenfeinde aufeinander sein! — mein Leben einmal abgehangen hat, wie das des Steigers von der Güte seines Stricks. Und doch stand in der dunkelsten Minute meines Daseins der Schatten Weidlichs neben mir, als hätte eines Zufalls Laune den längst Vergessenen herbeigeweht.

Als Pennäler war derselbe Mensch — ich irre mich bestimmt nicht, und Puck hat es mir bestätigt — ein Ausbund der Gemeinheit.

Da gefielen uns die Kinder der Hausbewohner schon ein wenig besser, obwohl auch sie aus andrem Holz als wir geschnitten schienen.

Fellner, der in meine Klasse ging, hatte ein freches Mundwerk, das die Achtung unsrer Rüpelzeit verlangte und erhielt. Seiner Unverfrorenheit verdankten wir die kleinen Kniffe, die das Leben in der großen Stadt ein wenig heller machten: das kostenlose Fahren auf der Straßenbahn, Einschmuggeln in die „Grand-Lichtspiele“ und das verbotene Fruchteisessen bei Giovanni Giacin.

Fellners besten Freund, das schwächliche Bubilein, ehrten wir wie eine „Leuchte“. Tatsächlich hatte der Sohn des Hochschullehrers Kröner mehr gelesen als wir andren Jungen gleichen Alters.

„Kennste Kant?“ fragte er mich einmal auf der Treppe.

„Klar, Mensch!“ erwiderte ich mit Brustton, obzwar ich keine Ahnung hatte.

Von ihm erhielten wir die ersten Bücher nach unserem Sinn — „bullige Schwarten“ nannten wir Hauffs Lichtenstein und die Erzählungen von Mörike. Von Bubi Kröner stammten auch die Anregungen, die uns wirklich förderten: die Versuche mit dem Mikroskop, den Geisler-Röhren und der Dampfmaschine. Begeistert flochten wir um seinen strubbeligen Kopf den Lorbeerkranz des Meisters. Sein Vater, der Geheimrat, war für uns „der Koloß der deutschen Wissenschaft“ — was mußte der für Kenntnisse haben, wenn sein Sohn schon so viel wußte!

Mit scheuer Ehrfurcht, wie sie nur die Knabenjahre kennen, zogen wir die Mützen bis zur Erde, wenn der Professor mit der besonnenen, dabei straffen Haltung — das graue Haar kurz geschnitten und die Augen hinter einem Kneifer innenwärts gekehrt — die Straße entlang stolzierte. Seitdem wir sein Bild im „Daheim“ gesehen hatten, erfüllte uns ein starkes Glücksgefühl, mit diesem Wundermann in einem Haus zu wohnen, zumal auch Vater ihn „eine Koryphäe seines Faches“ nannte. Und der Sohn erstrebte, was der Vater war. Dabei hatte er das wilde Knabenspiel vergessen, das uns immer noch in Atem hielt.

Messerspicken, Dämmerlemachen und das Schinden am indianischen Marterpfahl: unsre Spiele fanden keine Kameraden, so sehr wir auch nach ihnen suchten. Also blieben wir allein und die Spiele — ungespielt. Was in K. gleichgültig gewesen war — hier erwies es sich als Hindernis: allein konnten wir nicht spielen; wir hatten den Schwung der Stadt nicht erfaßt.

Doch auch daran gewöhnten wir uns langsam. Schließlich wurde unser neues Leben zur Gewohnheit, wie die Kette dem Sträfling Gewohnheit wird: er hat sich damit abgefunden und spürt sie doch schmerzlich bei jedem Schritt.

So wurde das Vergleiten unsrer Tage – für uns nicht merklich – ein Leben im Traum. Er war die Rettung aus dem Unbehagen des erzwungenen Daseins. In seinem Gespinst verwandelte sich die Welt zu einem Trugbild der Wirklichkeit: das Städtchen K. und unser Haus, der Holzplatz, die Äcker, die Pferde ... sie wuchsen im Glast, verschönt von den Strahlen der Sehnsucht.

Das geräumige Landhaus, das der verrückte Onkel Ferdinand gebaut hatte – „der Raumverschwender", wie ihn Großmuttel nannte – sah plötzlich dem Schlosse unsres Herzogs zum Verwechseln ähnlich. Aus unserm hübschen und damals noch recht großen Garten wurde ein grenzenloser Park mit Lustwäldchen, vermummelten Seen und tropischem Geblüh. Die dreißig Arbeiter der Sägemühle, Gespanne, Äcker, die Fischerei von Senkers Vater – sie verzehnfachten sich im Spiele unsrer Phantasie. Wir logen beide, ohne je darüber zu verhandeln, ja ohne es selbst klar zu fühlen – in stiller Zusammenarbeit und erstaunlich geschickt.

Die Lüge war Selbstbehauptung – nicht nur den Kameraden gegenüber, auch vor uns selber. Entsinne ich mich heute dieser Zeit, so will es mir erscheinen, als hätten wir wie alte Leute hingelebt – verkapselt, der Erinnerung zugewandt und ohne Bindung an die Gegenwart. „Weißt du noch?" war unsre liebste Frage, und das schwärmerische Fabeln unser schönstes Spiel. Uns beschäftigte vor allem, was mit K. zusammenhing – so auch die Gestalt des neuen Domherrn.

Eschenbach war bis zu dieser Zeit Stadtpfarrer in K. gewesen. Daher stammte seine Freundschaft mit dem Vater, die von seltener Innigkeit war. Wenn die beiden vor dem Schachbrett saßen, Vater mit Zigarre und Eschenbach mit seiner schmalen Pfeife, lag über diesem Bild ein Frieden, den wir Kinder liebten. Wenn der Pfarrer uns in K. besuchte, kuschelten wir uns in die Sofaecke und lauschten, mäuschenstill, den Reden.

Beide hießen Josef, und da sie das brüderliche Du gebrauchten, redeten sie einander mit dem gleichen Namen an.

„Josef, du schwimmst heute!" sagte Eschenbach mit seiner hohen Stimme, die ein wenig fiepte, und tat den nächsten Zug.

„Gleich wirst du ersoffen sein, Josef!" erwiderte der derbe Baß des Vaters.

Dann sprachen sie über die Ereignisse der Woche – Geburt und Tod in der Gemeinde, die Ernteaussicht, Geschäft und Politik.

„Du hast den kleinen Stolbe geschlagen!" sagte Eschenbach einmal und zupfte an den grauen Büscheln seiner Augenbrauen.

Wir hielten den Atem an: was würde Vatel sagen?

„Er ist ein Pferdeschinder, Josef!" brummte er und war wohl gar verlegen. „Und du bist unbeherrscht! Nimm es mir nicht übel, Josef!"

Eschenbach, der ein volles Jahrzehnt älter war als unser Vater – uns erschien er wie ein Greis! – hob die Mahnung aus dem großen Schatze seiner Güte. Das spürten wir mit der Sicherheit des Kindes.

„Du weißt doch, was der Jähzorn die Wagemanns gekostet hat!"

Er freilich wußte es genau so gut wie unser Vater. Der Pfarrer hatte Großvater und den verrückten Onkel Ferdinand gekannt. Großmuttel liebte er. Wenn er sie besuchte und ein Weilchen neben ihrem Lehnstuhl saß, unterhielt er sie mit Anekdötchen, bis in ihrem verschrumpelten Gesicht das Lachen blühte. An Vater und Onkel Rudolf band ihn enge Freundschaft, obwohl die beiden durchaus nicht kirchenfromm, ja rechte Sünder waren. Ihre Schwestern hatte er getraut, uns getauft. Er kannte die Familie Wagemann wie kein zweiter. Und alle liebten ihn. Sein Ratschlag war das unumstößliche Gesetz.

Eschenbach war als Geistlicher ein Weltmann. Weitgereist und mancher Sprache kundig hatte er den Blick für alle Wirklichkeit erhalten. Dieser Eignung dankte er wohl seinen Aufstieg. Er wurde Domherr am bischöflichen Sitz in Breslau.

Nun lockerte sich zwar die Verbindung zu uns Wagemanns – die Verbundenheit hielt stand. Der Domherr wachte über unser Schicksal und war zur Stelle, wenn es seine Hilfe galt – so in der Nacht nach Rainers Tode.

Sonst saß er tagaus tagein im steinernen Palast des Bischofs – unermüdlich Akten lesend, Papiere prüfend und mit Bittstellern verhandelnd.

Als wir ihn das erstemal besuchen durften – es war zum Osterfest – glühten wir vor aufgeregtem Stolz.

„Betreßte Diener werden uns empfangen!" schwärmte Rainer, und ich fragte mich im stillen, ob wohl der Herr Fürstbischof zugegen sei.

Tatsächlich empfing uns im Palast ein Diener. Jedoch er hatte keine Tresse. Nichts Feierliches war in seinem Wesen. Später erfuhren wir, daß es – der Pförtner war.

Als wir an jenem Ostersonnabend unser Anliegen hervorgestottert hatten, sagte er gemütlich: „Geht ock nauf, ihr Jungen! Dritte Stube links."

Wir schlichen die steinerne Treppe hinan, die unsrer Vorstellung von einem Bischofsschloß genügte. Im Gange oben warteten wir lange – mit schweigsamer Unentschlossenheit und auf unsre klopfenden Herzen lauschend, die allein vernehmlich waren.

Da kam der Domherr aus dem Zimmer. Der Kragen seines Priesterrocks war jetzt mit einer Silberschnur gefaßt, und statt der schwarzen Halsbinde des Pfarrers schimmerte die violette des Kanonikers. Sonst war Eschenbach der alte.

Auf seinen Stock gestützt kam er mit knabenhafter Eile auf uns zu, fuhr streichelnd über unser Haar und lachte gluckernd.

„Die Freude!" sagte er mit einer Wärme, die uns glücklich machte. „Willkommen, liebe Kinder!"

Und er führte uns in seine Stube, die eine Riesenhalle mit Bogenfenstern war. Auf einem Tritte in der Ecke stand der Arbeitstisch, dahinter ein mächtiger Aktenschrank. Sonst glich das Zimmer seiner Wohnstube in K. – altväterische Möbel, die uns wieder heimelig berührten, und die Erinnerungsmale seiner großen Reisen. Fräulein Bette, seine Wirtschafterin aus der Pfarrei, brachte Anisplätzchen und die süße Feigenlimonade, die wir liebten. Und der große Domherr – „Der Kanonikus“, wie wir meistens sagten, da wir das Wort für feierlicher hielten – schäkerte mit uns wie einst zu Hause.

Dann klopfte es. Ein Pfarrer kam. Eschenbach begrüßte ihn, zog eine Akte aus dem Schrank und begann die Posten durchzugehn.

„Liebes Kind!“ sagte er zuweilen milde und sah den dicken Pfarrer an. Dabei zeigte er mit seinem spitzen Bleistift eine Stelle in der Akte.

„Ihr müßt haushälterischer werden! Das Geld kommt nicht aus der Wasserleitung!“ Und er lachte fröhlich über seinen eignen Scherz.

Später kam ein Bauer. Er klopfte donnernd an die Tür. Dann blieb er im Rahmen stehn und drehte seine Mütze wie ein Steuerrad.

„Gott zum Gruße, Vater Möckel!“ rief Eschenbach mit kameradschaftlicher Wärme und ging auf den Bauern zu. „Ihr kommt das Rollgeld holen. Ist fertig – freilich, freilich! Ihr kommt zu Eurem wohlverdienten Lohn!“ Und er hüpfte, mit dem Stock aufstampfend, an den Schreibtisch und gab dem Mann den Zettel für die Kasse.

Dann unterhielten sich die beiden eine ganze Weile – der Bauer saß neben uns und paffte schüchtern die Zigarre, die Eschenbach ihm gegeben hatte, und der Domherr fragte nach Vieh und Wirtschaft und nach dem Leben in dem Dorf.

Als wir endlich gingen – die Taschen voll Anisplätzchen, als ob wir kleine Kinder seien (dabei waren wir doch schon Tertianer!) – flammte die Begeisterung in unsern Herzen. Die betreßten Diener waren längst vergessen; auch an den Herrn Fürstbischof dachte ich nicht mehr.

„Der Kanonikus ist ’n schnicker Mann!“ sagte ich, und Rainer war es wohl, der meinte: „Der ist viel zu schade für das Stinknest!“

Das war für uns – das höchste Lob.

In diese Zeit fiel das große Abenteuer, das uns zu den Helden der Straße machte.

Unser Flurnachbar war Mister Doodworth, der englische Generalkonsul. Der vornehme Junggeselle in Schwarz – mit Handschuhen, Stock und einem merkwürdigen Haarschnitt in Treppenform – grüßte selbst uns Kinder mit einem gemessenen Lüften der Bombe und dem tönenden „Good morning, my boy!“

Tieferen Eindruck als seine vornehme Höflichkeit machte auf uns beide die Fuchsstute Victoria, auf der er jeden Nachmittag spazieren ritt. Nimmt es wunder, daß wir uns um seinen Diener Anthony wie um einen großen Mann bemühten? Er pflegte die Stute in einem Stall der Nachbarschaft.

Dort durften wir Anthony besuchen, die Victoria striegeln und den Mist fortgabeln. Und Rainer hatte das Glück, einmal vom Stall bis vor unser Haus zu reiten. Da war mein Ehrgeiz entflammt.

Täglich brachte Anthony das Pferd zum Ausritt. Mister Doodworth erschien und zog sich mit einem maßvollen Schwung in den Sattel. Dann grüßte er seinen Diener mit einem gezirkelten Lüften der Bombe und ritt, stocksteif im Sattel sitzend, langsam davon.

Diese Szene bewunderten wir täglich aus der Nähe – hinter der Glastür des Nebeneingangs oder an eine Säule des Tors gedrückt. Sie nährte unser Sinnen und Wünschen und das Heimweh nach K.

Einmal stand Anthony länger als sonst. Endlich wollte er fragen, wo sein Herr geblieben sei. Er rief Rainer an, den er besonders liebte, und übergab ihm das Pferd.

Wie ein Kavallerist stand der Bruder am Zügel der Victoria, die stallfrisch das Pflaster scharrte. Wir andern waren von Neid erfüllt.

Bald hatte sich ein Knäuel schwatzender Jungen um Rainer und das Pferd gelegt.

Da übermannte mich der Ehrgeiz. Ich nahm dem Verdutzten den Zügel ab, ein Satz! – und ich saß auf dem Rücken der Stute, die unter dem fremden Reiter zu bäumen begann. Die Kinder johlten, und ich schlug meine Absätze in die Weichen des Pferdes. Die Kandare hatte ich fest gepackt. So sprengte ich die Straße entlang, wendete und sprengte zurück.

Vor unserm Haus stand der Generalkonsul und – nein, es war kein Irrtum – klatschte Beifall! Mit einem Ruck zügelte ich die Victoria. Anthony hob mich vom Pferd. Mister Doodworth reichte mir die Hand, nachdem er den elfenbeinfarbenen Handschuh langsam abgezogen hatte.

„Bravo, my dear!“ sagte er vor allen Jungen, „der kleine Mister Wagemann ist ein exzellenter Reiter!“

Rainer fiel mir um den Hals und trommelte aus dem Ungestüm seiner redlichen Begeisterung mit den Fäusten auf meinen Rücken.

Seit dieser Stunde waren wir beide die Helden der Straße. Wie ich nach einer Prügelei meine Klasse mit einem Schlag erobert hatte, so war ich auch im häuslichen Umkreis Sieger. Und Rainer mit mir. Denn jeder glaubte dem Bruder, was er von mir wußte, und uns beiden – das tollste Lügengespinst.

Doch unser Leben fiel aus den selten erreichbaren Höhen abenteuerlichen Glückes immer wieder in die freudlosen Tiefen des Alltags zurück. Rasch stumpfte der Glanz, der nur die Taten verschönte.

Und wieder lagen wir in unsern Betten, und unsre Herzen, so wund wie in der ersten Zeit, tackten unaufhörlich: Warum . . . warum . . . warum . . . ?

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Rundschau

Hauptmann und Beumelburg

Gerhart Hauptmann hat einen neuen Roman geschrieben „Im Wirbel der Berufung“ (Berlin, S. Fischer. Kart. 6,50 RM.). Er setzt darin die Reihe seiner autobiographischen Romane fort, erzählt die Geschichte vom jungen Doktor Erasmus Gotter — der Roman spielt im Jahr 1886. Hauptmann-Gotter ist damals dreiundzwanzig Jahre alt und gerät während der Wochen eines Sommeraufenthalts auf Rügen in den Wirbel einer bewegten Auseinandersetzung teils mit Shakespeares Hamlet, teils mit allerhand erotischen Beziehungen. Hauptmann läßt den jungen Dichter seine eigene Diskussion mit dem Drama Shakespeares noch einmal leben, läßt ihn seine Hamletdeutung vertreten, nach der Hamlet selbst, nicht Laertes, im vierten Akt den Aufstand gegen König Claudius unternimmt. Er läßt ihn dann das Drama im Sommertheater des kleinen Fürstentums Granitz auf Rügen ebenso inszenieren, wie es Hauptmann seinerzeit am Dresdener Staatstheater getan hat. Man denkt an Goethes Wilhelm Meister und dessen Kampf mit dem Hamlet; aber bei Hauptmann liegt die Sache doch etwas anders. Der Wilhelm Meister ist ein Erziehungsroman; dieses Buch des schlesischen Dichters ist eine erotisch gefärbte Auseinandersetzung mit dem Hamletkomplex, wie Hauptmann sagt, eine Schauspieler- und Regisseurgeschichte, nicht ein Erziehungsroman. Das Interessanteste an dem Buch ist nämlich der Moment, in dem sich auf Gotter und seine Helfer der Wirbel der Berufung senkt, in dem die jungen Menschen der Gegenwart von der Dämonie der alten Tragödie gepackt im Bilde ähnliche Schicksale leben und zu leben glauben. Da spürt man das Dichterische in Hauptmann, während man im übrigen große Teile des Romans wie halbe Unterhaltung oder wie ganze begriffliche Auseinandersetzung mit dem Hamletproblem liest. Ganz im Hintergrunde murrt wie immer bei dem Dichter des „Ketzers von Soana“ die Erotik, vor allem in der Gestalt der jungen Schauspielerin Irina Bell, die die Ophelia spielt, und vor der sich Hamlet-Gotter am Schluß durch eine Flucht nach Davos und zurück in seine Ehe rettet. Für die Lebensgeschichte Hauptmanns und für seine Haltung zu seiner eigenen Biographie bringt das Werk manchen Aufschluß.

Werner Beumelburg hat für seinen Roman „Mont Royal“ (Gerhard Stalling, Oldenburg) den Literaturpreis der Stadt Berlin erhalten. Er ist mit dieser Erzählung in seine heimatliche Welt, an die Mosel, gegangen, berichtet von Vaubans Bau des Mont Royal in der Moselschleife von Traben, Beumelburgs Heimatstadt, und erzählt die Geschichte von dem Winzersohn Jörg, der in den wirren Zeitläuften des ausgehenden 17. Jahrhunderts hin- und hergeworfen das Reich und nur das Reich suchen geht. Ein Zufall stößt ihn in die Kämpfe mit den Türken vor Wien, gegen die Franzosen vor Bonn; er sucht zuerst dumpf ahnend, dann bewußt den Führer der Deutschen, und sucht, je länger desto mehr, das Reich. Beumelburg gibt im Umriß eine Darstellung der bösen, zerfallenen Zeit nach dem Frieden von Münster und Osnabrück und in dieser Darstellung der Kämpfe vor allem gegen Ludwig XIV. eine betonte Prophetie der Sehnsucht nach dem Reich, die erst eine viel spätere Zeit allgemeinere Wirklichkeit werden ließ. Er läßt die Reichsidee aus dem Volk aufsteigen, läßt seinen Helden sich in ausgesprochener Bewußtheit für sie einsetzen, vor allem in einem Gespräch mit

dem letzten Kurfürsten von Brandenburg und ersten König von Preußen. Das Buch hat die Wärme der Landverbundenheit, die Bücher haben, die aus dem eigenen Boden ihrer Verfasser gewachsen sind. Es hat Landgefühl und den Glauben an Volk und Reich, der auch die andern Bücher Beumelburgs erfüllt. Die Geschichte ist nicht immer Erzählung geworden, sondern oft Darstellung geblieben; das Gefühl hinter dem Vortrag ersetzt das Fehlende. *D. R.*

Steinhausens Deutsche Kulturgeschichte neu

Die große „Deutsche Kulturgeschichte" von dem 1933 verstorbenen Professor Georg Steinhausen ist in der Bearbeitung von Eugen Diesel jetzt in 4. Auflage neu erschienen (Leipzig, Bibliographisches Institut), in zwei Teilen gegliedert: Text- und Bilderband. Steinhausen, einer der reinsten Deutschen, sowohl seiner Gesinnung wie übrigens auch dem Blute nach, was leider gegenüber falschen Behauptungen, die unvollkommen widerrufen wurden, gesagt werden muß, hatte bekanntlich eine Arbeit geleistet, die auch in ihrer letzten Fassung als ein Standwerk deutscher Kulturgeschichte angesprochen werden durfte. Diesel ist gegenüber der großen Leistung Steinhausens mit behutsamer Hand verfahren. Er hat in den Stoff und seine Formung nur eingegriffen, wo nicht leicht lesbare Sätze und Ausdrücke es erforderten, deren neuer Gehalt heute nicht mehr dem von Steinhausen gemeinten Sinn entspricht. Mit Geschick hat Diesel die Übersichtlichkeit und die Lesbarkeit dadurch erheblich vergrößert, daß er die Stoffmasse Steinhausens gliederte und durch gut gewählte Überschriften und Untertitel die Lektüre und das Suchen in diesem reichhaltigen Buche wesentlich erleichterte. Ganz umgeschrieben, neu geschrieben und erweitert ist das letzte Kapitel: Die Steigerung der Weltkrise bis zum nationalsozialistischen Durchbruch. Das Ringen um eine neue Kulturmöglichkeit. Ein Abschnitt, in dem die Leser Gedankengängen begegnen, die sie in unseren Blättern so oft das ernste Mühen Diesels um die Deutung des Geschehens kennen lehrten. Natürlich wird die heraufziehende Phase der Kulturentwicklung nur im Umriß angedeutet, da ein verantwortungsbewußter Kulturhistoriker niemals die im Fluß befindliche Gegenwart in eine Geschichte der Kultur einbeziehen wird. Der Verlag setzt mit der Neuauflage von Steinhausens Buch seine Arbeit fort, in grundlegenden Werken ein gut fundiertes, aus der Entwicklung sich ergebendes Bild der Gegenwart darzustellen. So tritt die Kulturgeschichte neben die deutsche Volkskunde. Die Illustrationen, die in den früheren Auflagen im Text vorhanden waren, sind jetzt in einem besonderen Bildband vereinigt und wesentlich erweitert worden. Den Bilderatlas zur deutschen Kulturgeschichte bearbeitete Dr. Friedrich Schulze gemeinsam mit Dr. Werner Schultze. Die Auswahl ist unter ausdrücklicher Abgrenzung gegenüber der Volkskunde und der Vorgeschichte geschehen, nur in den sich überschneidenden Bezirken wurden auch diese beiden Gebiete berücksichtigt. Bewußt ist auf jeden Übergriff in Geschichte und Politik verzichtet worden. Angestrebt und erreicht ist ein sachlich getreuer Spiegel des Kulturgeschehens. Neben den Bildern stehen kurze Erläuterungen, die in richtiger Weise mit dem Textband verzahnt sind, ohne seine Ausführungen zu wiederholen. *R. P.*

Erfreuliche Lese

Es wäre sehr ungerecht, wollte man nicht vorbehaltlos anerkennen, daß in Deutschland wiederum ein starkes und zum Teil echt dichterisches Leben sich rührt, das in überzeugenden Dokumenten wahren Könnens seinen Niederschlag gefunden hat. Neben die dichterische Ausbeute, die auf diesen Blättern schon gewürdigt ist, sind neue wesenhafte Zeugnisse getreten. Und wiederum spielen hierbei die Frauen keine Nebenrolle. Über Enrica von Handel Mazettis Meisterroman aus dem Donaulande „Jesse und Maria" (München, J. Kösel & F. Pustet,

539 Seiten, 4.80 RM.) braucht nichts an Lob mehr gesagt zu werden. Er hat seinen Weg gemacht und konnte als Jubiläumsausgabe im 138.—147. Tausend erscheinen. Diese erschütternde, bis in die letzten Tiefen rührende Erzählung aus dem Österreich der Gegenreformation hat durch die Patina der Jahre an Reiz und Frische nichts verloren, und seine reife, auf dem Grund echt katholischer Religiosität gewachsene Menschlichkeit ergreift heute wie damals.

Neben der österreichischen Baronin behauptet eine andere große katholische Dichterin, die unsern Lesern vertraut ist — wir erinnern daran, daß auch Enrica von Handel Mazettis zweiter Roman „Die arme Margaret" in der „Deutschen Rundschau" erstmalig erschien — ihren würdigen Platz: Ruth Schaumann mit ihrem neuen Roman „Der Major" (Berlin, E. Grote. 363 Seiten). Auch er hat in kurzer Zeit große Auflagen erlebt, und wir buchen das als ein erfreuliches Zeichen, daß das gesunde Gefühl für wahres Dichtertum im Lärm des Tages nicht verloren ging. Wie alle Menschen von Substanz schöpft Ruth Schaumann immer wieder neue Kraft und neue Wunder aus dem Werden, Blühen, Glück und Gefährdung der eigenen Kindheit. Vom „Major" schlägt sich die Brücke zu ihrer „Amei". Der Major lebt nach einer nicht einfachen Jugend, die alles Kommende schicksalmäßig bestimmend schon festlegte, ein preußisches Offiziersleben im Ablauf seiner Pflichten, seines Glanzes und des letzten Einsatzes, wie eben der Lebenslauf eines preußischen Offiziers war. Aber in und hinter diesem Rahmen blüht, blutet und flutet ein starkes Menschentum, das zuchtvoll auch in Zeiten innerer und äußerer Krise dem großen Gesetz sich unterordnet, sich bei aller durch Stellung und Tradition bedingten Härte der Weichheit und des Reichtums eigenen Herzens und Gefühls nicht schämt und für eigene Irrtümer eigene Sühne sucht. Dieser Major und sein Leben sind eine durchaus männliche und darum bei allen unvermeidbaren Schwächen sehr anständige und vornehme Angelegenheit. Das Leben dieses Soldaten endet in dem Grauen vor Verdun, sein Menschentum lebt in seinen Kindern fort.

Neben diese Frauen treten zwei Männer: Friedrich Bischoff „Die goldenen Schlösser" (Berlin, Propyläen-Verlag. 561 Seiten) und Ottfried Graf Finckenstein „Fünfkirchen" (Jena, Eugen Diederichs. 258 Seiten). Beide Romane Zeugnisse echten Dichtertums und besonderer Gestaltungskraft. Bischoff gehört nach Schlesien, diesem Lande, dessen Stamm in den letzten Jahren einige starke dichterische Begabungen von Eigenwuchs und Charakter erstehen ließ, wie August Scholtis, Franz Wiessalla, Gerhart Pohl, um die wesentlichen zu nennen, während Ottfried Graf Finckenstein bei Marienwerder auf einer alten Ordensburg im Jahre 1901 geboren ist. Friedrich Bischoffs goldene Schlösser liegen in den Bergen des Riesengebirges, und seine Menschen stehen fest auf der schlesischen Erde, ihr und ihren geheimnisvollen Kräften, ihrer Wirklichkeit und der noch stärkeren Wirklichkeit ihres Zwischenreiches bis ins Letzte verhaftet. Sie alle, von der obersten, in Ordnung und gesichertem Besitz lebenden Schicht bis zur untersten, die in Unklarheit und ins Verbrechen hinab reicht, haben ihr fest umrissenes Profil, und jeden Einzelnen versteht Bischoff uns so vertraut zu machen, dank einer ungewöhnlichen Kraft der Charakterisierung, als hätten wir ihn gekannt und mit ihm gelebt. Aber über allen steht das Schicksal, geboren aus den Kräften und den Geheimnissen des Bodens und der Berge, das keinen aus dem Gesetz entläßt, nach dem er angetreten, bis er es leidend oder überwindend erfüllt hat. Es ist viel Atmosphäre in diesem Buch, und das allein wird Bischoff in seinem Dichtertum bestätigen. Diese Atmosphäre legt sich fühlbar auf den aufgeschlossenen Leser und zwingt ihn in ihren Bann, daß die Kräfte des Zwischenreiches, denen die Menschen des Riesengebirges willig sich unterworfen fühlen, reale Kräfte auch für ihn bedeuten. Eine Atmosphäre, in der die Verbundenheit des Tages mit dem Traum Schicksal ist. Hier wird das Leben und Sterben eines jungen Menschenkindes geschildert, das in einer

Sturmnacht schon fast erfroren in das Dorf gerettet wird, empfunden von den einen als lichte Botin des Zwischenreiches, von den andern als unheimliche, den Menschen feindliche Vertreterin dunkler Kräfte. Um dies fremde Mädchen bleibt das Geheimnis, das in seiner Schönheit und Beglückung nur von den Abseitigen, den Stillen im Lande, empfunden, von den Unreinen gierig begehrt oder verfolgt wird. Und hier liegt über dem Atmosphärischen ein Vorstoß in die allgemeingültige Tragik jeden Menschentums: der Mann, der das verlorene Kind in sein in der gleichen Nacht verödetes Haus nimmt — nach dem Glauben der Dörfler fordern eben die Unterirdischen für einen von ihnen entsandten Boten die Seele eines Menschen — vermag nicht auf die Dauer das helle Geschenk zu halten und zu bewahren und treibt endlich das Mädchen, das ihm wieder Sinn und Streben in sein zerstörtes Leben brachte, durch sein aus mangelndem Begreifen böse und klein gewordenes Herz in den Tod. Aber dies ist ein Buch, über das man nicht viel reden, sondern das man lesen soll.

Mit fast gleicher Kraft versteht Ottfried Graf Finckenstein die ostpreußische Landschaft zu beschwören in lebendiger Wirklichkeit von einer ungewöhnlichen Kraft. Man horchte auf, als man seine kurze Erzählung „Männer am Brunnen" las (Jena, E. Diederichs. 0.80 RM.), sein Roman löst das dort gegebene Versprechen ein. Auch seine Menschen stehen klar und fest in der Wirklichkeit, und auch über ihren Schicksalen waltet die Landschaft. Er versteht die Fäden mit einfacher Eindringlichkeit zu führen, und die Verflechtung der Einzelschicksale wird zu einem kunstvollen Ganzen. Auch dieses Buch soll gelesen sein, und man freut sich, andern von solchen Büchern Kunde geben zu können.

Ein guter Erzähler von vielen Graden ist Bernhard Blume mit seinem Roman „Das Wirtshaus zum roten Husaren" (Schützen-Verlag. 272 Seiten.) Blume erzählt flüssig und mit dem steten Atem des guten Romans, mit jeder Möglichkeit zum festen Umreißen seiner Personen, von dem Schicksal eines Husaren aus Prinz Eugens Armee in den Türkenkriegen, wie er mit einer zigeunerhaften Lagerdirne das Heer verläßt, in dem er sich durch eine tollkühne Soldatentat ausgezeichnet hatte, ohne den Lohn dafür ernten zu dürfen, nach Deutschland zog und dort ein Leben sich aufzubauen sucht gegen den Widerstand fast aller. Wie er durch zu Landstörzern gewordene Kameraden in Schuld und Verstrickung gerät und als ein neuer Michael Kohlhaas eigenwillig und männlich sein Recht sich sucht, um endlich in Gefaßtheit und Stolz sein letztes Schicksal zu erleiden.

Von Kurt Kluge, vielleicht dem wesenhaftesten deutschen Novellisten, weil dem inneren Reichtum dieses durch und durch künstlerischen Menschen wie in seiner bildhauerischen Tätigkeit so auch beim Schreiben das Handwerk heilig und vertraut ist, sind unter dem Titel „Der Nonnenstein" drei seiner Novellen gesammelt erschienen, die alle erstmalig in der „Deutschen Rundschau" gedruckt sind (Stuttgart, J. Engelhorn): Der Nonnenstein; Die drei Gelehrten; Der Gobelin. Ein hübscheres und feineres Geschenk konnte Kurt Kluge zu seinem eigenen 50. Geburtstag am 29. April seinen Freunden nicht machen.

Rudolf G. Bindings Novelle „Die Waffenbrüder", die in einem Sammelbande schon bekannt geworden und verbreitet ist, erschien jetzt in gleicher Ausstattung wie seine Novelle „Sankt Georgs Stellvertreter" als schmales Bändchen (Frankfurt, Rütten & Loening). Ihre Qualitäten sind bekannt, auch sie eignet sich besonders, Menschen von Geschmack ein feines Geschenk zu machen.

Sehr gut erzählt ist Friedrich Lindemanns Roman „König im Moor" (Berlin, Ullstein. 300 S. 4.— RM.). Auch hier wächst aus Geist und Wesen der Landschaft des Teufelsmoors in Hannover ein Mann hervor, wie er nur dort entstehen, leben und handeln konnte. Ein trotziger Torfbauer und Fischer Gebert Grotkaß, ein Kerl voll Saft und Blut, ist dank der Ausstrahlungen seines Wesens der ungekrönte König der Torfbauern und ihr Führer im Kampfe gegen

die Zollwächter, die nach der Gründung des deutschen Zollvereins Zollschranken errichteten, die das natürliche Gefühl der Bauern nicht als zu Recht bestehend anerkennen konnte. Hier kommt sogar etwas großdeutsches Gedankengut heraus, aber es belastet nicht das Schiff der gut unterhaltenden Erzählung, ebensowenig wie die streckenweise in wirkliche Tiefe zielende Psychologie im Kampf des Sohnes mit dem Vater, im Ringen um Schuld und Sühne, und nach echt dramatischer Zuspitzung im atemraubenden Konflikt läuft das Schiff der Erzählung doch glücklich ein in den gesicherten Hafen eines anständigen und sauberen Ausgleichs.

Robert Walter erzählt in seinem neuen Roman „Eva von Trott" (Hamburg, Broschek & Co. 4.80 RM.) die Geschichte der schönen Geliebten von Herzog Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig. Er hat die Form einer Chronik gewählt, weiß aber ihren Gefahren zu begegnen, so daß die Spannung nicht nachläßt. Es ist die Geschichte einer strahlenden und erfüllten Liebe, die allen äußeren und familiären Widerständen auch in Krieg und Verfolgung zu trotzen weiß, um endlich doch aus dynastischen Gründen in Leid und Unglück zu enden.

Eins der erschütterndsten Dokumente, das unser Gesamtvolk angeht, ist der Roman von Gottfried Rothacker „Das Dorf an der Grenze" (München, Müller-Langen. 298 Seiten). Hier erzählt der Schullehrer Ortwin Hartmichel sein Erleben in einem in slawischer Umwelt den harten völkischen Existenzkampf führenden Dorfe. Das Dorf liegt in der Tschechoslowakei, es kann nach dem tragischen Gesetz des Deutschtums außerhalb der Reichsgrenzen auch in Polen und in andern Ländern in Europa, denen deutsche Minderheiten überantwortet sind, liegen. Und das ist das stärkste Zeichen für seine Echtheit und seine Bedeutung, daß es deutsches Außenschicksal an einem ganz bestimmten Falle in allgemein gültiger Form gibt. Es ist ein Buch, das die Herzensträgheit der Binnendeutschen überwinden und lösen könnte und das in jeder Beziehung weiteste Verbreitung verdient. Es ist erschütternde Wirklichkeit in der Verfolgung des Deutschtums draußen mit allen Mitteln einer brutalen Staatsführung, es ist deutsche Wirklichkeit auch in der rückhaltlosen Schilderung deutscher Schwäche, aber auch besten deutschen Bewahrungswillens gegenüber Gewalt, Unterdrückung und Mord. *D. R.*

Illustrierte Klassiker, Tiere und Zigeuner

Das Bibliographische Institut unternimmt es, seine Klassikerausgaben zeitgemäß zu gestalten. Das ist ein ausgezeichnetes Mittel, die langsam gerade durch die Klassikerausgaben etwas gefährdete Verbindung zwischen der Nation und ihren Dichtern aus der Vergangenheit wieder anzuknüpfen und zu festigen. Der Verlag hat zuerst seine Ausgabe von Storms Werken erneuert, und diese Erneuerung ist so ausgezeichnet gelungen, daß man nur hoffen kann, die übrigen werden folgen. Neun handliche, schön gedruckte, geschmackvoll gebundene Leinenbände, jeder einzeln käuflich zum Preise von 1,90 RM., eine sorgfältige wissenschaftliche Textbearbeitung, von der man im Druck nichts sieht, nicht einmal Zeilenziffern; alle Anmerkungen im letzten Band vereint — dazu eine Vollständigkeit, wie sie keine der bisherigen Ausgaben besaß: der alte Dichter hätte selbst seine Freude gehabt. Als Herausgeber zeichnet Fritz Böhme, der schon an der Westermannschen Stormausgabe mitgearbeitet hat; er hat alles mit aufgenommen bis zu den kritischen Aufsätzen und Besprechungen, den Bruchstücken einer Lebensbeschreibung, den Nacherzählungen von Geschichten und Sagen, die Storm für Biernatzki und Müllenhoff lieferte. Das Beste ist, daß man, wie gesagt, von all dieser Arbeit den einzelnen Bänden nicht das Mindeste anmerkt, sondern jeden liest wie ein Buch von heute. Hübsche Illustrationen von Karl Wernicke beleben die einzelnen Erzählungen.

Über die Zigeuner, ihr Leben und ihre Seele, berichtet auf Grund eigener Reisen und Forschungen Dr. Martin

Block (Bibliographisches Institut, Leipzig). Der Verfasser hat sich die Mühe gemacht, jahrelang mit europäischen Zigeunern umzugehen, und berichtet hier sachlich unromantisch von seinen Erfahrungen. Er hat, wie sein Vorgänger Heinrich von Wislocki, ihre Sprache gelernt und hat so unmittelbaren Zugang zu ihnen gefunden — bis zu der Strindbergsituation der gefährlichen, allzu großen Annäherung an das freie, ungebundene Naturleben. Aus langem Umgang mit Angehörigen dieses seltsamen Volks mit viel Raum, aber ohne Zeit, berichtet er nun über ihre Zukunft und ihre Namen, ihre Küche und ihre Tracht, über ihre Musik und ihre Märchen, und man hat im Lesen immer das angenehme Gefühl, von einem Manne unterrichtet zu werden, der aus direkter Erfahrung, nicht aus den Erfahrungen anderer schöpft. Er gibt Material, nicht Anekdoten, zeigt das Leben eines Volkes und seine Besonderheiten in den großen und kleinen Situationen des Daseins und bringt eine Fülle von Fakten, die auch dem, der sich mit der Materie kaum abgegeben hat, ein anschauliches Bild von dieser seltsamen Welt und ihrer Umwelt geben. Eine Menge instruktiver Abbildungen erhöhen den Wert des Buches.

Das Buch von Walter Rammner, „Das Tier in der Landschaft", das vor drei Jahren beim Bibliographischen Institut in Leipzig erschien, ist in einer Neubearbeitung herausgekommen, die vor allem die Abbildungen betrifft. Die Darstellung der deutschen Tierwelt in ihren Lebensräumen ist bis auf einige Ergänzungen und Verbesserungen im wesentlichen die gleiche geblieben; die Abbildungen haben dagegen einen ganz anderen Charakter bekommen. Die erste Auflage war zum großen Teil noch mit den alten Holzschnitten aus dem Brehmschen Tierleben illustriert, zum Teil mit den heute oft verwendeten Photographien, die die charakteristischen Wesenszüge des Tieres so wenig betonen und gegen die Umwelt herausheben, daß sie für ein Wiedererkennen, für ein Bestimmen der einzelnen Tiere — und darauf arbeitet ja schließlich solch ein Buch hin — wenig geeignet waren. In der neuen Auflage sind die Photographien völlig gestrichen; dafür hat man Zeichner und Maler in ihre alten Rechte eingesetzt. Die große Menge der Abbildungen sind gezeichnet, schwarz-weiß, ein kleinerer Teil in farbigem Offsetdruck in den Text gedruckt. Wenn naturgemäß auch dieses Druckverfahren die Reize der alten handkolorierten Darstellungen der Fauna nicht erreichen kann, so enthält das Buch doch bereits eine ganze Reihe von farbigen Abbildungen, die die wesentlichen Merkmale der dargestellten Tiere so eindeutig erkennen lassen, daß ein Bestimmen von diesen Abbildungen aus ungeheuer erleichtert ist. Unter den Darstellungen der Schmetterlinge, zum Teil auch der Vögel, finden sich bereits durchaus gelungene Arbeiten; manches ist noch ein bißchen bunt geraten; aber auch dagegen ist wenig einzuwenden, da das heutige Auge fast immer von der Farbigkeit der Abbildungen her die wirkliche Farbigkeit der Tiere sehen lernen muß.

D. R.

Die im Mai- und Juniheft erschienenen Lebenserinnerungen des Tischlermeisters Frommholz sind von Dr. Bogislaw Graf von Schwerin, Hannover, bearbeitet worden.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Professor Dr. Maximilian Claar, Neapel. — Dr. Friedrich Düsel, Berlin. — Friedrich Frommholz, Ornshagen i. Pommern. — Dr. Georg Kurt Schauer, Berlin. — Gerhart Pohl, Wolfshau/Riesengebirge